This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

623.16

Google

Ace 628.16

Harvard College Library

FROM THE

SALISBURY FUND.

In 1858 STEPHEN SALISBURY, of Worcester, Mass. (Class of 1817), gave $5000, the income to be applied to "the purchase of books in the Greek and Latin languages, and books in other languages illustrating Greek and Latin books."

18 May, 1901.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1-625

Von Rom nach Sardes.

Reisebilder

aus klassischen Landen

von

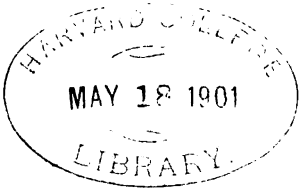
Dr. Gustav Lang.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage,
mit einer Karte von Ithaka.

Stuttgart, 1900.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Digitized by Google

Acc 628.16



Salisbury fund

Digitized by Google

Von Rom nach Sardes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

„Es gehört ein gut Teil Mut und Selbstvertrauen dazu, zu den zahlreichen Reisebeschreibungen aus klassischen Landen eine neue zu fügen“, so beginnt ein befreundeter Rezensent der ersten Auflage. Und in der That, als ich im Juli 1894 von meiner nahezu dreivierteljährigen Wanderung durch die klassischen Stätten der antiken Kultur in die Heimat zurückkehrte, lag mir nichts ferner als der Gedanke, daß ich einmal aus meinen Briefen und Notizen eine förmliche Reisebeschreibung veröffentlichen könnte. Auch als ich nach Jahresfrist aus Anlaß eines Vortrags über Troja Gelegenheit fand zu bemerken, welch reiche und willkommene Schätze in meinen Papieren begraben lagen, wagte ich noch keineswegs, an eine Fortsetzung der Arbeit zu denken; erst zwei Jahre später folgte ein weiterer Vortrag, diesmal über Konstantinopel. Nachdem ich aber kurze Zeit darauf vorübergehend die Schriftleitung einer Tageszeitung übernommen hatte, veranlaßte mich das gebieterische Bedürfnis

Digitized by Google

des Feuilletons neben den ausgearbeiteten Bruchstücken noch weitere Höhepunkte meiner Reiseerinnerungen schriftstellerisch zu verwerten; so entstanden insbesondere die Abschnitte: Papstmesse, Weihnachten in Rom, Besteigung des Vesuv, Palermo, Ostern in Athen, Smyrna. Die freundliche Aufnahme dieser Artikel ermutigte mich, auch nach meiner Rückkehr ins Lehramt die liebgewonnene schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, und so wuchs in der Stille der einsamen Abende eines ländlichen Aufenthalts das Büchlein heran, das ich Weihnachten 1899 zunächst für den engeren Kreis meiner Verwandten und Bekannten im Druck erscheinen ließ.

Wider Erwarten gingen mit den anerkennenden Urteilen der Presse — soweit diese bei dem beschränkten Umfange der ersten Auflage berücksichtigt werden konnte — zahlreiche Bestellungen ein, denen bereits nach wenigen Monaten nicht mehr genügt werden konnte. Dieser erfreuliche Erfolg gab mir endlich das nötige Teil Mut und Selbstvertrauen, mich mit meinen „Reisebildern aus klassischen Landen" an ein größeres Publikum zu wenden.

Ich habe die Gelegenheit gerne benützt, in dankbarer Befolgung freundschaftlicher Winke Unebenheiten, die noch von der bruchstückweisen Entstehung des Ganzen herrührten, Ungenauigkeiten und Fehler zu verbessern, da und dort Lücken auszufüllen, Neues anzufügen, endlich die zur vollen Anschaulichkeit der Schilderung Ithakas erforderliche Karte beizugeben, die ich dem freundlichen Entgegenkommen von Baedekers Verlag verdanke. An dieser Stelle möchte ich auch Gelegenheit nehmen,

Digitized by Google

meinen Freunden, insbesondere meinem treuen Reisegefährten, Herrn Gymnasiallehrer Dr. Otto Stählin in Nürnberg, für die wertvolle Unterstützung und Bereicherung meiner Arbeit aufrichtigen Dank zu sagen.

In der vorliegenden vermehrten und verbesserten Gestalt wird nun das Büchlein von neuem seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten. Aus einer Reihe von Einzelbildern ist unter der Hand ein Ganzes geworden, das im Zusammenhang gelesen und gewürdigt werden möchte. Je mehr die Länge der Zeit die unwesentlichen Einzelheiten persönlicher Erlebnisse verwischt hatte, um so mehr wurde ich darauf geführt, bei Wiederbelebung meiner Erinnerungen mich auf das Typische zu beschränken, auf solche Erlebnisse, die allgemeineres Interesse beanspruchen können. Dabei versuchte ich, eine Vorstellung von der Fülle der auf klassischem Boden sich aufdrängenden Anschauungen, Rück- und Ausblicke zu geben, welche den bleibenden Wert einer Reise in klassischen Landen darstellen. Wissenschaftliche Fragen wurden nur so weit, als die beschriebenen Örtlichkeiten es notwendig machten, herangezogen und dann in einer Form zu geben versucht, die ihnen das Interesse des gebildeten deutschen Lesers gewinnen möchte, das leider nicht ohne Mitschuld der modernen Philologie und Archäologie mehr und mehr verloren gegangen ist.

In dieser Form möge nun das Büchlein in seinem bescheidenen Teil unserer selbstzufriedenen Zeit, welche in blindem Reformeifer das klassische Altertum und voran seine ungleich wertvollere Hälfte, das Griechische, aus unserer modernen

Digitized by Google

Bildung streichen möchte, Zeugnis ablegen von dem noch unvergangenen und unvergänglichen Werte der antiken Welt, den sie zumal für uns, die Kinder der Renaissance, besitzt, welche ein unlösliches Band der Gedanken und Gefühle mit den klassischen Begründern der menschlichen Kultur verbindet.

Digitized by Google

Rom.

Früher führte der Weg nach Rom über die abwechslungsreiche Paßhöhe des Gotthard, und mehr als ein Wanderer aus alter Zeit hat uns die erhebenden Gefühle geschildert, welche ihm die Bruſt ſchwellten, als ihm plötzlich dort oben der Ausblick nach dem Lande ſeiner Sehnſucht ſich öffnete und der Weg ins jenſeitige Thal ſich hinabzuſenken begann. Heutzutage fährt der Schnellzug Zürich-Mailand nur allzu raſch die großartige Schlucht der Reuß hinan, kaum Zeit laſſend, auch nur das gewaltige Werk von Menſchenhand zu bewundern, das dieſe Steigung überwand. Durch ein ſchwarzes Loch in ſechzehn Minuten durch den Berg befördert, befindet ſich der Reiſende unvermittelt im jenſeitigen Thale, wo ihn nicht weniger ſtaunenswerte Bahnbauten eilends aus dem Gebirge entführen. Wer Zürich bei Regen und Nebel verlaſſen hat, wird ſich freuen, wenn in Airolo nach der ſchwarzen Nacht des Tunnels heller Sonnenſchein und ſüdliche Lichtfülle ihn begrüßen; aber mitten im betäubenden Stampfen des Eilzugs in wenigen Stunden bergan bergab geführt, durch den raſtloſen Wechſel der Bilder, die vor ſeinen Augen vorbeifliegen, ermüdet, würde er am Ende gerne mit dem rüſtigen Wanderer von dazumal tauſchen, der in abgemeſſenen Tagemärſchen, aber

Digitized by Google

frisch und fröhlich, und wo es ihm gefiel Halt machend, im schönen Italien einmarschieren durfte.

Noch weniger poetisch gestaltet der moderne Verkehr die Ankunft in Rom. Auf der alten via Flaminia kam man ehemals an die Stadt heran, auf den Uferhöhen des Tibers öffnete sich zum erstenmal der Blick auf die ewige Stadt, die vom Vatikan mit seinem hohen Dom, der Peterskirche, bis zu dem hochgelegenen Quirinal in imposanter Ausdehnung sich dem erstaunten Blicke darbot. Man überschritt den Fluß auf dem Pons Mulvius, dem uralten Denkmal des Sieges des Christentums unter Konstantin. Man betrat Rom durch das prächtige Nordthor, die Porta del Popolo, um sich sofort auf einem der schönsten Plätze der Stadt, am Fuß des palmentragenden Pincio zu befinden, von wo der berühmte Korso, die schnurgerade Hauptstraße des modernen Rom, ins Innere der volkreichen Stadt weiterführt. Heutzutage bringt uns der Eilzug durch die endlosen Steppen der Campagna heran, wir merken es kaum, daß wir der Hauptstadt Italiens uns nähern; nirgends öffnet sich ein überraschender Ausblick auf die nahe Stadt; weit draußen im Osten, fern vom Tiber und der Altstadt, setzt man uns ab auf rußigem Bahnhof, wo beim Heraustreten sofort der ganze Schwarm der Hoteldiener den Fremden umflutet. In einen Hotelwagen gepackt rasselt man durch die modernen Großstadtstraßen des neuen Bahnhofviertels mit der Pferdebahn um die Wette. Wer vollends, wie die meisten Ankömmlinge, bei Nacht hier einfährt, wird von der Poesie des Momentes nur noch wenig empfinden.

Noch ein anderer Umstand droht dem modernen Besucher von Rom den ersten Eindruck etwas zu verderben. Es sind dies die enthusiastischen Schilderungen seiner Vorläufer.

Digitized by Google

Nichts bestimmt unsern Eindruck mächtiger als die vorgefaßte Meinung; wer zu viel erwartet, wird stets enttäuscht sein. Die Hauptmasse der modernen Stadt, die der Fremde zunächst betritt, hat aber ohnehin nicht allzuviel Überraschendes. Neben den weiten Großstadtstraßen der seit 1870 aufgeschlossenen Neustadt erscheinen die Straßen der Altstadt eng und schmutzig. Haltung und Kleidung des Volkes, das sie belebt, zeugt von einer allgemeinen Verarmung, wie wir sie in Deutschland, Gott sei Dank, nicht kennen. Die Straßenbettelei gehört hier zu den Landplagen, und eine Menge moderner Wegelagerer belästigt unaufhörlich den Fremden mit ihren Zudringlichkeiten. Für die geringfügigste Gefälligkeit wird ein Trinkgeld nicht bloß erwartet, sondern kurzweg verlangt, zuweilen selbst von den Aufsehern der Museen, trotz aller Verbote, die an den Wänden prangen. Doch hat der Fremde bei einiger Freigebigkeit auch den Vorteil davon; bald merkt er, daß der Italiener ein freundlicher und williger Führer ist, der schon für bescheidenen Lohn sich äußerst dankbar erweist. Wer Griechenland und die Türkei bereist, wird sich oft nach den klugen italienischen ragazzi zurücksehnen, die dem Fremden an den Augen absehen, was er sucht, und ihn so trefflich führen.

Die Stadt hat längst ihren geistlichen Charakter verloren, ein Umstand, der ihr ebenfalls viel von ihrem eigentümlichen Reize genommen hat. Die Kirche spielt jetzt in Rom eine weit untergeordnetere Rolle als z. B. in den katholischen Teilen von Deutschland. Die vielen Priester gehen unbeachtet und ungegrüßt durch die Straßen; es sieht aus, als ob sie, von der Welt abgeschlossen, eine eigene Kaste bildeten, die mit dem heutigen Rom nichts zu schaffen hat. Nur die ganz unverhältnismäßig große Zahl der katholischen

Digitized by Google

Kirchen erinnert noch an die alte Bedeutung der Stadt; sie sind in den verlassenen Gebieten des alten Rom fast zahlreicher, als die profanen Gebäude.

Aber trotzdem, wer könnte den Boden von Rom betreten, ohne jenes unbeschreibliche Gefühl der Erhebung zu empfinden, das uns ergreift, so oft wir historischen Boden betreten, den Schauplatz uralter Weltgeschichte! Zwei wichtige Kulturen haben sich hier ausgelebt: die römische und das Mittelalter. Beide haben ihre Spuren unauslöschlich zurückgelassen. Dann die große Zeit der Renaissance, welche noch immer dem Aussehen der Stadt das charakteristische Gepräge giebt. Zwischen diesen Überresten vergangener Herrlichkeit erwächst nun die moderne Großstadt. Freilich will sie an dieser Stelle nicht recht heimisch werden; es fehlt noch an modernen Menschen und Zuständen. So zeigt Rom statt eines glänzenden Gesamtbildes eher ein verwirrendes Durcheinander von Alt, Mittel und Neu: die Peterskuppel überragt Mietskasernen und Renaissancepaläste, moderne und alte Ruinen, alles in bunter Mischung neben einander. Man muß sich daher den vollen Genuß von Rom erst erobern. Die Reste des Altertums beanspruchen langes Studium, weniger die Reste des Mittelalters und die päpstliche Stadt; aber hier muß sich der moderne Christ erst in die Anfänge unseres Glaubens hineindenken, der Protestant in dem Katholizismus zurechtfinden, dann erst wirkt die schlichte Einfachheit der altchristlichen Basiliken, dann erst die sinnbetäubende Pracht der modernen Kirchenpaläste mit ganzer Macht auf ihn ein. Schließlich kommt noch das heutige Rom und will gewürdigt sein; aber hier ist nicht viel zu holen: es ist fast genug, wenn man es fertig bringt, sich von ihm nicht stören zu lassen.

Digitized by Google

Es sind besonders zwei Epochen, welche uns in Rom starke Eindrücke zu geben geeignet sind: die römische und die Renaissance. Beide Perioden, räumlich wie zeitlich durch eine weite Kluft getrennt, wirken ganz entgegengesetzt. Im alten Rom muß die Phantasie sich erst daran gewöhnen, aus nackten Backsteinklüften, aus zerstreuten Säulen- und Architekturtrümmern die Vorstellung der verschwundenen Pracht herauszulesen. Hierbei wirkt die moderne Umgebung entschieden störend, man muß erst von ihr abstrahieren lernen, ehe ein reiner Genuß der großartigen Reste möglich wird. Das wirkungsvollste Bauwerk des alten Rom ist unstreitig das Kolosseum; es zeigt einen Grad der Erhaltung, welcher bei der symmetrischen Anlage gerade genügt, um die Ergänzung des Riesenovals zum geschlossenen Amphitheater dem Betrachter noch unmittelbar zu ermöglichen, während die übrigen Reste des Altertums meist einen so traurigen Grad der Zerstörung zeigen, daß Verständnis und Genuß nur durch mühsame Rekonstruktion erreicht werden kann. Das Renaissance-Rom ist eine ganz andere Stadt, ein Gebiet für sich. Viele Paläste aus jener großen Zeit italienischer Kunstblüte stehen noch aufrecht; aber sie reden eine deutliche Sprache vom Verfall der römischen Adelsgeschlechter. Man besichtigt auch noch manchen derselben seines prächtigen Hofes, seiner Prachtsäle oder Sammlungen wegen; aber einer nach dem anderen schließt seine Thore, um den Verkauf seiner Kunstschätze oder den Zerfall seines Innern nicht der Öffentlichkeit preiszugeben. In ungetrübter Pracht und Herrlichkeit steht fast nur noch der Vatikan mit der Peterskirche da; und es ist daher natürlich, daß mancher Fremde hier den ersten erhebenden Eindruck von Rom gewinnt, während ihn die Ruinen des alten

Digitized by Google

Rom vielleicht noch kalt anstarren. Dieser erste Eindruck wird sich jedoch bei näherer Bekanntschaft leicht verschieben. Die römische Renaissance hat die einfache Würde und den hohen Ernst des antiken Stils nicht zu bewahren gewußt; die meisten ihrer Schöpfungen, selbst St. Peter, sind ins Barocke aufgestutzt. Ihre Formen, von der modernen Architektur bis zum Überdruß wiederholt, beginnen schließlich das Auge zu langweilen. Wer erst von Rom aus Perugia und Florenz besucht, wird die kräftigen, lebensvollen Formen des gotischen Burgstils der dortigen Rathäuser, wird die derbe Rustika des Florentiner Palaststils wie eine Erlösung empfinden. Es ist für Rom bezeichnend, daß es nur eine einzige alte Kirche gotischen Stils, noch dazu von sehr bescheidenem Äußern besitzt. Demgegenüber werden uns die Reste des Altertums, je mehr die Phantasie dieselben beleben lernt, desto lieber und werter. Es hat einen eigenen Reiz, den Spuren der Römer nachzugehen, deren rücksichtsloser Energie nichts unmöglich erschien. Es ist ein lockendes Spiel der Phantasie, ihre Kolosse im Geiste wieder aufzubauen, die Weiten und Höhen nachzumessen, in denen sie ihre Schrankenlosigkeit verkörpert haben.

Digitized by Google

Weihnachten in Rom.

In Italien macht die regelmäßig im November eintretende Regenperiode gewöhnlich im Laufe des Monats Dezember klarem, frischem Wetter Platz, das durch die Kraft der südlichen Sonne, wenigstens für die Mittagstunden, oft recht milden, fast herbstlichen Charakter erhält. Diese schönen Tage, welche den Hauptreiz eines Winteraufenthaltes in Rom bilden, halten häufig bis über Weihnachten an. Das will dann ein deutsches Gemüt, das von dem nordischen Nebellande her ganz andere Vorstellungen mit dieser Festzeit verbindet, recht seltsam anmuten. Trägt doch bei uns der trauliche Dämmerschein der meist trüben Dezembertage viel zu dem eigentlichen Reize bei, den Weihnachten von Jugend an auf uns ausübt: wie heimisch fühlt man sich im Kreise der Seinen, die sich in warmer Stube um den Weihnachtsbaum versammeln, wenn es draußen so unfreundlich kalt ist und stürmt, oder Schnee und Eis die Wege ungangbar machen!

Auch sonst gelingt es dem Deutschen in Rom schwer, in die rechte Weihnachtstimmung hineinzukommen. Man merkt schon äußerlich nichts vom Herannahen des Festes; es giebt weder Weihnachtsmärkte, noch besondere Weihnachtsauslagen der Kaufläden, da ja eine Bescherung in unserm

Digitized by Google

Sinne in Italien mit diesem Feste nicht verbunden wird. Nur die Deutschen lassen es sich nicht nehmen, wie überall im fremden Lande, so auch in Rom ihr Weihnachtsfest nach heimatlicher Sitte zu feiern. Freilich kostet es viel Mühe und Geld, den hierzu nötigen Weihnachtsbaum aufzutreiben; denn das italienische Land, schon an sich ziemlich baumarm, zeigt einen besonders auffallenden Mangel an Tannen. So habe ich denn in Rom zunächst eine Weihnachtsfeier ohne Christbaum mitgemacht: die ansässigen deutschen Künstler hatten ihre gemütliche Stammkneipe bei Fiorelli hübsch mit Guirlanden ausgeschmückt und hießen jeden Landsmann bei ihrem heiteren Festabend willkommen. Alljährlich an Weihnachten versammelt der Direktor des deutschen archäologischen Instituts auf dem Kapitol, Professor Petersen, die auf wissenschaftlicher Reise in Rom anwesende deutsche Jugend in seinem gastfreien Haus; da ward es mir denn doch noch vergönnt, fern von der Heimat unter brennendem Christbaum ein echtes deutsches Weihnachtsfest mitfeiern zu dürfen.

Wenn man auch auf den Straßen zu Rom nichts für Weihnachten Charakteristisches zu bemerken vermag, so weist doch im Innern der Kirchen die Ausstellung von Scenen aus dem Weihnachtsevangelium auf das Fest der Geburt Christi hin. Der Leser möge mir auf den Nordosthügel des Kapitols in die hochgelegene Kirche S. Maria in Aracoeli folgen, welche eine wunderthätige Puppe des Christkindes (il santo bambino) zu besitzen sich rühmt. Wir steigen die breite, hohe Freitreppe hinan, welche den Berg von Norden her zugänglich macht, und treten durch die Mittelthüre der noch immer gänzlich unverkleideten Backsteinfront in die schöne Basilika ein. Eine Schar Andächtiger, welche gegen die zweite Seitenkapelle links auf den Knieen

Digitized by Google

liegt, zeigt uns die Richtung an, in der wir den verehrten bambino zu suchen haben. Wir erblicken die Grotte von Bethlehem mit einer zierlich arrangierten Gruppe der heiligen Familie und der drei Könige aus dem Morgenlande. Alle Personen sind in lebensgroßen Wachsfiguren dargestellt und tragen prächtige bunte Gewänder. Nur der bambino selbst trägt keine Kleider, sondern kostbaren Preziosenschmuck; aus einem etwa fußgroßen Stück Cedernholz in der Form eines Wickelkindes ohne sichtbare Gliedmaßen geschnitzt, ist es über und über mit Gold, Perlen und Diamanten bedeckt, so daß es im Glanze der Lichter prächtig funkelt, nur das rosige Gesicht und die kleinen Fußspitzen sind von dem überladenen Schmuck frei geblieben; das Haupt trägt eine flimmernde Strahlenkrone aus Gold und Edelsteinen.

Doch plötzlich stört eine gellende Kinderstimme Beschauer und Andächtige; man wendet sich um und erblickt der heiligen Familie gegenüber eine kleine Kanzel, auf der ein italienisches Knäblein, von der Mutter ermuntert, eine Kinderweihnachtspredigt herzusagen beginnt. Mit wohlwollendem Lächeln begleiten die Zuhörer seine kindlichen Sprüche; nachdem es geendet hat, verabschiedet es sich mit zierlicher Verbeugung, von dem Beifallklatschen der Anwesenden begleitet. Durch seinen Erfolg ermutigt besteigt nun ein Kind nach dem andern die Kanzel, wobei besonders die Mädchen durch Mut und Mundfertigkeit sich auszeichnen; viele beschränken sich darauf, einen gereimten Spruch herzusagen, und erregen besonders lebhafte Beifallsstürme, wenn sie etwa stecken bleiben und zu weinen anfangen, sobald es nicht mehr weiter gehen will. So geht es fort, bis die Nacht hereinbricht und der bambino, dem diese Anreden gelten, in feierlicher Prozession eingeholt wird.

Digitized by Google

Mit dem Vesperläuten erscheint der Hauptpriester der Kirche in vollem Ornate, begleitet von zwei jüngeren Geistlichen, und betritt ehrfurchtsvoll den Raum der „Krippe". Er kniet nieder, macht das Zeichen des Kreuzes, nimmt das Kind aus der Krippe, küßt es, und nachdem er aufgestanden ist, erhebt er mit beiden Händen das strahlende Kleinod, bei dessen Anblick alle Anwesenden sich auf die Kniee niederwerfen und bekreuzen. Dann schreitet er zur Sakristei voran, das Kind in den gefalteten Händen vor der Brust tragend; die Gemeinde folgt. Vor dem Altar der Sakristei angekommen wendet er sich nochmals nach der nachdrängenden Menge um und erhebt das Christuskind abermals, damit das Volk ihm die religiösen Ehren erweise. Dann reicht er die Puppe in der dem Altar zunächst knieenden Reihe von Mund zu Mund; neue Reihen rücken vor und küssen in rascher Folge die kleinen Fußspitzen. Endlich hat sich der Andrang gelegt, und der heilige bambino kann in das kostbare Kästchen über dem Altar gelegt werden, hinter dessen Glasdeckel er den Anbruch des nächsten Tages erwartet, wo er in feierlicher Weise wieder zur Krippe zurückgebracht wird.

Am Vorabend des Dreikönigfestes, welches dieser nach unserem Gefühle mehr heidnischen als christlichen Art der Gottesverehrung ein Ende macht, lockt ein anderes eigenartiges Schauspiel den Fremden hinter das Pantheon auf die Piazza S. Eustachio und Navona. Dort findet er nachträglich doch noch eine Art Weihnachtsmarkt, der freilich bereits stark an die bevorstehende Faschingszeit erinnert. Zwischen langen Reihen Marktbuden drängt sich eine bunte, lärmende Masse; man unterscheidet einzelne Trupps halbwüchsiger Bursche, welche in primitiver Verkleidung unter

Digitized by Google

Vorantragung der Puppe eines häßlichen alten Weibes einherziehen und mit den seltsamsten Instrumenten einen wahren Höllenspektakel verursachen. Jene Puppe soll die Befana darstellen, welche wie Frau Berchta, Knecht Ruprecht und unser Pelzmärte artigen Kindern kleine Geschenke, bösen aber die Rute bringt. Wenn vielleicht auch diese Sitte in ihrem Kern auf ein altheidnisches Wintersonnwendfest zurückgeht, so hat doch die Befana mehr als ihre nordischen Verwandten sowohl in ihrem Namen, der von Epiphania abgeleitet ist, als in ihrem Erscheinen während der Nacht, da die Magier dem Christkind die Bescherung brachten, sich der biblischen Geschichte mythologisch angegliedert. Wohlfeile Spielwaren aller Art, insbesondere kindliche Lärminstrumente, Pfeifen, Schnarren, Hörner und Trommeln werden ihr zu Ehren angeboten; und schließlich kauft selbst mancher Erwachsene, auch wenn er keine Kinder zu beschenken hat, und lärmt mit, erfaßt von dem tollen Taumel, der die Gassen durchtobt.

Im Laufe des Januars giebt Rom seinen Wintergästen eine Beleuchtung des Kolosseums zum besten. Militärmusik lockt die Menge ins Innere des Riesenovals. Eine Rakete steigt auf, rosiges Licht verbreitet sich über die aufgetürmten Trümmermassen, und bald erglühen sie wie feuriges Erz. Über dem Ganzen erscheint leuchtend der Stern Italiens, hier in ungetrübtem Glanze. Die Musik zieht mit flottem Marsche hinaus, die Menge flutet ihr nach ins Freie. Wieder giebt eine Rakete das Zeichen: die Rundbogen der Fenster leuchten auf in verschiedenen Farben. Hinter Blenden verborgen flammt in langen Reihen bengalisches Licht und überschüttet abermals den ganzen Zauberbau mit roter Glut. Über ihm schießen Raketen wie aus dampfendem Krater zum nächtlichen Himmel empor. So darf man

Digitized by Google

in Rom, wo die Kirche schmollend ihre Feuer ausgelöscht hat, doch noch ein Feuerwerk sehen, das an Erhabenheit keinem früheren nachsteht. Das Kolosseum erscheint hier seiner alten Bestimmung, zur Ergötzung der Menschen zu dienen, wiedergegeben. Aber wie ganz anders jetzt. Hätte der zu den schändlichsten Schaustellungen errichtete Bau es sich jemals träumen lassen, daß er einst für ein feiner fühlendes Publikum selbst zum Schauspiel werden und mit so harmlosen Mitteln ein Vergnügen edlerer Art gewähren könnte! Wie bezeichnend ist dieser Gegensatz für die Entwickelung des Geschmacks, für den Fortschritt der Humanität in der Schule des Christentums!

Digitized by Google

Papstmesse.

(28. Jan. 1894.)

Sonst ist sie so leer, so öde und ausgestorben, die weite Halle der Peterskirche. Die einzelnen Andächtigen und Beschauer scheinen sich auf der geräumigen Fläche des Marmorbodens fast zu verlieren. Und doch, wenn man nicht beständig die Gestalten der herumwandelnden Menschlein mit den aufstrebenden Pfeilern und Gewölben vergleicht, man ist kaum im stande, die gewaltigen Massen des erhabenen Baues sich in ihrer wahren Größe zu vergegenwärtigen, so genau sind alle Verhältnisse ineinandergestimmt; Höhe und Breite und Tiefe harmonieren so vollkommen, daß sie sich aufzuwiegen, auszugleichen, aufzuheben scheinen.

Heute zeigt der erhabene Tempel ein gänzlich verändertes Aussehen. In dem breiten, hellen Mittelschiff, wie in den düsteren Seitenschiffen drängt sich ein nach Tausenden zählender Menschenstrom und belebt die feierliche Stille des Gotteshauses mit dem Lärm der Straße. Jetzt erst erscheint die mächtige Kirche in ihrer ganzen Größe; man hat nun einen unmittelbaren Eindruck sowohl von der Weite des Platzes, der so viele Menschen faßt, als von der Spannung der Gewölbe, die solche Massen überdacht. Gleichzeitig recken sich die breiten Pfeiler, auf denen die Wölbung ruht, zu un-

Digitized by Google

geahnter Höhe empor, und der Hintergrund der Kirche scheint ferner zu rücken. Langsam durchmißt man, schrittweise vordringend, die mächtige Tiefe des Raums.

Dort hinten, im rechten Flügel des geräumigen Querschiffs, wo aller Schritte hinstreben, bezeichnen der festliche Schmuck und die brennenden Riesenkerzen den Altar, an dem Papst Leo XIII. heute die Messe lesen will. In der Mitte wird durch Schranken ein Gang freigehalten, auf dem Beamte in glänzenden Uniformen, Priester im Ornat geschäftig ab- und zugehen; allmählich kommen auch die geladenen Herrschaften an, die Herren nach Vorschrift in schwarzem Frack, die Damen verschleiert. Die Schweizergarde in buntscheckiger Uniform, die Hellebarde in der Faust, bewacht die Zugänge, ein recht mittelalterlicher Anblick, dessen burlesken Eindruck die moderne Pickelhaube preußischen Musters noch erhöht.

Vor dem Altar wird das Gedränge allmählich lebensgefährlich. Alles steht hier buntgemischt durcheinander: Priester und Laien, Landvolk und Städter, Einheimische und Fremde. Von den Römern sind zwar fast nur die Frauen des niederen Volkes anwesend, die höheren Stände und vor allem die gebildeten Männer meiden diese lärmenden Veranstaltungen. Wenn so schon der äußere Anblick der Versammlung wenig festlich erscheint — sonntägliche Gewänder erblickt man hier selten —, so sind vollends Stimmung und Haltung der Menge zunächst fast unwürdig zu nennen. Die Überfüllung des Raumes, die Lebhaftigkeit des versammelten müßigen Volkes läßt rasch die Weihe des Orts und der Stunde vergessen; man drängt und stößt, man schwatzt, schilt und lacht, wie auf öffentlicher Straße, wenn der Menge die Zeit des Wartens lang wird.

Digitized by Google

Endlich nach einstündigem Harren verkündet lauter Jubel aus dem fernen Langschiff das Nahen des päpstlichen Aufzugs. Das lärmende Beifallsgeschrei eilt dem Zuge voraus, deutlich unterscheidet man jetzt den Ruf: **Evviva il santo patre!** „Es lebe der heilige Vater!" Dazwischen aber ertönt da und dort aus Priestermund mit scharfer Betonung: **Viva il Papa-re!** „Es lebe der Papst-König!" **Viva il santo prigioniero!** „Es lebe der heilige Gefangene!" Und dort drüben, in dichte Gruppen zusammengedrängt, lassen nun die jungen Kleriker, die Schüler der Jesuiten, nicht lange auf sich warten; sie stimmen in lautem Chorus an: „Es lebe der Papst, der einzige, der wahre König von Rom!" Händeklatschen und Zischen begleitet den Kampfruf der Feinde des einigen Italiens, je nach der politischen Überzeugung der Umstehenden.

Jetzt kommt in der Mitte der Kirche, beim Grabe des heiligen Petrus unter der Kuppel, der päpstliche Zug in Sicht. Aller Blicke richten sich auf die ehrwürdige Gestalt des hageren Greises, der auf hohem Thronsessel von Schweizern herangetragen wird. Unbeschreiblich ist der Ausbruch des Jubelgeschreies, das bei diesem Anblick die weite Halle durchtost. Die einen schwingen Tücher und Hüte, die andern klatschen in die Hände; alles stimmt begeistert ein in den Ruf: „Es lebe der heilige Vater!" Ein armes Mütterchen in ärmlicher Kleidung hat ihrer Nachbarin während des Wartens erzählt, das sei nun der dritte Papst, den sie erblicken dürfe, und hat mit kindlicher Freude diesen Moment herbeigesehnt, der ihr wie ein durch Gottes Gnade gewährtes Ziel ihres Lebens erscheint. Sie hat ihn jetzt erblickt, den sie suchte; sie läßt sich nicht mehr halten, am ganzen Körper zuckend drängt sie ihm zu und mit ohren-

Digitized by Google

zerreißender Stimme übertönt ihr gellender Jubelschrei die Rufe der Menge. Sie läßt nicht eher nach, als bis der Zug ihren Augen entschwunden ist; dann aber bricht sich ihre gewaltsame Erregung in Thränen Bahn, und unter krampfhaftem Schluchzen stammelt sie in der triumphierenden Freude ihres Herzens noch vor sich hin: „Ich hab' ihn gesehen, ich habe den heiligen Vater gesehen!"

Endlich legt sich der betäubende Lärm, und die Zeremonie kann ihren Anfang nehmen. Die Mehrzahl der Anwesenden kann natürlich nicht an den Altar sehen, nur die schrillen Glockenzeichen mahnen sie an die Hauptmomente der heiligen Handlung, die sich in der Ferne vollzieht. Was ein protestantisches Gemüt bei solcher Feier empfindet, das hat Goethe in seiner „Italienischen Reise", zum 3. November 1786, treffend geschildert. Es war ihm gelungen, am Tage Allerseelen zur Papstmesse in die Hauskapelle auf dem Quirinal Zutritt zu erhalten. Er beschreibt seine Eindrücke in den klassischen Worten: „Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt ... Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe?

Digitized by Google

Das venio iterum crucifigi!*) fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen."

In der That, auch heute handelt es sich zunächst um nichts anderes, als um ein feierliches Meßopfer, wie es jeder Priester darzubringen pflegt. Auch die Musik, wohl absichtlich zurückhaltend, bringt keineswegs Außergewöhnliches.

Als die Zeremonie beendet ist, wird der Altar mit einem Vorhang verdeckt, dann wird ein Stufenbau davor aufgeschichtet. Man sieht, daß sich etwas Außergewöhnliches vorbereitet. Plötzlich wird die ehrwürdige Gestalt des Papstes,

*) Dieses Wort entstammt folgender sinnigen Legende: Als der heilige Petrus eines Tages aus Rom entfliehen wollte, um dem Märtyrertod zu entgehen, trat ihm plötzlich vor den Thoren der Stadt der Heiland entgegen. Petrus fiel vor ihm nieder und fragte: Domine, quo vadis? (Herr, wohin gehst Du?) Der Herr antwortete: Venio iterum crucifigi! (ich komme, um mich abermals kreuzigen zu lassen!) und verschwand. Dieses Wort beschämte Petrus, und er kehrte reumütig in die Stadt zurück, wo er bald darauf den Tod am Kreuze erlitt. — Noch heute zeigt man an der jetzigen via Appia die Stelle, wo dieser Vorgang sich abgespielt haben soll. Dort liegt ein altes Kirchlein, nach der Legende „Domine quo vadis" genannt. Eine angeblich antike Straße, durch Lavapflasterung bezeichnet, durchquert dasselbe; mitten aus dem schwarzen Straßenpflaster hebt sich weiß glänzend eine Marmorplatte, welche zwei vertiefte Spuren nackter Füße mit Nägelmalen zeigt. Freilich ist die antike Straße etwas gar schmal ausgefallen, und sie liegt keineswegs im Zug der alten via Appia; der saubere Marmorblock inmitten der pünktlich gelegten Lavaplatten sieht ebenfalls recht verdächtig aus, und schon bei oberflächlicher Betrachtung sieht man, daß die Fußspuren eingemeißelt sind und zwar von einem Steinmetzen, der nicht einmal die normale Form der Füße nachbilden konnte und dabei noch aus Versehen den Abdruck der Nägelmale vertieft wiedergegeben hat.

Digitized by Google

in seinem Thronsessel auf die Stufen gehoben, weithin allem Volke sichtbar. Von neuem bricht lärmender Jubel und schallendes Beifallklatschen los, bis der Papst Stille gebietet. Man hört zunächst mit näselnder Stimme ein längeres Schriftstück vorlesen. Dann erhebt sich der Papst, und nun thut er wirklich „den goldenen Mund" auf. Aber es sind nicht Worte göttlichen Friedens, die er redet. Nein, dem politischen Tageskampf gelten seine Ausführungen, die er mit lebhaften Gebärden begleitet. Mit der souveränen Verkehrung der Geschichte, die den Papst der Kanisiusencyklika kennzeichnet, setzt er in fein berechneten Worten auseinander, daß Rom leide, und daß es leide, seit und weil es nicht mehr päpstlich sei.*)

Hierauf folgt eine endlose Defiliercour aller geladenen Gäste, welche der Reihe nach niederknieen und die Hand

*) Nach der „Tribuna" vom 29. Januar 1894, Nro. 29, erwiderte der Papst zunächst auf eine von einem Geistlichen aus Trevi verlesene Adresse und fuhr dann fort: „Ihr könnt euch denken, welche Bitterkeit jedesmal unser Herz überkommt, wenn wir an die mißliche Lage Roms denken, die indirekt durch die allgemeine Lage Italiens verschlimmert wird. Wir hoffen, daß die gegenwärtigen Übelstände zu heben seien und daß rasch die Ordnung wiederhergestellt werde, wo sie gestört worden ist: aber so lange leidet Rom. Es liegt meiner Absicht fern, hier auf die früheren Zeiten zurückzugehen, wo die väterliche Fürsorge der Päpste der Stadt nicht Jahre, sondern Jahrhunderte eines ehrenvollen, ruhigen Glückes gewährte. Es war nicht die volle Glückseligkeit, denn weder die Menschen, noch die menschlichen Einrichtungen können sie gewähren; aber es war doch eine angemessene Behaglichkeit, sicher des morgigen Tags, es war ein ruhiges, geordnetes Leben, wo nichts fehlte, was zum Wohlergehen gehört. Heute haben wir offenbar das Gegenteil. Möchte aus der harten Erfahrung wenigstens der Nutzen sich ergeben, daß man endlich zu der Einsicht käme, wo die ersten Anfänge des Übels zu suchen sind und wo das wirksamste Heilmittel!"

Digitized by Google

des Papstes küssen. Endlich wird der Thronsessel wieder auf die Tragstangen gehoben, und der feierliche Zug zieht von dannen, wie er gekommen ist: Offiziere und Hofchargen voran, die Schweizer in ihrem Faschingskostüm, die Hellebarden geschultert, folgen in Reih und Glied; dann von demselben betäubenden Beifall bejubelt und beklatscht der Papst selbst. Er verneigt sich dankend und spendet unausgesetzt seinen Segen nach beiden Seiten. Der Anblick der milden, von freundlichem Lächeln verklärten Züge des Papstes erweckt das Gefühl, daß er tief durchdrungen ist von der Größe seiner Aufgabe, für die Christenheit zu beten und ihr den Segen des Himmels zu vermitteln. Es folgen die Geistlichkeit und die Gäste, denen, die Schranken durchbrechend, das Volk neugierig nachdrängt. Bald ist der Zug verschwunden; lärmend, wie sie eingetreten, verläßt die Menge den heiligen Ort und ergießt sich aus den engen Thüren, den weiten Platz überflutend, der den Vorhof von St. Peter bildet.

Aber noch lange beschäftigen den Geist des unparteiischen Beschauers die widersprechenden Eindrücke, die diese seltene Feier in ihm hinterläßt. Auf der einen Seite dieser fast theatralische, kriegerische Aufzug und die lärmenden Demonstrationen an so heiligem Ort; der Friede des Gotteshauses durch politische Kampfrufe gestört: welcher nordische Gast wäre im stande, dabei noch die richtige Stimmung für eine religiöse Feier zu finden und ihre Erhabenheit herauszufühlen? Und doch, wenn man auf der andern Seite einer so echten Begeisterung einfacher Leute begegnet, wie man sie hier beobachten kann, wenn man sieht, wie der Anblick des verehrten Hauptes der katholischen Kirche bei einzelnen die Gefühle religiöser Erhebung bis zur Ekstase steigert, wer will da noch mit nüchterner Kritik über Wert oder Unwert solcher Veranstaltungen streiten?

Digitized by Google

Panorama von Rom.

Aus den engen, winkeligen Straßen der Stadt, aus dem Ruinengewirr der Ausgrabungsstätten fühlt sich der Besucher Roms immer wieder hinaus- und hinaufgezogen zu den sonnigen Bergen, welche von jenseits des Tiberflusses so freundlich herüberlachen. Die Krone dieser herrlichen Berge ist der hohe Vorsprung des Janikulum, das wie ein ragender Brückenkopf einst den Zugang zur Stadt von der Tiberseite beherrschte. Von den prächtigen Terrassen vor San Pietro in Montorio und Acqua Paola genießt man zugleich den schönsten Blick über Stadt, Campagna und Gebirge. Wie erquickend und erhebend wirkt nach einem ermüdenden Tagemarsch durch Ruinen, Kirchen, Paläste und Museen die beschauliche Ruhe des Feierabends hier oben im Angesichte der ewigen Stadt und der großartigen Landschaft, die sie umrahmt! Die Abendsonne vergoldet Kuppeln und Paläste und läßt sie aus dem wirren Durcheinander des Häusermeeres deutlicher hervortreten, sie vermag auch den düsteren Ruinenstätten um Kapitol und Palatin lebendigere Färbung zu geben, und untergehend vergoldet sie noch mit ihren Strahlen das schöne zackige Gebirge, das fern in langer Mauer über der mattgrünen Steppe der Campagna den Horizont erfüllt.

Unter den Gebirgen nimmt der Monte Albano die herr-

Digitized by Google

schende Stellung ein und zieht durch seine Nähe wie durch seinen imposanten Aufbau die Aufmerksamkeit auf sich. Ein ungeheurer ausgebrannter Vulkan der Vorzeit, erhebt er sich mitten aus der Ebene Latiums, ein gewaltiges Ringgebirge, ähnlich denjenigen, welche die Oberfläche des Mondes bedecken. Der älteste Kraterring, etwa zehn Kilometer im Durchmesser zählend, bildet die breite, in sanften Abhängen in die Ebene auslaufende Basis, aus welcher stufenweise die jüngeren, engeren Kraterbildungen emporsteigen bis zur höchsten und letzten der vulkanischen Ausfallspforten, der beinahe tausend Meter hohen Pyramide des Monte Cavo, des Mons Albanus der Alten. Von dort wälzten sich einst die Lavaströme über die umliegende Ebene bis wenige Schritte vor die Stelle, wo später die Mauern Roms sich erhoben; von dort kamen die mächtigen Schichten vulkanischer Asche, welche den fruchtbaren Boden der Campagna und den festen Baugrund Roms bildeten. Als dann das furchtbare Element sein Toben eingestellt hatte, bemächtigten sich menschliche Ansiedlungen der beherrschenden Höhen und ihrer fruchtbaren Hänge; noch bis auf den heutigen Tag sind alle vorspringenden Ränder von schimmernden Städtchen besetzt, die aus grünenden Kastanienwäldern und prangenden Wein- und Obstgärten weithin ins ebene Land hinausgrüßen, während die Ebene rings längst baumlos und verödet in trauriger Verlassenheit daliegt. Dort am Fuß des höchsten Kraterberges, rechts unterhalb des deutlich sichtbaren Rocca di Papa, lag einst Alba Longa, von wo nach der Sage die ersten Ansiedler in die Sümpfe der Tiberniederung herabgekommen sind; dort die Bergstufe linkshin trug einst die Stadt Tuskulum, wo neben den Villen anderer römischer Großen Ciceros berühmtes Landhaus stand.

Der Monte Albano, der Burgberg Latiums und Vater

Digitized by Google

Roms, ist nicht der einzige Zeuge vorweltlicher Naturgewalten in dieser jetzt so friedlichen Landschaft. Von Norden her treten die Ausläufer der vulkanischen Etruskerberge bis an die Ufer des Tibers heran; doch haben sie, durch jahrtausendlange Verwitterung schon stark eingeebnet, wenig charakteristische Formen mehr aufzuweisen. Jene Vulkane mögen an der Bildung des Bodens von Rom einen entsprechenden Anteil haben, wie ihre uralten Bewohner, die Etrusker, an der Entwicklung des jungen Gemeinwesens. Von dorther bekam das aufstrebende Rom beträchtlichen Zuwachs, von dorther erhielt es die ersten Lehrmeister höherer Kultur, die etruskischen Künstler und Könige. Aber auch der Kranz des hellleuchtenden Kalkgebirges im Osten, der Apennin, der den Kreis vom Albanergebirge bis zu den Höhen von Veji schließt, hat seinen Anteil an der Gründungsgeschichte Roms. Sein Name Sabinergebirge erinnert an jenes kriegerische Bergvolk der Sabiner, das, aus dem Thal des Anio, des Zwillingsbruders des Tibers, in die Ebene herabgestiegen, den Römern nicht bloß Jungfrauen, sondern streitbare Männer lieferte. Dort im fernen Osten erkennt man durch das Fernrohr auf halber Höhe der Gebirgswand die helle Häuserreihe von Tivoli, dem Tibur der Alten, welches die Ausfallspforte jener Bergvölker bezeichnet und die des Anio, der dort in herrlichen Wasserfällen durch eine jähe Schlucht aus seinem Hochgebirgsthal in die Ebene hinaustritt. Weiter nordwärts ragt der schöngezackte Felskamm des Sorakte empor, ein vorgeschobener Posten vor der dichtgeschlossenen Phalanx des Gebirges.

Von diesem großartigen Rahmen eingefaßt, breitet sich nun die Siebenhügelstadt majestätisch zu unsern Füßen aus. Freilich die berühmten sieben Hügel verschwinden von unserm

Digitized by Google

hohen Standpunkt aus fast vollständig, nachdem die Schuttmassen der Jahrtausende die trennenden Thalmulden aufgehöht haben. Nur zwei dieser Hügel, diejenigen, welche am nächsten an den Tiber herantreten, heben sich deutlicher von der Ebene ab: das Kapitol mit den Palästen der deutschen Botschaft und des deutschen archäologischen Instituts und der im grünen Schmuck seiner Gärten prangende Aventin. Dazwischen unterscheidet man noch über der wüsten Fläche des alten Forum boarium die grauen Fundamentmassen des Palatin, die einst die stolzen Kaiserpaläste getragen haben; die übrigen Hügel, welche weiter im Osten der Stadt lagen, bildeten vom Lateran auf dem Mons Caelius bis zum Quirinal mit seinem über der Stadt thronenden Königspalaste eine wenig gegliederte ansteigende Fläche, welche, teils gänzlich verlassen, teils von ärmlichen Vierteln bedeckt, einen recht unerfreulichen Anblick bietet. So kommt das weite Gebiet der Altstadt in seiner traurigen Zerstörung und Verödung von hier oben nur noch in beschränktem Maße zur Geltung.

Erst mit dem palastgekrönten Quirinal und seinem Ausläufer, dem Kapitol, das die Grenzscheide zwischen Alt- und Neustadt bildet, beginnen bestimmtere Linien. Das moderne Rom füllt den alten Campus Martius im Norden des Stadtgebietes, sich um die alte Via Flaminia als Hauptstraße (Corso) konzentrierend. Wer nennt sie alle, die unzähligen Kirchen und Paläste, welche das weite graue Häusermeer überragen und beleben, bis hinauf zu dem palmentragenden Monte Pincio, dessen grüner Park einen schönen Abschluß nach Norden bildet? Am wenigsten wirkt der uns zugekehrte Teil der Neustadt, voran die Wüstenei des niedergelegten Judenviertels am jenseitigen Tiberufer. Auch das diesseitige Stadtviertel, Trastevere, bietet wenig Interesse;

Digitized by Google

doch ruht das Auge mit Wohlgefallen auf den schönen Gärten, welche den nahen Abhang des Janikulum bedecken. Über sie hinweg erblickt man nach Norden hin die beiden imposanten Eckpfeiler des vatikanischen Viertels, vorn am Tiber die Engelsburg und, aus einer nahen Mulde aufragend, die Spitze der gewaltigen Peterskuppel, welche das westliche Ende der Stadt bezeichnet.

Von Norden her die Häusermassen des modernen Rom durchbrechend schlängelt sich der Tiberfluß zu unsern Füßen. Leider ist derselbe jetzt innerhalb der Stadt überall durch hohe Quaimauern eingeschnürt, welche alle Vegetation von den Ufern verbannen. Statt der geplanten glänzenden Quaistraßen begleiten noch verlassene Trümmerstätten den Fluß. Doch auch so noch giebt der Tiber dem Panorama von Rom erhöhten Reiz. Wir können seinen Lauf stromaufwärts weit nach Norden verfolgen, bis dahin, wo die Via Flaminia auf dem uralten Pons Mulvius ins Etruskerland hinüberführt, und stromabwärts weit nach Süden, bis das Thal nach Westen umbiegend sich dem Meere zuwendet. Aber kein Schiff, kein Kahn belebt die schlammigen Fluten; nur unterhalb Trastevere bezeichnen einige spärliche Mastbäume den unscheinbaren Flußhafen des modernen Rom, das Endziel der wenigen Frachtkähne, welche die kurze Fahrt von der Mündung herauf zurücklegen.

Wie prächtig mag sich einst von hier das kaiserliche Rom ausgenommen haben! Damals standen auf dem jetzt fast verschwindenden Palatin die hochragenden Prachtbauten der römischen Kaiser; der Doppelgipfel des Kapitols trug die glänzenden Tempel des Jupiter und der Juno. Auf den prunkvollen Plätzen rings drängte sich das Leben der ganzen bekannten Welt, das auf den belebten Straßen bis vor die

Digitized by Google

Thore hinausflutete, wo schattige Gärten nach Staub und Hitze der Großstadt erwünschte Kühlung spendeten. Wie imposant dieser Anblick gewesen sein muß, läßt sich noch ermessen, wenn wir lesen, welchen Eindruck er selbst auf die sonst so nüchternen Römer gemacht hat. Nicht bloß die über den breiten Rücken des Janikulum zerstreuten Spuren römischer Landhäuser beweisen dies; wir besitzen auch unter den wenigen Landschaftsbeschreibungen, welche die antike Litteratur aufweist, gerade das Lob dieses Fernblicks. Am Ende des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit feiert Valerius Martialis (IV. 64) das auf dem Janikulum gelegene Landgut seines reichen Gönners Julius Martialis in folgenden Versen:

Julius Martialis' wen'ge Morgen
Schmücken wie Hesperidengärten prangend
Des Janikulum langgestreckten Rücken.
Es umsäumen den Hügel breite Mulden,
Und der ebene Scheitel mäßig schwellend,
Reiner darf er des Himmels Blau genießen.
Und wenn Nebel bedeckt des Thales Krümmung,
Dann erglänzt er allein in eig'nem Lichte;
Sanft erhebt sich zum klaren Licht der Sterne
Weithin sichtbar des Hauses schöner Giebel.
Die Beherrscher der Welt, die sieben Hügel,
Und ganz Rom kannst von hier du überschauen,
Das Albanergebirg mit Tuskulum
Und die kühleren Triften vor den Mauern.
Dort liegt offen vor dir Flaminius' Straße,
Die Salaria wimmelt von Karossen.
Doch kein Rädergerassel stört den Schlaf dir,
Nicht der Ruderer Taktruf kann dich wecken
Noch der lärmende Troß der Schlepperknechte,
Wenn die Mulvische Brück' auch noch so nahe
Und des heiligen Tibers schnelle Schiffe.

Digitized by Google

Neapel.

Wer fühlte das Herz nicht rascher schlagen, wenn er nach der langen, im ganzen recht eintönigen Fahrt durch das Gebirge in die prangende Ebene der Campagna felice hinabfährt, über welcher die Wasserfläche des Golfs von Neapel und die Pyramide des rauchenden Vesuv das ersehnte Ziel der Reise bezeichnet? Wie brennt man vor Verlangen, diese schönste der Landschaften mit eigenen Augen zu schauen und den Fuß über die Schwelle dieses irdischen Paradieses zu setzen, wo lachender Sonnenschein und ewiger Frühling ein sorgloses Völkchen verwöhnt! — Zweimal fuhr ich, von Rom kommend, in Neapel ein; das erstemal verdeckte wolkenbruchartiger Regen Vesuv und Meer mit undurchsichtigem, grauem Wolkenschleier, das zweitemal sah Neapel bei mattem Sonnenschein und schneidendem Nordostwind recht winterlich drein. Es herrschte eisige Kälte, und wer die Kutscher sah, welche dicke Tücher um Hals, Ohren und Mund gewickelt hatten, konnte sich eher nach Sibirien als an den Golf von Neapel versetzt glauben. Ja, auch in Italien giebt es einen Winter, der bei den mangelhaften Heizvorrichtungen noch empfindlicher ist als bei uns; wer dies in Rom noch nicht zur Genüge erfahren hat, kann sich in Neapel erst recht davon überzeugen.

Digitized by Google

Die Stadt Neapel wirkt beim ersten Besuch nicht gerade anziehend auf den Fremden. Die hohen, häßlichen Häuserreihen der Gassen sind erfüllt von der lärmenden Menge einer heruntergekommenen Bevölkerung, welche sich vornehmlich damit zu beschäftigen scheint, durch fortgesetzte Belästigung den Besucher so rasch wie möglich wieder zu vertreiben. Man flüchtet aus dem wüsten Treiben der Unterstadt gern in die höhergelegenen, ruhigeren Stadtteile, deren Gärten und Villen sich am Nordufer des Golfs bis zum Kap Posilip hinziehen. Die herrliche Aussicht von hier über die Stadt und den majestätisch über ihr thronenden Vesuv, auf die weite Wasserfläche des Golfs und insbesondere auf das jenseits in zwei kühnen Felsstufen aus dem Meer aufsteigende Capri ist der erste imposante Eindruck, den der Ankömmling in Neapel gewinnt. Von hier zieht es ihn zunächst weniger in das flache Häusermeer der Stadt zurück, welches kaum noch beachtenswerte Reste des Altertums, kaum ein modernes Gebäude oder Denkmal von Bedeutung aufzuweisen hat; nur an trüben Tagen findet er Zeit und Stimmung, sich dem Studium der großartigen Sammlungen des Museums hinzugeben: am schönen Tag eilt er hinaus in die sonnige Landschaft, auf das blaue Meer und an die grünenden Küsten mit ihren ragenden Gebirgen und Inseln. Worte vermögen nicht die Eindrücke zu schildern, welche man an solchen Tagen an den Ufern des herrlichen Golfes gewinnt, auf Ischia, Kap Miseno, Camaldoli, Sorrent und Capri, und wie sie alle heißen, die vielgepriesenen Wallfahrtsorte der reiselustigen Welt. Draußen begreift man erst recht die Begeisterung derer, welche von Neapel erzählen, und stimmt freudig mit ein in das Loblied, das dieser einzigen Landschaft in allen Zungen ertönt.

* * *

Digitized by Google

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Besucher Italiens in Neapel vorzugsweise Gelegenheit nehmen, Studien über den Volkscharakter anzustellen. Die Stadt in ihrer Ungeschichtlichkeit und künstlerischen Bedeutungslosigkeit scheint von selbst auf die Betrachtung ihrer Bewohner hinzulenken, und nirgends kommt der Reisende in so dauernde und unmittelbare Berührung mit dem Volke als gerade in Neapel. Nicht bloß spielt sich hier das Leben des gemeinen Mannes bereits nach orientalischer Sitte in der breitesten Öffentlichkeit ab, auf offener Straße wird gehandelt, Geld gewechselt, gearbeitet; hier umdrängt auch mehr als an jedem anderen Orte Italiens die beutegierige Menge den Fremden, wo er geht und steht.

Jeder Besucher Neapels wird sich zuerst, von der überlästigen Straßenbettelei und der Zudringlichkeit allzu dienstfertiger Gassensteher geärgert, ein recht hartes und ungünstiges Urteil bilden. Denn sie verfolgen ihn aus der Stadt in die Vororte und bis an die fernsten Gestade des Golfs, und manchem wird der Genuß gerade der schönsten Punkte durch die fortgesetzte Belästigung gründlich verdorben. Der Fremde sieht sich fast fortwährend von einer Schar zerlumpter Kinder und Weiber umgeben und verfolgt; noch auf dem freien Felde ruft der Bauer vom Pfluge weg: un sigaro, signore!, die Bäuerin hält im Auskrauten inne und ruft: un soldo, signore! Hierzu gesellt sich der Troß derer, welche dem Fremden ihre Dienste anbieten. Die Droschkenkutscher fahren lange Strecken, fortwährend auf uns einredend, schließlich schimpfend, nebenher; sie scheuen sich nicht, gegebenenfalls den Weg zu versperren. Die Stiefelputzer rücken ihre Kästchen dicht vor die Füße des Spaziergängers, und man sieht sich oft genötigt, auszuweichen, wenn man nicht stolpern will. Daneben die Menge der Lohndiener,

Digitized by Google

Hotelknechte, Wegweiser, Kuppler, welche von allen Seiten und in allen Sprachen dem Fremden, ihn begleitend, sich aufzudrängen suchen. Man muß sich oft einen großen Vorrat von Geduld und Gleichmut sammeln, muß lernen, ein energisches vattene (geh' weg!), ein verächtliches Heben des Kopfes, das uralte orientalische Zeichen der Ablehnung (ἀνανεύειν), im richtigen Moment mit den richtigen Gebärden anzubringen, bis man einigermaßen ungestörtem Genuß sich hingeben kann. Das schnellste und sicherste Mittel ist indessen, man kapituliert vor dem Ungestüm der Menge und überantwortet sich einem der Kutscher und Fremdenführer; diese sorgen dann ihrerseits für Ruhe und erzwingen nötigenfalls mit Schimpfworten und Peitschenhieben die unbehelligte Durchfahrt.

Zum Glück greift hier die Anpassungsfähigkeit des Menschen sehr rasch helfend ein, und so lernt bei längerem Aufenthalt schließlich jeder nicht von Natur mürrische Fremdling, sich ins Unvermeidliche zu schicken, ja die plumpen Manöver des Bettelvolks wirken schließlich unterhaltend und erheiternd, so daß mancher, mit diesem eigenartigen Treiben völlig ausgesöhnt, Neapel in angenehmer Erinnerung behält. Ich erinnere mich noch einer bezeichnenden Scene auf dem Hauptplatz von Castellammare. Ich hatte mit einigen Studiengenossen von Pompeji aus einen Nachmittagsausflug dahin unternommen, und wir nahmen zu kurzer Rast an den Tischen vor einer Trattoria Platz. Kaum der Gäste ansichtig geworden, begannen, angelockt durch unser staubiges Schuhwerk, die Stiefelputzer des Orts einen förmlichen Wettlauf; die ersten schoben kurzerhand ihre Putzkisten unter unsere Füße und begannen zu bürsten, ehe wir uns recht wehren konnten. Unterdessen hatte sich auch bereits die

Digitized by Google

Schar der Bettelkinder des Ortes um unsern Tisch versammelt, dann kamen Weiber hinzu, von denen sich eine in Zudringlichkeit selbst überbot: sie nahm aus der Schar ein beliebiges Kind, dann zwei, drei und noch eins auf den Arm, so daß sie uns förmlich umzingelte. Da wir, durch Gewöhnung hart geworden, unerbittlich blieben, gab allmählich die ganze Meute ihre vergeblichen Bemühungen auf. Nun kamen aber Musikanten herbei und begannen unaufgefordert uns Tafelmusik zu machen; für die paar Soldi, die wir spendeten, spielten sie unverdrossen bis zu unserem Aufbruch. Das improvisierte Konzert lockte natürlich auch alle die Gassensteher herbei, welche in keiner Stadt Italiens, geschweige denn am Golf von Neapel, fehlen dürfen. So bildete sich eine dichte Mauer zerlumpten Gesindels um unsere Gesellschaft. Wir mußten schließlich herzlich darüber lachen, welch riesigen Auflauf unsere bescheidene Gegenwart hervorgerufen hatte.

Weniger leicht als mit der Bettelhaftigkeit und Zudringlichkeit der Neapolitaner findet sich der Fremde mit ihrer gewerbsmäßigen Unredlichkeit ab. Den Reisenden zu übervorteilen gilt ihnen als verbrieftes Raubrecht. Besonders beim Einkauf und Mieten muß man stets auf der Hut sein. Die Leute sind keineswegs beleidigt, wenn man aufbegehrt, im Gegenteil, sie erwarten es nicht anders. Wer nicht versucht zu überfordern, erscheint ihnen ebenso thöricht, als wer sich ruhig überfordern läßt. Bald lernt der Fremde auch aus dem neapolitanischen Geschäftsgebaren seinen Vorteil zu ziehen. Wer es versteht, im Handeln recht zäh und entschlossen zu sein, erzielt hier Schleuderpreise. Besonders die Droschken sind auf diese Art leicht unter dem Tarif zu bekommen, so lebhaft unterbieten sich die Kutscher selbst;

Digitized by Google

wenn man dann aber auch gegen das stärkste Untergebot standhaft bleibt, so erfaßt die Leute eine mit Staunen gemischte Entrüstung. Ich stand eines Morgens mit einem schon lange auf Capri wohnenden Holländer an der Landungsbrücke von Sorrent, den Dampfer nach Capri erwartend. Ein Schiffer nach dem andern trat an uns heran und suchte uns anzulügen, der Dampfer halte nicht hier, sondern in der nächsten Station Capri zu; dorthin wollten sie uns für teures Geld rudern. Mein Holländer kannte die Bande, blieb stumm und hart; und nun begannen sie bis auf wenige Lire abzuhandeln. Endlich riß dem Holländer die Geduld, und er fuhr sie in derbem Neapolitanisch an. Verdutzt verstummte die Schar, bis einer in die Worte ausbrach: sono latri, sono Napolitani, es sind Räuber, es sind Neapolitaner! — ein hübsches Zeichen von Selbsterkenntnis. —

Der Besucher Italiens verfällt leicht in den Fehler, die in Neapel beobachteten Eigentümlichkeiten allzu rasch auf die Italiener überhaupt zu verallgemeinern. Und doch unterscheidet sich bereits die großstädtische Bevölkerung Roms entschieden zu ihrem Vorteil. In Umbrien vollends und Toskana scheint ein ganz anderer Volkschlag zu wohnen, so friedlich und geordnet, so europäisch mutet dort alles an. Wer die Neapolitaner richtig würdigen will, muß weiter in den Orient reisen; ähnliche Erlebnisse, wie zu Neapel, hat er fortan in jedem größeren Mittelmeerhafen tagtäglich zu verzeichnen. Man erkennt bald, daß, was in Neapel als Eigentümlichkeit der Italiener erschien, weit eher der Bevölkerung der orientalischen Hafenstädte überhaupt gemeinsam ist. Man erkennt aus der übereinstimmenden Wirkung die gemeinsamen Ursachen, welche die Erscheinungen begreiflich und damit verzeihlich machen.

Digitized by Google

Hier ist der Ort, an die treffenden Bemerkungen Goethes über die Neapolitaner zu erinnern, welche besonders für uns Bewohner des Nordens beherzigenswert sind; er schreibt von Neapel am 28. Mai 1787 u. a. folgendes: „Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu versorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrat, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf 2c., dadurch werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man sich gern aus der freien Luft und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurteilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng . . . Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miete wohnt, sondern im Sommer unter den Überdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo

Digitized by Google

gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend, ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Überfluß zu haben sind . . ., so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben sein möge."

Dieser Zustand wäre nun geradezu paradiesisch zu nennen, wenn seine häßliche Kehrseite nicht gar zu grell zu Tage läge. Seine unausbleibliche Folge ist die Arbeitsscheu und damit die dauernde, unheilbare Verarmung der breiten Masse. Auch die Neigung zu unredlichem Gewinn, das abstoßend hündische Benehmen den Fremden gegenüber hängt hiermit zusammen. Seit Goethes Zeiten ist es noch um vieles schlimmer geworden. Denn unterdessen ist ein neues, nicht minder verderbliches Moment hinzugetreten: der mit zunehmendem Wohlstand der europäischen Kulturvölker und der fortschreitenden Verbesserung der Verkehrsmittel jährlich wachsende Fremdenstrom. Es macht sich allmählich in Neapel ein Reiseprotzentum breit, das den Neigungen der einheimischen Bevölkerung in der bedenklichsten Weise entgegenkommt. Der Anblick der vielen reichen Müßiggänger, die reichliche Gelegenheit zu müheloſem Erwerb, indem nicht nur das Betteln, sondern auch Unzucht, Stehlen, Lügen und Betrügen immer reicheren Ertrag versprechen, hat die Arbeitsscheu des Volkes in erschreckendem Maße gesteigert.

Wie weit hierbei auch den Staat und die Kirche durch mangelnde Unterweisung und Aufklärung, durch Unterlassen strafenden und helfenden Eingreifens eine schwere Schuld

Digitized by Google

trifft, können wir hier nur kurz andeuten. Man fragt sich in Neapel umsonst, wo denn die Polizei bleibe, um der schamlosen Frechheit des Bettelvolkes zu wehren. Man bemerkt überall ein schwächliches Gehen- und Machenlassen. Der Staat, selber in beständiger Geldnot, hat nichts übrig, um der wachsenden Verarmung Einhalt zu thun; im Gegenteil, ein unsinniger Steuerdruck lastet auf dem armen Volk, selbst auf des ärmsten Bettlers wenige Soldi macht noch das staatliche Lotto Jagd. Wie sehr versündigt sich der Staat durch diese Versuchung zum Glücksspiel an den armen Leuten, sie vollends gänzlich einem mühevolleren, geordneten Erwerb entfremdend! — Woher kommt aber die auffallende Unwissenheit und Inferiorität, in der das Volk von Neapel verharrt? Die Geistlichkeit thut nichts, um dem altheidnischen Polytheismus zu steuern, welchem die große Masse in der abgöttischen Verehrung der einzelnen berühmten Madonnen- und Heiligenbilder, seiner Hausheiligen und Bambinopuppen noch immer huldigt. Durch Veranstaltungen wie das jährliche Blutwunder des heiligen Januarius arbeitet sie sogar unentwegt daran weiter, den Glauben an den lebendigen Gott, an Blut und Wunder Christi durch apokryphe Heilige und Heiligenlegenden und den krassen Aberglauben, aus dem sie geboren sind, zu verdrängen. Auf diese Weise muß das Volk von Neapel der erzieherischen Wirkung des Christentums fast völlig entbehren. Die Kirche fördert aber auch direkt die allgemeine Verarmung. Man denke an die schwere Zinspflicht, in der sie gerade die Ärmsten ihrer Gläubigen zu halten versteht; man denke an die verderbliche Wirkung des privilegierten Kirchenbettels. Eine Kirche, welche das Almosengeben als ein besonders verdienstliches Werk bezeichnet, muß auch Gelegenheit dazu schaffen. Die

Digitized by Google

Bettler fühlen sich schließlich als eine gottgewollte Institution, dazu berufen, ihren Mitmenschen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen.

Kein Wunder also, wenn das Neapolitaner Straßenleben heutzutage mehr wie je bittere Armut und schmähliche Verkommenheit zur Schau trägt. Nur die Anspruchslosigkeit vermag noch in diesem betrübenden Bilde einigermaßen versöhnend zu wirken. Die Straßen sind bevölkert von einer Menge, welche längst auf den Gedanken verzichtet hat, durch anhaltende, ernstliche Arbeit die Armut zu besiegen. Die Ungebundenheit des Straßenlebens ist ihr zum Bedürfnis geworden, um dessen willen sie auf Bequemlichkeit und Wohlleben verzichtet. Alle Gewerbe, welche ohne allzu große Anstrengung auf der Straße abgemacht werden können, erfreuen sich daher einer ungeheuren Beliebtheit. Daher die unsinnige Menge Droschkenkutscher, Dienstmänner, Stiefelputzer, Zündholzverkäufer. Ja, die Leute entwickeln Findigkeit, wenn es gilt, eine Beschäftigung oder etwas, das so aussieht, auszuhecken, welche es ihnen ermöglicht, das geliebte Straßenleben fortzusetzen. Besonders beliebt ist der Hausierhandel, und dabei werden die unglaublichsten Dinge feilgeboten und scheinen ihre Käufer zu finden. Bei aller Kriecherei, wenn es gilt, rasch einen Soldo zu ergattern, liebt es der gemeine Mann offenbar, sein eigener Herr zu sein, wenn er dies auch mit dauernder Armut erkaufen muß.

Dieser Zug hat für uns bereits etwas Sympathisches, und auch sonst fehlt es nicht an freundlicheren Eindrücken. Der Volkscharakter erscheint durchaus gutmütig, von südlicher Heißblütigkeit erfährt der Fremde wenig, er hat vielmehr Gelegenheit, neben hündischer Unterwürfigkeit auch Beweise von herzlicher Güte und Freundlichkeit zu erleben. So be-

Digitized by Google

gleitete uns ein einfacher Jägersmann im Walde von Camaldoli wohl über eine halbe Stunde über seine Hütte hinaus aufs zuvorkommendste und freute sich sichtlich, uns behilflich sein zu können, den richtigen Weg zu finden. Er war auch der erste Italiener, der hierfür kein Geld nehmen wollte; aber auch er hat es schließlich doch genommen. Der gemeine Mann zeigt nicht nur eine geradezu rührende Anspruchslosigkeit, sondern auch einen regen Sinn für das Unbedeutende, eine Sparsamkeit, wie wir sie nicht kennen. Es ist ihm ein Bedürfnis, nichts verderben zu lassen, auch das scheinbar Geringwertigste nicht. Alles irgend noch Brauchbare, was auf die Straße fällt, wird aufgelesen, der Dung der Lasttiere, Holz, Papier, Cigarren- und Cigarettenreste, ja sogar die Schalen der verspeisten Orangen. Aber alle Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit befähigt die Leute noch lange nicht, wohlhabend zu werden; ihr Sammeltrieb geht über das Kleine, Alltägliche nicht hinaus, er dient nur den Bedürfnissen des Augenblicks, jeder lebt von der Hand in den Mund. Hierin zeigt sich der Charakter des niederen Volkes verwandt mit mancher Künstlernatur. Der morgige Tag macht ihm keine Sorge, die wenigen Soldi, die der einzelne zu seiner Nahrung und Notdurft nötig hat, werden schon von selbst für ihn abfallen. Je ferner unserem Bewußtsein diese Anschauungsweise liegt, um so sympathischer berührt sie uns, diese Gabe des echten Lebensgenusses, der sich des schönen Tages freut, weil er schön ist, und sich am bösen Tag zu bescheiden weiß.

Das Leben der höheren Schichten der eingeborenen Bevölkerung bleibt den Augen des durchreisenden Fremden mehr oder weniger verborgen. Um es kennen zu lernen, müßte man erst selbst dort einheimisch zu werden suchen.

Digitized by Google

„Man würde alsdann," meint Goethe, „im ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Klassen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt sich hierdurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu stande kommen; daß außer Sachwaltern und Ärzten in Verhältnis zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten sein lassen, und auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen."

Die Gunst des Klimas und die Freigebigkeit der Natur sind übrigens nicht bloß den Neapolitanern und den heutigen Orientalen überhaupt verhängnisvoll geworden, schon die Völker des klassischen Altertums konnten ihrer verderblichen Einwirkung auf die Dauer nicht widerstehen. Ganz besonders geeignet, uns zur Milde zu stimmen, ist das Schicksal unserer eigenen Stammesgenossen, welche zu wiederholtenmalen die gesunkene romanische Welt überflutet und auf kurze Zeit beherrscht haben. Nach vielversprechenden Anfängen sind jene nordischen Herrennaturen regelmäßig in Üppigkeit und Trägheit verfallen; sie haben die Vorzüge ihrer Rasse verloren, und ihre Nachkommen unterschieden sich bald in nichts mehr von der Urbevölkerung, in der sie dann auch fast spurlos aufgegangen sind. Gehen wir weiter

Digitized by Google

und fragen wir uns selbst, ob wir den Lockungen des Südens gegenüber selbst immer standhaft zu widerstehen vermochten! Ja, an den schönen Ufern des blauen Golfs, unter der hellen Frühlingssonne Neapels, wo jeder schöne Tag zum heiteren Genuß der herrlichen Gegenwart einlädt, ist man nur allzu rasch geneigt, im dolce far niente zu leben und leben zu lassen.

Digitized by Google

Besteigung des Vesuv.

Es giebt wohl wenige berühmte Landschaften, welche der von Pompeji an stimmungsvollem Reiz gleichkommen. Vom hohen Rande des wohlerhaltenen antiken Amphitheaters der alten Stadt, über das schöne Oval der Sitzreihen hinweg, sieht man hinab auf die breite Strandebene des Sarnothales, hinaus auf die blaue Flut des herrlichen Golfs, aus der weit draußen in zwei kühn aufgerichteten Stufen die Felseninsel Capri sich mächtig emporreckt. Zur Linken ist der Blick begrenzt durch die zackige Berglinie der Halbinsel von Sorrent, deren gigantischer Felskamm, der Monte S. Angelo, mit seinem kahlen Kalkgestein sich leuchtend von dem tiefblauen Himmel abhebt. Zur Rechten steigt in schön gezeichnetem Profil der Vesuv zu ähnlicher Höhe hinan; in majestätischer Ruhe liegt der imposante Feuerberg da und schickt unablässig eine dichte Rauchsäule gen Himmel, die sich in gewisser Höhe wie ein Schirmdach über ihn ausbreitet. Und inmitten dieser großartigen Scenerie, zu den Füßen des Beschauers, dehnt sich die geräumige Ruinenstadt des antiken Pompeji aus; einst ein wimmelnder Ameisenhaufen voll lebenslustiger Menschlein, dann jahrhundertelang ein schweigendes Massengrab, redet es jetzt, erstanden aus Schutt und Asche, in seiner traurigen Zerstörung eine

Digitized by Google

deutliche Sprache von der fürchterlichen Naturgewalt, welche in dem nahen Berge schlummert.

Unwiderstehlich zieht der unheimliche Riese die Blicke auf sich, von wo man ihn auch erblicken mag. Anfangs ist es wohl ein gewisses Mißtrauen gegen den heimtückischen Nachbarn, welches das Interesse an der ungewohnten Erscheinung eines rauchenden Berges wach erhält. Bald aber gewinnt der sich so harmlos gebärdende Geselle die volle Freundschaft und das Vertrauen des Fremden; und bald regt sich auch die Neugier, ihn nahe und immer näher zu sehen. Wenige werden es über sich gewinnen, den Golf von Neapel zu verlassen, ohne dem Vesuv ihren Besuch abgestattet zu haben.

So ging es auch mir. Als ich am letzten Abend, den ich für Pompeji übrig hatte, nach dem bescheidenen Imbiß im Albergo del Sole mich auf der Straße nach Neapel entlang der Ruinenstadt erging und in stiller Beschauung der südländischen Pracht des gestirnten Himmels mich erfreute, da winkte von Norden her die schwarze Silhouette des dampfenden Bergs, die sich in kräftiger Zackenlinie vom Nachthimmel abhob, so verführerisch herüber. Von Zeit zu Zeit leuchtete die Rauchwolke über dem Gipfel unheimlich auf im Widerschein der unauslöschlichen Glut, welche mit Gewalt in seinem Krater nach oben drängt. Da konnte ich nicht länger widerstehen, ich mußte ihn noch besteigen, den geheimnisvollen Berg, selbst auf die Gefahr hin, daß ich am andern Tage den Abenddampfer nach Palermo nicht mehr erreichte, auf dem mich ein befreundeter Reisegenosse zur gemeinsamen Fahrt nach Sizilien erwartete.

Ich kehrte in die Herberge zurück und ließ Giuseppe rufen, den allzeit dienstbereiten halbwüchsigen Fremdenführer

Digitized by Google

des Hauses. Ich erklärte ihm meinen Entschluß, den Vesuv zu besteigen, und daß ich bis zum Zug 1 Uhr 55 zurück sein müsse. Er versprach hoch und teuer, dafür sorgen zu wollen, daß ich rechtzeitig eintreffe; nur sei dazu, wie er mit großer Beredsamkeit auseinandersetzte, durchaus nötig, daß wir die Tour zu Pferde machten. Ein russischer Pole hörte unsere Verhandlungen mit an und bat, sich anschließen zu dürfen, worauf ich natürlich mit Freuden einging. Mit Bitten und Betteln setzte der lebhafte Giuseppe durch, daß wir nicht bloß selbst uns Pferde bestellten, sondern auch ihm gestatteten, sich beritten zu machen. Wir hofften auf diese Weise um so schneller von der Stelle zu kommen, und gingen in dem beruhigenden Bewußtsein zur Ruhe, auch ohne allzufrühe aufzubrechen, noch zeitig vom Berge zurück sein zu können.

Giuseppe brachte die drei Pferde des andern Morgens pünktlich um fünf Uhr und weckte uns. Um halb sechs Uhr setzte sich die Cavalcade in Bewegung. Zunächst ging's auf der ebenen Landstraße an der Ruinenstadt entlang eine Strecke Neapel zu, der Führer stolz im Galopp voran, wir beide etwas weniger mutig im Trab hintendrein. Wir sahen uns erst gegenseitig mit stillem Mißtrauen so von der Seite an, jeder im andern einen gefährlichen Reiter fürchtend, der den des Reitens ungewohnten Genossen ins Verderben zu stürzen bereit sei. Aber bald bemerkten wir zu wechselseitiger Beruhigung, daß wir ungefähr in derselben Verdammnis waren. Und so ermahnten wir mit merkwürdiger Einmütigkeit den jugendlichen Führer zur Mäßigung, bis wir uns etwas mit dem Gleichgewicht auseinandergesetzt hatten.

Es war ein herrlicher Morgen, an dem wir in die Frühe hinausritten. Verschlafen starrten uns von rechts her die

Digitized by Google

verwitterten Mauern der ausgegrabenen Trümmerstadt an, einem ungeheuren Brandplatz gleichend, dessen Glut erloschen und dessen Bewohner zerstoben sind; längst hat der Regen den Ruß von den kahlen Mauern gewaschen, und Sturm und Eis haben das Zerstörungswerk des Feuers fortgesetzt. Aber jetzt beleben sie sich: es trifft sie der erste Strahl der erwachenden Sonne, die Häuserreihen treten deutlicher auseinander entlang den lavagepflasterten Straßen, die Säulen der Tempel gewinnen Gestalt, indem das schiefe Licht ihre Cannelüren beleuchtet; alles erhält Farbe, Schatten, Leben.

Unterhalb von Pompeji biegt der Weg nach rechts ab, gerade auf den Vesuv zu. Bald verrät die tiefe, lose Asche, welche den Weg bedeckt, daß wir in den engeren Bereich des Vulkans eingetreten sind. Nach dem üblichen Halt in Bosco Trecase, der letzten menschlichen Niederlassung, führt unser Weg über weite Flächen erstarrter Lava, über deren zerklüftete Oberfläche die Pferde behend wegklettern. Um halb neun Uhr waren wir am Fuß des steilen Kraterberges angelangt, wo das lockere Geröll des abschüssigen Hangs jedes weitere Fortkommen zu Pferd ausschließt. Wir stiegen ab, ließen unsere Pferde unter der Aufsicht eines der herumlungernden Vesuvführer zurück und begannen den mühsamen Aufstieg zu Fuß.

Wir hatten unterwegs zwei Engländerinnen überholt, welche sich, mit dem Mut ihrer Rasse und ihres Alters, allein dem Führer ihres Hotels anvertraut hatten. In stolzer Verachtung war unser Giuseppe an dem Kollegen vom feindlichen Gasthaus, der zu Fuß neben seinen schlanken Reiterinnen einherschritt, vorbeigesprengt. Als wir bereits halbwegs durch Asche und Schlacken des Hauptkegels hinangewatet waren und erschöpft Halt machten, erblickten wir

Digitized by Google

unter uns ein seltsames Schauspiel. Die Damen waren unterdessen ebenfalls an der Schutthalde angekommen und sahen sich dort gleichfalls genötigt, abzusteigen und ihr Heil zu Fuß zu versuchen. Allein sie merkten bald, daß ihre Kraft hierzu nicht ausreichte; aber als echte Töchter Albions hielten sie mit zäher Energie an ihrem Entschlusse fest, den Vesuv zu besteigen. So nahmen sie die zudringlich angebotene Hilfe der sie umschwärmenden Vesuvführer an und ließen sich den Berg hinanschleppen. Jeder Dame wurde ein Strick um die Taille gelegt, an dessen Enden ein Mann sich vorspannte, ein anderer ging hintendrein und unterstützte seinen Kameraden, indem er durch Schieben nachhalf. Dieser ergötzliche Anblick machte uns viel Spaß, und wir versäumten nicht, uns immer wieder umzusehen. Aber schließlich mußte diese Beförderungsweise und die nahe Berührung mit dem schmutzigen Gesindel doch den Damen shocking erschienen sein. Denn plötzlich kehrten sie um, und als wir nach einiger Zeit wieder nach ihnen sahen, da waren sie bereits zu Pferde und ritten sachte nach Hause.

Dieses heitere Intermezzo hatte uns die Anstrengung des Aufstiegs durch den tiefen Schutt eine Zeit lang vergessen lassen. Wenn wir dann auch fernerhin von Zeit zu Zeit Halt machten, um Atem zu schöpfen, so belohnte uns der Genuß der herrlichen Rundsicht von der steilen Höhe reichlich für unsere zähe Ausdauer.

Da lag es zu unseren Füßen, das weite Rund des herrlichen Golfs. Einst war die Bucht wohl ein gewaltiger Krater der Vorwelt, ehe das Wasser von Westen her einbrach. Jetzt ist sie ein friedlicher See im prangenden Garten der Campagna felice. Seine grünen Ufer sind dicht besetzt von einer weißschimmernden Kette von Villen und

Digitized by Google

Dörfchen, welche, von der Häusermasse Neapels ausgehend, ihn wie zwei klammernde Arme umschließen. Umrahmt ist dieses liebliche Bild nach Norden hin von den verwitterten Vulkanresten der Vorzeit, welche die Halbinsel von Misenum bedecken, nach Süden von der mächtigen Zackenlinie des vorspringenden Kalkgebirges mit dem Monte S. Angelo. Wie zwei Thorwächter stehen draußen an der Einfahrt des Golfes zur Linken die hochragende Felseninsel Capri, zur Rechten der hohe Vulkan der Insel Ischia, dessen Anblick an die jüngsten Opfer der unheimlichen Naturgewalt erinnert, welche in diesen gesegneten Gegenden immer wieder Tod und Zerstörung verbreitet.

Wir mochten wohl über eine Stunde an dem öden, von allem Pflanzenwuchs entblößten Hang in dem rußigen Geröll emporgeklettert sein, da erfreute unser Auge plötzlich der Anblick eines scheinbar mit grünem Rasen bewachsenen sanfteren Abhangs. Als wir ihn aber betraten, erkannten wir in der grünlichen Decke schweflichten Niederschlag; zugleich verrieten uns leichte Schwefeldämpfe, welche durch die lockere Asche drangen, die unmittelbare Nähe des Feuerschlunds. Noch ein paar Schritte bergan, und wir standen auf dem Gipfel vor der weiten Krateröffnung.

Ein unheimlicher Anblick bietet sich hier dem Beschauer dar: aus dem tiefen Schlund entströmt fortgesetzt dichter Qualm, der den jenseitigen Rand verhüllt und die Hälfte der Landschaft den Blicken entzieht. Freilich hier oben hat man auch weder Stimmung noch Muße, die Aussicht zu bewundern. Denn unaufhörlich poltert's und donnert's im Innern des Bergs, so daß der lose Boden unter den Füßen erzittert. Dann folgen kanonenschußartige Detonationen, jede derselben läßt die Rauchwolke in roter Glut erglänzen

Digitized by Google

und überschüttet den Rand des Kraters mit einem Hagel von glühenden Steinen und Schlacken.

Es ist ein beliebter Scherz der Vesuvführer, ein Soldostück in eine niederfallende heiße Schlacke zu drücken. Zischend umschließt die glühende Masse das Metall und erstarrt in dieser Lage im frischen Luftzug des Gipfels so rasch, daß man das Stück nach wenigen Minuten getrost anfassen und zum Andenken an die Besteigung des Vesuv mit nach Hause nehmen kann. Freilich ist dieses Angebinde oft nur von kurzer Dauer, indem die poröse Schlackenhülle sich leicht in grobkörnigen Sand auflöst, wobei dann der Soldo unversehrt wieder zum Vorschein kommt.

Wir hatten starken Westwind, ein Umstand, der uns beim Aufstieg von Westen her sehr zu statten kam, indem er uns vor unwillkommenem Überhang schützte. Oben jedoch drückte er den Rauch des Kraters derart ostwärts nieder und in die Breite, daß es unmöglich war, den Gang rund um den Krater anzutreten; auch war uns so der ganze Zug der Apenninen im Osten verdeckt, nur der Blick nach Capua und der campanischen Ebene kam hier oben zu der bisher beim Aufstieg sichtbaren Landschaft hinzu.

Allein alle Scherze der Vesuvführer, die, um den Fremden die Ungefährlichkeit des Vulkans zu zeigen, für wenige Centesimi sogar eine Strecke an den Lavafelsen des Kraters hinabsteigen, im Laufschritt den Krater umkreisen ꝛc., vermögen ebensowenig wie die schöne Rundsicht, den Aufenthalt hier oben gemütlich zu machen. Wenn der Berg so donnert und tobt, will den des schaurigen Schauspiels ungewohnten Fremdling der Gedanke nicht verlassen: ob nicht doch am Ende jetzt plötzlich die glühende Lava zum Überströmen kommt? Und so verläßt er nicht ungern den brodelnden

Digitized by Google

Hexenkessel. Die liebliche Landschaft, welche sich beim Abstieg wieder zu seinen Füßen ausbreitet, erscheint ihm jetzt doppelt schön im wiedergeschenkten hellen Lichte der Sonne.

Der Abstieg kann sehr rasch gemacht werden. Wer sich auf die Absätze seiner Stiefel verlassen kann, läuft rutschend und das Gleichgewicht haltend schnurstracks in dem losen Sande den Abhang hinab, umstoben von dem lawinenartig ihn begleitenden rußigen Schlackengeröll. Auf diese Weise hatte ich in zwanzig Minuten den ganzen Kraterkegel, zu dessen Ersteigung wir eine gute Stunde gebraucht hatten, hinter mir und war wohlbehalten bei den Pferden angekommen. Als ich mich aber nach meinem Begleiter umsah, war er zu meiner Überraschung noch in beträchtlicher Höhe. Seine Halbstiefel hatten ihm bei dem Abstieg den Dienst versagt, und er sah sich genötigt, von Zeit zu Zeit die hineingefallenen Schlacken herauszuschütteln. Dabei schien er auch etwas an Schwindel zu leiden; denn er stützte sich viel auf den Führer und kam so nur sehr allmählich den steilen Abhang herab.

Unterdessen war es elf Uhr geworden, und die Zeit zur Rückkehr drängte, wollte ich nicht den Zug nach Neapel verfehlen und meinen mich dort erwartenden Reisegefährten für Sizilien verlieren. Man kann sich denken, in welch rosiger Stimmung ich die unbeholfenen Manöver meines Polen betrachtete. Und doch war ich an die Stelle gebannt, da ich ohne Führer den Rückweg über die Lava zu verfehlen fürchten mußte. So wartete ich denn geduldig, bis die beiden im Verlauf einer halben Stunde den Hang überwunden hatten, und tröstete mich im Gedanken an unsere Pferde, die ja bergab erst recht zur Geltung kommen mußten.

Endlich um halb zwölf Uhr konnten wir zusammen

Digitized by Google

abreiten. Aber wenn ich gehofft hatte, daß wir nun das Verlorene einholen würden, so sah ich mich schwer getäuscht: der Pole war aus seiner Behutsamkeit nicht mehr herauszubringen. Wie vorhin er selbst, so ging nun auch sein Pferd Schritt für Schritt langsam bergab, vom Reiter bei jeder Unebenheit ängstlich zurückgehalten. Auch als wir die Lavahänge hinter uns hatten und die weiche Asche des Weges zu lebhafter Gangart einlud, war er immer noch nicht zu größerer Schnelligkeit zu bewegen. So waren wir endlich kurz vor ein Uhr nach Bosco Trecase zurückgekommen. Ich gab bereits alle Hoffnung auf, den Zug in Pompeji noch zu erreichen, schickte aber Giuseppe, der sich freute, nun nach Herzenslust galoppieren zu können, voran, um auf dem Bahnhof zu fragen, ob der Zug nicht Verspätung habe. Ich folgte im Trab, so gut es ging, und überließ den furchtsamen Polen und sein Roß ihrem Schicksal. Es war eben zwei Uhr, als ich die Landstraße erreichte. Da kam Giuseppe mir freudestrahlend entgegengesprengt mit der willkommenen Nachricht, daß der Zug wirklich eine halbe Stunde Verspätung habe. Nun entschloß ich mich doch noch zu einem kühnen Galopp, und siehe da, es gelang: in wenigen Minuten hatten wir die Herberge erreicht.

Ich packte nun rasch meine sieben Sachen, verlangte die Rechnung und einen Wagen nach dem einen Kilometer entfernten Bahnhof. Allein nun stieß ich von neuem auf Hindernisse: der Zug sei doch schon fort, hieß es; kein Wirt, kein Kellner war zu finden; es ging niemand, eine Droschke zu holen. Es war klar, man wollte, daß ich zu spät komme. Kurz entschlossen warf ich eine runde Summe Geldes auf den Tisch und schwang mich auf das noch ge-

Digitized by Google

sattelte Pferd des Führers. Im Galopp ging's dem Bahnhof zu, Giuseppe mit dem Gepäck lief getreulich hintendrein.

Kaum hatten die Droschkenkutscher von ferne diesen unerhörten Eingriff in ihre verbrieften Rechte erblickt, so fuhren sie mir auch schon mit ihren Zweigespannen in sausender Karriere nach. Zu meinem Unglück kam mir gerade auch einer von der Bande entgegen, und als dieser die Sachlage übersah, versperrte er mir kurz entschlossen mit seinem Wagen die Straße. So sah ich mich plötzlich von einer ganzen Wagenburg umgeben, von allen Seiten schrieen die tief gekränkten Kutscher auf mich ein: sie verlangten kurzerhand unter wüstem Schimpfen und Fluchen, daß ich absteige und in einer der Droschken Platz nehme. Alles Streiten und Zanken half nichts, obgleich mir Giuseppe treu zur Seite stand. Schon nahte der Eisenbahnzug.

Da kam mir ein rettender Gedanke: ich griff in meine Tasche und warf Kupfermünzen, die ich ihrer Größe wegen stets offen in der Tasche trug, unter das tobende Volk. Der gewünschte Erfolg war ein vollständiger: die Kerle sprangen eilends von den Böcken und warfen sich über das Geld her. Während der sich entspinnenden Rauferei entschlüpfte ich mit meinem Pferd rasch aus der Umklammerung. Zum Dank warf mir zwar die Bande noch faustgroße Steine nach, dieselben feuerten jedoch nur meinen Gaul zu größerer Eile an, so daß ich noch gleichzeitig mit dem Zug am Bahnhof anlangte. Nun hatte ich nur noch mit Giuseppe abzurechnen; freilich, die Ansprüche des klugen Kunden waren den Umständen entsprechend keine bescheidenen. Doch wurden wir handelseinig, so daß wir beide über die gelungene Rettung erfreut in Frieden scheiden konnten.

Digitized by Google

Palermo.

Der Bucht von Palermo gebührt nächst dem Golf von Neapel der Preis unter den italienischen Landschaften. Zwar fehlt hier die reiche Mannigfaltigkeit der Formen, der Wechsel von vulkanischer Bildung und Kalkgebirge, die reiche Gliederung der Küste mit ihren vielgestaltigen Inseln. Eine verhältnismäßig bescheidene, halbkreisförmig nach Nordosten geöffnete Bucht setzt sich fort in einer breiten, sich nach hinten rasch zuspitzenden Strandebene, welche wie ein üppiger Garten die Hafenstadt Palermo umgiebt. Dieser friedliche Winkel ist rings von den mächtigen Felsbergen des sizilischen Kalkgebirges umstanden. Kahl und baumlos bilden sie starre Mauern ringsum, aber der helle Glanz des südlichen Himmels verklärt ihre Formen. Unbeschreiblich ist der bläuliche Duftschleier, der am schönen Tage diese großartige Scenerie überflutet; er macht die grauen Massen durchsichtig, mildert Schatten und Konturen und breitet jenes bezaubernde Licht über Thäler und Höhen, das wir uns über die Gefilde der Seligen ausgegossen denken.

Die Bucht von Palermo ist begrenzt von zwei schönen Vorgebirgen; insbesondere lenkt der nach Norden gelegene massige Monte Pellegrino, das Wahrzeichen von Palermo, die Blicke des Fremden auf sich. Er übt in dieser Land-

Digitized by Google

schaft einen ähnlichen Zauber aus, wie der Vesuv in der Neapler Gegend. Man kann sich nicht satt sehen an seinen herrlichen Formen. Direkt vom Meere steigt dieser Felsblock in schön geschwungener Linie zu sechshundert Meter Höhe auf, und da ihn eine breite Ebene vom Hauptzug des Gebirges trennt, bietet er ringsum einen gleich imposanten Anblick. Er gleicht an Größe und Gestalt der Insel Capri, nur daß er ganz kahl und fast unbewohnt ist, wie die hohen Gebirge alle, die ihn umstehen.

Hierfür entschädigt aber reichlich die prangende Ebene, welche die Berge verbindet. Mit Recht trägt sie den stolzen Namen Conca d'oro, „goldene Muschel." Der Wasserreichtum des Landes im Verein mit dem glücklichen Klima dieses Himmelstriches zaubert rings um Palermo eine Pracht der Vegetation hervor, wie man sie wohl selten wiederfindet. Alle öffentlichen Gärten sind Haine von Palmen und Araukarien in reichstem Wechsel der Formen. Die Zäune sind gebildet von mannshohen Kaktushecken mit tellergroßen Blätterscheiben. Im botanischen Garten gedeihen sogar subtropische Pflanzen im Freien. Man glaubt sich in die Zaubergärten des Alkinoos versetzt, wenn man zur Frühlingszeit durch die Ebene vor Palermos Thoren wandelt. Nach Süden bildet das Thal des Oreto einen einzigen großen Orangen- und Zitronenhain. Auf keinem Acker, was er auch tragen mag, fehlen die regelmäßig gepflanzten Reihen fruchttragender Bäume. Orangen und Zitronen hängen goldgelb gereift noch an den grünenden Zweigen, welche bereits von neuem in üppigster Blüte prangen. Die Mandeln blühen, soweit das Auge reicht, unserer Kirschenblüte vergleichbar; die Grundfarbe ihrer Blüten ist weiß, doch schimmern sie mit leichtem farbigem Anflug in allen Farben des Regenbogens.

Digitized by Google

Selbst die ungeheuren Kakteen, welche die Wege umzäunen, wetteifern mit ihnen in Blütenfülle. Der Anblick dieser üppigen Landschaft giebt einen lebendigen Eindruck von dem reichen Segen, der auf diesem schönen Erdenwinkel ruht, wo jede Jahreszeit dem Landmann eine neue Ernte bringt.

Die Stadt selbst vermag auf den Fremden nicht den großartigen Eindruck zu machen, wie ihre blühende Umgebung und die hohen Gebirge ringsum. Zwar hat sie zwei lange, gerade, leidlich gebaute Hauptstraßen, welche, im rechten Winkel sich schneidend, feste Orientierungslinien in der winkligen Altstadt darstellen. Eine schöne, breite Promenade entlang dem Ufer des tiefblauen Golfs dient den Reichen der Stadt zur alltäglichen Auffahrt; eine breite, wenig belebte Ringstraße folgt dem Zug der früheren Stadtmauer, von der noch Reste vorhanden sind.

Aus seiner wechselreichen Geschichte hat jedoch Palermo wichtige Denkmäler gerettet, die eine große Anziehungskraft bewahren. Vor allem gilt dies vom Königspalast, der, auf sarazenischer Grundlage von Normannen und Hohenstaufen erbaut, noch heute in seiner Palastkapelle ein wahres Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst birgt. In arabisch-normännischem Stil 1132 von König Roger II. erbaut, an allen Wänden mit prachtvollem byzantinischem Goldmosaikschmuck bedeckt, ist sie wohl die schönste Schloßkapelle der Welt, strahlend in orientalischer Farbenpracht. Auch der nahe Dom hat trotz der schweren Verunstaltungen durch neuere Baumeister noch wesentliche Züge aus jener großen Zeit sizilianischer Baukunst gerettet. Auch wird jeder Deutsche mit erhabenen Gefühlen an den Sarkophag des großen Hohenstaufenkaisers Friedrich II. herantreten, der hier in einer der Seitennischen neben seiner Gemahlin Constanze ruht.

Digitized by Google

Die neueren Kirchen Palermos bieten wegen der darin entfalteten weltlichen Pracht einen befremdenden Anblick. Die reich vergoldete Marmorverkleidung der Wände, die flachen Deckengewölbe mit Blumengewinden und zappelnden Knäblein überladen, alles in lebensfrohem Rokokostil ausgeführt, erinnern mehr an moderne Tanz- und Theatersäle als an die religiöse Bestimmung der Bauten. Dafür bietet das nahe Monreale, der Sitz des zweiten Erzbistums von Sizilien, in der Hauptkirche der 1174 von Wilhelm II. gegründeten Benediktiner-Abtei ein der Palastkapelle ebenbürtiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst. Über prächtig eingelegtem Marmorboden erhebt sich auf achtzehn antiken korinthischen Säulen das Mittelschiff, das nach Art der Basiliken mit sichtbarem, schön vergoldetem Holzgebälk gedeckt ist. Die Längswände sind von hohen, ganz nach arabischen Mustern gebildeten Spitzbogen getragen und in ihrer ganzen Fläche mit zusammenhängenden Mosaiken aus der biblischen Geschichte bedeckt. Über der nach byzantinischer Art gebildeten Apsis des Chors prangt ein kolossales Brustbild Christi in Mosaik auf glänzendem Goldgrund.

An diese weihevolle Kathedrale schließt sich der prächtige Kreuzgang des Klosters. Paare von mannigfaltig verzierten Marmorsäulchen tragen kleine arabische Spitzbogen in unabsehbarer Reihe; jedes Säulchen ist noch durch eingelegte bunte Mosaikornamente in verschiedener Weise geschmückt. Dieser normännische Stil nimmt eine Zwischenstellung ein zwischen dem arabischen und gotischen Spitzbogenstil; nicht so tändelnd wie jener, nicht so himmelstürmend wie dieser, wirkt er erhaben und festlich, zierlich und heiter zugleich, er fesselt und erfreut den Beschauer durch sein schmuckes Detail und versetzt ihn doch durch seine imponierende

Digitized by Google

Gesamtwirkung, durch seine orientalische Formen- und Farbenpracht in weihevolle Feststimmung.

Das schöne Land ist bewohnt von einer Bevölkerung, welche die Gunst des Klimas auf ihre Weise genießt. Einem nordischen Gast mag auch hier manches wie traurige Zurückgebliebenheit oder Verkommenheit erscheinen, was der Südländer nicht anders kennt. Die Wohnungen des niederen Volkes der Vorstädte haben weder Feuerstätten noch Abflußkanäle. Ein paar aufgerichtete Steine neben der Hausthüre bilden den einzigen Feuerherd der Familie, wo sie gemeinsam in der Öffentlichkeit der Gasse ihr bescheidenes Mahl auf offenem Reisigfeuer bereitet. Davor dehnt sich eine endlose Pfütze, in welcher alle Abwasser und Abfälle der Haushaltungen vereinigt faulen, bis der nächste Platzregen den stinkenden Unrat weiterschwemmt. Der Saum der Stadt ist ringsum auf diese ekelerregende Weise verunreinigt und sendet dem Näherkommenden einen penetranten Pestgeruch entgegen. Was Wunder, wenn hier Typhus und Cholera immer wieder ihre Opfer fordern.

Angenehm berührt es, daß die Einwohner in Palermo noch nicht so sehr durch die Fremden verdorben sind wie in Neapel. Die Kutscher und Packträger sind bescheiden und belästigen die Fremden nicht. Nur die Bettelei ist in dem bigotten Lande nicht weniger unausstehlich. Die Bevölkerung ist unter der langen spanischen Herrschaft geistig arg zurückgekommen. Mit Bedauern vermißt man schon hier die intelligenten italienischen Knaben, welche in Mittelitalien so treffliche Auskunft geben. Man hat überhaupt viel mehr Mühe, sich mit den Leuten aus dem Volke zu verständigen. Viele sprechen und verstehen nur Sizilianisch, d. h. einen mit Resten aller seit Jahrtausenden auf der

Digitized by Google

Insel sich ablösenden Sprachen vermischten spanisch-italienischen Dialekt. Die Stadt nimmt zwar unter der italienischen Ära an Bevölkerung zu, aber es will ihr immer noch nicht recht gelingen, sich aus dem spanischen Sumpf herauszuarbeiten. Viele moderne Ruinen zeugen von fortschreitendem Zerfall. Um die Stadt verteilt stehen noch zahlreiche Wassertürmchen aus normännischer Zeit; aber ich sah keinen, der nicht wacker geronnen hätte; in den Mauerritzen haben sich Wasserpflanzen eingenistet, die, von dem rinnenden Wasser fortwährend benetzt, üppig gedeihen; so wenig kümmert man sich um diese Lebensader der Stadt. An der alten, im Zickzack geführten Fahrstraße auf den Monte Pellegrino sinkt allmählich eine Stützmauer nach der andern in Trümmer; sie ist bereits nur noch für Fußgänger und Maultiere gangbar; und doch ist dies der Weg, den alljährlich Tausende von Palermitanern zur Grotte der heiligen Rosalie hinaufwallen. Nicht besser steht es mit einzelnen modernen Unternehmungen; ich fand den Bau einer Drahtseilbahn auf den Monte Pellegrino halbfertig eingestellt, eine solche nach Monreale und viele Pferdebahnlinien in der Stadt außer Betrieb.

So weist eine wenig erfreuliche Gegenwart den Besucher von Palermo immer wieder zurück in seine große Vergangenheit, in die Glanzzeit unter Normannen und Hohenstaufen. Noch heute leben im Gedächtnis der Sizilianer die erhabenen Herrschergestalten eines Roger und Friedrich fort; und gewiß haben sie das verdient. Das glückliche Zeitalter Friedrichs II. von Hohenstaufen brachte dem geknechteten und ausgebeuteten Lande zum erstenmal seit griechischer Zeit wieder eine eigene Kultur- und Kunstblüte: damals wehte zum erstenmal ein Hauch modernen

Digitized by Google

Geistes, edler Bildung und Gesittung; damals fand sich die sonnige Pracht des Südens mit der Würde und Kraft des Nordens zu den Formen von hoher künstlerischer Vollendung zusammen, welche den Denkmälern aus jener Zeit ihren unwiderstehlichen Reiz und unvergänglichen Wert verleihen. Wenn wir so in Palermo immer wieder an jenen herrlichen Völkerfrühling erinnert werden, so erfüllt uns der Gedanke mit wehmütiger Trauer, wie rasch und gründlich religiöser und politischer Despotismus die schöne Blüte vernichtet haben.

Digitized by Google

Großgriechenland.

„Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele," schreibt Goethe, „hier ist der Schlüssel zu allem." Mit gleichem Rechte kann man sagen: Sizilien ist der Schlüssel zu Griechenland, eine sizilische Reise ist die beste Vorbereitung auf eine griechische. Es ist kein Zufall, wenn Goethe gerade in Sizilien beginnt, sich mit dem griechischen Altertum eifriger zu beschäftigen, wenn er sich dort plötzlich so gewaltig von Homer angezogen fühlt, daß er sich mit dem kühnen Gedanken trägt, die Odyssee zu dramatisieren. Die umgebende Natur, die fremdländische üppige Vegetation, aus deren kühlendem Schatten man hinaussieht auf das tiefblaue, sanft brandende Meer und die mit bläulichem Duft übergossenen jähen Vorgebirge, „ruft die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, sowie ins Gedächtnis." Die ansehnlichen Reste der griechischen Kultur, der ältesten und edelsten, welche die Insel je gesehen, führen den Geist weiter in jene klassische Zeit griechischer Geistesblüte, deren große Werke alle Stürme der Barbarei überdauert haben.

Unteritalien und Sizilien waren seit dem achten Jahrhundert vor Christus das Ziel unternehmender griechischer Seefahrer und Auswanderer, das Amerika der Griechen. Bald bildete sich hier ein ansehnliches Neugriechenland, größer und blühender noch als das Mutterland, mit Recht

Digitized by Google

Großgriechenland genannt. Die gewaltigen Herrschergestalten, die hier erstanden, Phalaris und Theron von Akragas, Hieron und Dionysios von Syrakus, sind heute noch in der Geschichte lebendig; der Reichtum der Stadt Sybaris ist sprichwörtlich geworden. Schon im sechsten Jahrhundert vor Christus sah Unteritalien die weltberühmten Philosophenschulen der Pythagoreer und der Eleaten; im fünften Jahrhundert verherrlichten die Dichter Stesichoros aus Himera und Ibykos aus Rhegion ihr neues Vaterland; alle überragte die geniale Gestalt des Empedokles von Akragas. Der Musenhof des älteren Hieron sah als Gäste die berühmtesten Dichter Griechenlands: Simonides, Pindar, Äschylos. An ihm lebte der älteste Lustspieldichter der Griechen, der tiefsinnige Epicharmos. Platon kam dreimal nach Syrakus, die Tyrannen zu seinen Ideen zu bekehren. Sizilien ward die Wiege der griechischen Beredsamkeit, die sich dann in Athen so glänzend entfaltete; von Unteritalien drang zuerst griechische Geistesbildung in das siegreiche Rom. Und noch kurz, ehe die griechische Selbständigkeit in dem übermächtigen römischen Wesen aufging, erblühte auf Sizilien in Theokrits Hirtenpoesie die letzte klassische Frucht der griechischen Muse.

Hier in dem ehmals oft von Gesängen umfluteten Eiland,
Das Epicharmus bereits füllte mit Festmelodien,
Wo Stesichorus sang und Simonides einst, und benachbart
Ibykus (Deine zugleich, Äschylus, Urne bewahrt's),
Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt.

(Platen.)

Unter den zahlreichen Ruinenstätten Großgriechenlands können sich die Reste des Altertums zu Syrakus und Selinunt beinahe mit denen zu Rom messen; die Tempel zu Paestum und Girgenti aber werden nur von Athen übertroffen.

Digitized by Google

Die griechischen Überreste zeichnen sich vor den römischen fast durchgehends durch ihre bessere Erhaltung aus. Von den römischen Prachtbauten steht in der Regel nur noch der unförmliche Backsteinkern zu Tage, während die prunkvolle Marmorverkleidung längst spurlos verschwunden ist. Der solide Quaderbau der griechischen Tempel hat durch sein festes, kunstreiches Gefüge Jahrtausenden getrotzt, so daß ihr Anblick heute noch unmittelbar eine Vorstellung der früheren Pracht erweckt. Dazu kommt die stimmungsvolle Einsamkeit, die tragische Verlassenheit der weiten Stadtgebiete rings umher. Es stören weder moderne Menschen noch moderne Häuser; man ist allein mit diesen erhabenen Zeugen versunkener Größe, allein auf grüner Heide, an den Ufern des rauschenden Meers, unter dem strahlenden Himmel Griechenlands.

Diesen erhabenen Genuß vermag schon der Besucher Neapels sich mit leichter Mühe zu verschaffen. In wenigen Stunden bringt ihn die Bahn nach Lukanien zu den Ruinen von Paestum, der uralten Kolonie der Sybariten, Poseidonia. Die schöne Fahrt führt am Fuß des Vesuv zunächst durch bekannte Gegenden an Pompeji vorbei durch das Thal des Sarno, tiefer in die Apenninen hinein und über hohen Gebirgspaß nach Salerno hinüber. Das prächtige Vorgebirge von Amalfi bleibt rechts, und die Fahrt geht südostwärts weiter, zur Rechten begleitet von dem blauen Golf von Salerno, zur Linken von den schönen, kräftigen Linien der Apenninen. Allmählich wird die Strandebene breiter und öder, bald beleben nur noch Büffelherden die weiten Sumpfweiden; die menschlichen Ansiedlungen haben sich vor der Fieberluft der Niederungen auf die Anhöhen am Fuß der Gebirgswand zurückgezogen. Nahe dem Kap,

Digitized by Google

welches den Golf von Salerno vom alten Elea trennt, bemerkt man schon von der Bahn aus die stattliche, schönbewachsene Stadtmauer von Poseidonia.

Man betritt die Stadt durch das wohlerhaltene Ostthor, welches außen den stark verwitterten Kopf einer Sirene auf dem Schlußstein des Thorgewölbes trägt. Nur zwei Häuser stehen noch auf dem verlassenen Stadtgebiet; ungehindert dringt der Blick über die freie Heide zu der gewaltigen Steinmasse des Poseidontempels. Bald steht man dicht vor dem Wunderwerk, das scheinbar fast unverletzt die Jahrtausende überdauert hat. Zwischen den Säulen hindurch schimmert von fernher das Meer. In der Nähe und einzeln betrachtet wollen die dicken, starkgeschwellten Säulen mit den breitausladenden Kapitälen anfangs dem modernen Auge, das an schlankere Formen gewöhnt ist, plump, ja unförmlich erscheinen. Aber bald befreundet sich der Beschauer mit der ehrwürdigen alten Form, welche noch an ihr ägyptisches Urbild anzuklingen scheint. Wenn man dann wieder in angemessene Entfernung tritt und die eng gedrängten, wuchtigen Säulenreihen in ihrer Gesamtheit betrachtet, so wirkt schließlich die urwüchsige Kraft des altehrwürdigen Stils geradezu überwältigend. Die goldene Färbung des Steins scheint dem Bau warmes Leben zu verleihen und stimmt ebenso schön zu dem dunkelgrünen Plan, auf dem er sich erhebt, wie zu dem lichtblauen Himmel, der ihn mit glänzendem Licht überschüttet. Der Kontrast der übrigen erhaltenen Bauten kommt hinzu; sowohl die sogenannte „Basilika“ als der „Cerestempel“ zeigen ähnliche Säulenform, sie scheint direkt den Säulen des Poseidontempels nachgebildet, aber von wenig geschickter Hand. Alles erscheint hier ins Unschöne übertrieben, durch die noch gesteigerte Schwel-

Digitized by Google

lung erscheinen die Säulen unten zu dick, oben zu dünn; obendrauf sitzt der Echinus der Kapitäle pfanndeckelartig ausladend. Durch die Nachbildung auf die Vorzüge des Urbildes erst recht aufmerksam gemacht, nimmt man vom Poseidontempel zu Paestum einen tiefen Eindruck mit von der edlen Erhabenheit dieser uralten Baukunst, welche im Lauf ihrer Entwicklung das Wuchtige mit dem Schönen immer harmonischer zu verbinden lernte bis zur Ausbildung der klassischen Form in ihrer für alle Zeiten mustergültigen Vollkommenheit.

* * *

Die Ruinenstätten Siziliens, früher nur auf beschwerlichen Ritten durch unwirtliche Gegenden zugänglich, sind in neuerer Zeit durch Eisenbahnen dem allgemeinen Fremdenverkehr geöffnet worden. Dem verdanken wenigstens Girgenti und Syrakus Gasthäuser europäischen Stils, nur in Westsizilien trifft der Fremde heute noch Zustände, aus welchen er nach wenigen Tagen gerne wieder in das gastliche Palermo zurückkehrt. Er kann sich damit trösten, daß auch diese eine nicht zu verachtende Vorbereitung auf das eigentliche Griechenland darstellen, wo ihn noch weit primitivere Verhältnisse erwarten.

Selinunt erreichte ich auf dem Seeweg über Trapani, um auf dem Landweg über Segesta nach Palermo zurückzukehren. Es war eine herrliche Fahrt um die gebirgige Nordwestecke Siziliens vom Monte Pellegrino bei Palermo bis zum Monte S. Giuliano über Trapani, jenen beiden durch Hamilcars tapfere Gegenwehr im ersten punischen Krieg weltberühmten Bergriesen Heirkte und Eryx. Westwärts ragen die Felsgipfel der ägatischen Inseln aus der hohen See, wo im Jahr 241 v. Chr. die Karthager, zur See besiegt,

Digitized by Google

die Insel Sizilien an die Römer verloren. Einst schimmerte hier vom Eryx, dem Eckpfeiler des nordsizilischen Kalkgebirges, der Tempel der Venus Erycina (Astarte) weit hinaus über Meer und Land; heutzutage vermag man kaum noch die Felsplatte wieder zu erkennen, welche ihn trug. Auch Trapani auf sichelförmiger Felszunge zu Füßen des Eryx und Marsala in der weiten Strandebene, welche sich südwärts ausdehnt, erinnern durch nichts mehr an die alten Punierstädte Drepanon und Lilybaeum, deren Stelle sie einnehmen.

Station für Selinunt an der Eisenbahnstrecke Trapani-Palermo ist Castel Vetrano, ein ärmliches Landstädtchen nahe der verlassenen Südküste Siziliens. Der erfrischende Morgenspaziergang durch die fruchtbare Strandebene entschädigt für die schlechte Nachtruhe in der dürftigen Locanda des Orts. Wie eine durchsichtige Glasmauer steigt südwärts der blaue Lichtstreifen des afrikanischen Meeres am Horizont auf; nach einem Marsch von mehr als zwei Stunden erblickt man rechts vom Weg auf baumloser Anhöhe eine einsame Riesensäule, welche, ihres Kapitäls beraubt, wie ein runder Turm aus einem ausgedehnten Trümmerfeld aufragt. Von der imposanten Ruine angezogen verlassen wir unwillkürlich die Straße und stehen bald auf einem Hügel am Rande des Meeres mitten im Chaos der kolossalen Trümmer der versunkenen Stadt.

Selinus, eine dorische Kolonie aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr., hatte eben im fünften ihre höchste Blüte erreicht; sechs glänzende Tempel schmückten bereits die älteren Stadtteile, und die Einwohner waren gerade im Begriff, den siebenten und gewaltigsten der günstigen Gottheit zum Danke zu vollenden. Da brachen die Karthager ins Land, und die verweichlichte Stadt vermochte ihnen keinen Widerstand

Digitized by Google

entgegenzusetzen, sie fiel als das erste Opfer des punischen Einfalls im Jahr 409 v. Chr. in Schutt und Asche. Nur dürftig fristete eine karthagische Ansiedlung ihr Leben unter den Ruinen, bis auch diese im ersten punischen Krieg wieder verschwand. So liegen denn die Trümmer der Tempel von Menschenhand scheinbar unberührt da, wie sie den verheerenden Brand der Stadt überdauert haben. Nur sind unterdessen durch heftige Erdbeben die verwitterten Säulen bis auf eine einzige niedergelegt worden. Die wertvollen Metopen, welche die Entwicklung der griechischen Plastik von ihren ersten Anfängen bis in die klassische Zeit veranschaulichen, sind nach Palermo in Sicherheit gebracht worden. Im dortigen Museum bedeckt ein Abguß eines der Riesenkapitäle des jüngsten Tempels mit seinen sechzehn Quadratmetern die ganze Bodenfläche eines geräumigen Zimmers, nur einen schmalen Umgang freilassend. Von dem jähen Fall der Stadt Selinus zeugen noch heute die verlassenen Steinbrüche aus jener alten Zeit: dort liegen, mit den Maßen des unvollendeten größten Tempels übereinstimmend, rohbehauene riesenhafte Säulentrommeln, nur noch an der untern Seite mit dem Fels verwachsen, gerade so, wie vor 2300 Jahren die Bauleute, vor den Puniern in die Stadt flüchtend, sie verlassen haben, um nicht wieder zur Arbeit zurückzukehren.

Der Hauptteil der Stadt bedeckte zwei mäßige Strandhügel, die durch ein sumpfiges Thal getrennt sind. Außer dem unvollendeten Riesentempel schmückten noch zwei weitere Tempel die östliche Höhe; aber auch auf der westlichen, der Burghöhe, reiht sich Tempel an Tempel, doch stärker zerstört; von den Quadermauern der Burgbefestigung stehen noch ansehnliche Reste aufrecht. Man hat von der Höhe

Digitized by Google

der Burg einen weiten Blick über das tiefblaue Meer; kein Schiff, kein Kahn bewegt sich auf der glatten Fläche, kein Laut dringt an unser Ohr, nur die sanfte Brandung zu unsern Füßen rauscht wie klagend über die flachen Klippen und Sandbänke des verlassenen Strandes. Wir sind allein unter Trümmern auf heißem Dünensand. „Der Anblick dieser Trümmer am Meer in grenzenloser Öde," sagt Gregorovius, „ist vielleicht ohnegleichen in der Welt. Hier hatte ich zum erstenmal den ganzen und vollen Eindruck von dem, was man sich unter dem Begriff ‚klassische Ruinen' vorstellt. Aus der Ferne wie aus der Nähe betrachtet, erregen diese verlassenen Überreste hellenischer Größe ein gemischtes Gefühl von sprachlosem Erstaunen und schauerlicher Lust ... Im übrigen Italien sieht man auf Trümmerstätten entweder das Leben sich in die Ruinen einwohnen, wie namentlich in der Campagna von Rom, oder man erblickt neben einander Trümmer von verschiedenen Zeitepochen; zu Selinunt stellt sich nur eine einzige Epoche dar; ringsum keine Spur von Leben, die feierlichste Öde zu beiden Seiten, eine grenzenlose, aber selige Verlassenheit, ein verschwimmender Meereshorizont, tiefstes Schweigen und mythenvolle, odysseeische Einsamkeit."

* * *

Die Ruinen von Segesta versetzen den Besucher von dem einsamen Strande bei Selinus in die wildromantische Öde des nordsizilischen Kalkgebirges. Die Stadt füllte einen steilen Felshang hoch über dem Golf von Castellammare, dessen blaue Wasserfläche, durch eine Thalöffnung sichtbar, den Nordhorizont füllt. Ein gut erhaltenes Theater lehnt sich mit seinen halbkreisförmigen Sitzreihen an den ragenden Fels und gewährt von seiner Höhe eine prächtige Rund-

Digitized by Google

sicht über Gebirge und Meer bis hin zu dem sanften Rücken des Eryx, der aus bläulicher Ferne zwischen zackigen Felsbergen hindurchblickt. In dem Sattel, der den Stadtfelsen vom Gebirge trennt, steht über tiefer Schlucht auf grüner, flachgewölbter Heide der schön erhaltene Säulenkranz eines Tempels dorischen Stils. Er ist ziemlich unverletzt, nur schade, daß er unvollendet geblieben ist. Eine Cella scheint er nie besessen zu haben, auch fehlen die Cannelüren der Säulen. Zwischen denselben ist die oberste Stufe unausgefüllt, so daß die dorische Säule auf ihrem Quaderfundament wie mit einer Basis versehen erscheint: ein seltsamer Anblick, der an die halbbarbarische Natur dieser Stadt erinnert, welche die griechische Sache verratend die Punier ins Land rief, die mit vandalischer Wut die griechische Kultur Westsiziliens zerstörten. Hundert Jahre später ereilte sie selbst ein furchtbares Strafgericht. Agathokles von Syrakus ließ die ganze Einwohnerschaft aufs grausamste abschlachten und die Stadt vom Erdboden vertilgen. Die Stadt verlor sogar ihren Namen; sie hieß fortan Dikaiopolis, bis Rom aus Pietät gegen die nach der Sage ebenfalls von Troja abstammende Schwesterstadt sich der kümmerlichen Reste annahm.

* * *

Als edelstes Opfer des punischen Einfalls fiel im Jahr 406 v. Chr. das blühende Agrigent. Akragas, 581 von der benachbarten dorischen Kolonie Gela aus gegründet, war dank der Tüchtigkeit, Unternehmungslust und hohen Bildung seiner Bewohner rasch zu großem Ansehen und Reichtum emporgestiegen; es hatte 480 vereinigt mit Syrakus durch den glänzenden Sieg bei Himera Sizilien vor dem Joch der Karthager gerettet. Aber 70 Jahre ungestörten Friedens und märchenhaft anschwellenden Reichtums genüg-

Digitized by Google

ten, um Kraft und Ehrgefühl der Bewohner gänzlich zu brechen. Von seinen Söldnern verraten verließ das unkriegerische Geschlecht in schmählicher, nächtlicher Flucht die wohlbefestigte Stadt und überantwortete seine unermeßlichen Schätze ohne Schwertstreich den plündernden Barbaren. Die Stadt wurde vollständig zerstört, ein ungeheurer Verlust für die alte Welt und für die Kultur überhaupt. Denn unter punischer und römischer Barbarei erhob sie sich nicht mehr zu selbständiger Bedeutung. Bis dahin war Akragas nie erobert worden, von jetzt an folgt Zerstörung auf Zerstörung, und es ist noch von Glück zu sagen, daß einige der schönsten Bauten aus griechischer Zeit nun weit außerhalb der Mauern der arg zusammengeschmolzenen Stadt standen; nur so ist das Wunder ihrer Erhaltung zu erklären.

Die heutige Stadt Girgenti füllt, wie wohl schon das römische Agrigentum, nur noch die kleine Hochfläche des alten Burgfelsens, auf dem schon die griechischen Kolonisten einst ein sikanisches Raubnest vorgefunden zu haben scheinen. Die griechische Stadt Akragas bedeckte das weite, nach der nahen Meeresküste zu geneigte Hochfeld südlich der Burg, das, nordwärts durch den Burgfelsen und in seiner Verlängerung durch einen zwei Kilometer langen, jähen Felsabsturz sturmfrei, an den übrigen Seiten durch zwei sich südlich der Stadt vereinigende Flußthäler geschützt war. Hier sollen zur Zeit der Belagerung durch die Karthager 800000 Menschen gewohnt haben. Dieses ganze ausgedehnte Gebiet der Riesenstadt ist jetzt, abgesehen von der felsigen Nordkante, wieder zu dem prangenden Gartenland geworden, welches einst die griechischen Ansiedler angelockt hat. Dieser für die seither in jenen Gegenden herrschenden Völker und Kulturen so beschämende Kreislauf der Geschichte läßt sich

Digitized by Google

mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit an vielen der antiken Kulturzentren konstatieren; er ist geeignet, den auf die Errungenschaften der Neuzeit stolzen Europäer etwas bescheidener zu stimmen.

Girgenti ist, seit es Eisenbahn hat, durch den Fremdenverkehr wieder etwas emporgekommen, es zieht sozusagen verspätete spärliche Zinsen aus dem unermeßlichen Kapital, das in seinen Trümmern begraben liegt. Man bemerkt diese Nachblüte an der für sizilische Verhältnisse lobenswerten Reinlichkeit der Gassen, freilich auch an der an Neapel erinnernden Aufdringlichkeit und Bettelhaftigkeit der Bewohner. Es war unmöglich, ohne die schützende Gegenwart eines Führers durch die Straßen zu kommen; doch gelang es nach vieler Mühe, denselben wenigstens draußen wieder los zu werden. Der nun allein unternommene Streifzug durch das weite, übersichtliche Stadtgebiet des alten Akragas führte zunächst ostwärts den schroffen, kahlen Athenafelsen hinan, der von der verschwundenen Pracht eines Athenatempels den Namen führt, zu der Ostecke der Stadtbefestigung, wo in einer kleinen christlichen Kapelle der Tempel der Demeter und Kore sich erhalten hat, ein seltenes Beispiel eines templum in antis. Dann ging's südwärts längs den Resten der griechischen Mauer über zwei kahle Mulden hinweg zu der ragenden Südostecke des Stadtplateaus, wo die schönen Trümmer des sogenannten „Junotempels" auf hoher Terrasse sich hellschimmernd vom tiefblauen Himmel abhoben. Auf den Stufen des Unterbaues erhebt sich die Ruine eines dorischen Tempels von vierunddreißig Säulen im Umkreis; nur auf der Nordseite verbindet noch das dorische Steingebälk die lange Reihe von dreizehn Säulen, die übrigen stehen einzeln, zum Teil ohne Kapitäl; alle sind auf der

Digitized by Google

Wetterseite tief eingefressen und werden nur noch künstlich aufrecht erhalten. Dazwischen ragen die untersten Lagen des Quaderbaues der Cellawände empor.

Dieser ehrwürdige Rest griechischer Kunstblüte steht nun auf beherrschender Höhe inmitten einer Landschaft großen, erhabenen Stils. Der Blick vermag der felsigen Südgrenze der griechischen Stadt entlang den Zug der alten Mauer zu verfolgen, bis hinauf zu der fernen Burg mit dem modernen Städtchen. Dazwischen das wellige, sanft ansteigende verlassene Stadtgebiet. Die prangenden Felder, die schattigen Öl- und Obstgärten rings geben der Landschaft einen lieblichen Charakter, die in weitem Umkreis am Horizont aufragenden Gebirge bilden den imposanten Hintergrund. Nach Süden trennt eine schmale, grüne Strandebene den Felshang der alten Stadt vom Strand,. wo, etwa eine Wegstunde entfernt, der Hafen von Girgenti, Porto Empedocle genannt, seinen Molo weit in die unendliche Wasserfläche des freundlich-blauen Meeres vorstreckt.

Der Weg der Stadtmauer entlang führt weiter zum sogenannten „Concordiatempel". Er liegt in idyllischer Umgebung auf grasbewachsener, sanft geschwellter Fläche, Ölbäume und mannshohe Kakteen treten bis zu seinen Stufen heran. Nicht ganz so schön gelegen, wie der „Junotempel", wetteifert er dafür in Vollständigkeit der Erhaltung mit dem Poseidontempel zu Paestum. Seine vierunddreißig Säulen tragen noch rings den wohlerhaltenen dorischen Architrav und beide Giebel; auch die Cellawände stehen noch und in denselben sogar die Steintreppen, welche zum Dache führten; nur dieses selbst ist natürlich verschwunden. An Großartigkeit der Verhältnisse kann er sich freilich nicht mit dem Tempel von Paestum messen; die fast zierlich zu nennenden

Digitized by Google

Formen stehen zu ihm in direktem Gegensatz, sie verhalten sich, nach Goethes treffendem Vergleich, wie Göttergestalt zum Riesengebilde. Dafür bietet er ein vollkommenes Bild einer der klassischen Form bereits nahe verwandten Ausbildung des dorischen Stils. Er ist unstreitig der vollständigste und herrlichste der erhaltenen Tempel Siziliens und wird nur durch Athens unvergleichliche Meisterwerke übertroffen.

Was Akragas von wahrhaft imposanten Tempeln barg, das Herakleion und das Olympieion, liegt leider völlig in Trümmern. Die Steine des letzteren, des Riesentempels des olympischen Zeus, welcher, wie der in Selinunt, eben seiner Vollendung entgegen ging, als die punische Kriegsnot hereinbrach, sind ins Meer hinabgewandert und bilden nun den gewaltigen Molo des modernen Hafens. Nur die Ausdehnung der Fundamentzüge und die Größe der zerstreuten Trümmerblöcke lassen noch die kolossalen Verhältnisse dieser vielgerühmten Wunderwerke der alten Welt erkennen. Ein hoher, als lasttragender Riese gebildeter Pfeiler liegt lang hingestreckt am Boden. Er stand bis zum Jahr 1401 noch aufrecht. Als ein letzter Zeuge der verschwundenen Pracht ist sein Bild in das Wappen der modernen Stadt aufgenommen worden. Beim Rückweg zur Stadt wehte uns von Norden her aus dem tiefen Einschnitt zwischen Burg und Athenafelsen ein erfrischender Lufthauch entgegen. Er ließ uns das Andenken des großen Arztes und Philosophen Empedokles segnen, der, um die Fieberdünste des allzu geschützten Abhanges zu verscheuchen, der Tramontana jenen künstlichen Zugang in die Stadt geöffnet haben soll.

* * *

Syrakus bildet für den Verehrer des griechischen Altertums den Höhepunkt der sizilischen Reise. Schon der Klang

Digitized by Google

des Namens Siracusa hat etwas Anziehendes, etwas Melodisches, das lieblich und zugleich erhaben anmutet. Dazu kommen die großen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, indem die Geschichte dieser Stadt zugleich die Geschichte der ganzen Insel darstellt. Voll froher Erwartung betritt man so den Strand von Syrakus und ist sofort von dem Zauber des Ortes umfangen. Doch ist die Landschaft an sich weder lieblich noch erhaben. Niedere Felshöhen begleiten den öden Strand, höhere Berge sind nur in weiter Ferne sichtbar. Das Land erscheint von Bäumen, ja von Vegetation fast entblößt; große Strecken sind gänzlich verlassen und verödet.

Die Ansiedlung, die sich hier erhält, hat sich auf eine kleine Küsteninsel zurückgezogen. Dies ist Ortygia, wo im Jahr 734 v. Chr. die Korinther ihre zukunftsreiche Kolonie gründeten. Die ausgezeichnete Lage zwischen einer kleinen und großen Hafenbucht, den besten natürlichen Häfen der Ostküste Siziliens, sicherte der Stadt von Anfang an die erste Stelle im Handelsverkehr. Bald wurde den Griechen die kleine Strandinsel zu eng, und sie breiteten sich auf das anstoßende Festland aus, das in mächtigem Felsplateau ins Meer vorgelagert, zur Besiedelung einlud. Allmählich entstanden dort vier weitere Stadtteile: Achradina, durch den kleinen Hafen von der Insel getrennt, erstreckte sich nordwärts dem Meeresufer entlang, Neapolis zog sich südwärts bis an den Strand des großen Hafens hinab; dahinter besetzten Tyche und Epipolae den dem Binnenland zugekehrten Teil der Hochebene. Jede dieser Städte hatte anfangs ihre eigenen Befestigungen, bis Dionysios sie alle mit einer einzigen gewaltigen Mauer von ca. dreißig Kilometer Länge umschloß. Syrakus wurde damit die stärkste Festung, die größte Stadt des Altertums, die selbst Rom an Umfang übertraf.

Digitized by Google

Die höchste Blüte erreichte die Stadt nach der siegreichen Abwehr des atheniſchen Angriffs (413) unter dem mächtigen Scepter ſeiner Tyrannen. Sie hielt ſich wacker gegen die puniſche Macht, den Römern aber vermochte ſie nicht zu widerſtehen; nach dreijähriger, durch Archimedes' Künſte berühmter Gegenwehr fiel ſie 212 in die Hände des Marcellus. Die Stadt wurde geplündert und furchtbar verwüſtet, ihr Gebiet eingezogen. Die Königin Siziliens wird die Sklavin Roms; Syrakus iſt fortan zur Bedeutungsloſigkeit einer römiſchen Provinzialſtadt verdammt. Auch das Mittelalter und die Neuzeit haben der Stadt keinen Aufſchwung, ſondern nur neue Heimſuchungen gebracht, und ſo hat ſie ſich längſt wieder dauernd auf der kleinen Inſel eingerichtet, von wo ſie einſt ihren Ausgang genommen hatte. Der Anblick von Syrakus gewinnt damit etwas unausſprechlich Melancholiſches. Die Millionenſtadt des Altertums, die ſchönſte der Inſel, einſt das Auge Siziliens genannt, iſt in ihrer Hauptmaſſe faſt ſpurlos verſchwunden. Das öde Felsplateau zeigt nur noch in den tief eingefahrenen Wagengeleiſen den Zug der alten volkbelebten Straßen; wüſte und leer liegt es da in ſtummer Trauer. Verlaſſen dehnt ſich rings das blaue Meer, verlaſſen die weite Fläche der großen Hafenbucht, wo einſt die Flotten der ſeefahrenden Nationen ſich begegneten.

Zwei volle Tage durchſtreifte ich raſtlos wandernd die baumloſe, unwirtliche Steinwüſte des weiten Stadtgebietes, Hitze, Hunger, Durſt und Ermüdung ſtandhaft erduldend. Der Weg führt von der Inſel über den aufgeſchütteten Verbindungsdamm; Gräben verbinden noch den kleinen und großen Hafen und ſchützen die leidlich befeſtigte Landſeite der Inſel gegen feindliche Annäherung. Auf der ebenen

Digitized by Google

Fläche des alten Forums am Ufer des großen Hafens steht heute der Bahnhof; eine einzige unscheinbare Säule ist der letzte Rest der alten Pracht des verödeten Platzes. Bald ist Neapolis erreicht, wo sich am ansteigenden Felshang die merkwürdigsten Reste des Altertums vereinigt finden. Hier öffnet sich der Blick zur Rechten in das wilde Gewirr eines der zahlreichen, tief in den Fels des Stadtplateaus eingesprengten Steinbrüche, der Latomia del Paradiso, so genannt von dem üppigen Pflanzenwuchs, der sich in der feuchten, schattigen Tiefe eingenistet hat. Zur Linken erblickt man das schön erhaltene, in den Felsabhang gehauene Halbrund des griechischen Theaters. Es ist dies nächst dem Dionysostheater zu Athen die ehrwürdigste und stimmungsreichste Erinnerungsstätte griechischer Kunstblüte. Hierher kam einst Äschylos als Gast des Königs Hieron; für diese Bühne arbeitete er seine „Perser“ um; hier lauschten ein Pindar und Platon den griechischen Versen; über diese Bühne gingen die Komödien des Epicharm. Von den Stufen des Theaters genießt man den herrlichsten Blick auf die Inselstadt, über Bucht und Thal des Anaposflusses, von den Höhen des Vorgebirges Plemmyrion in schönem Bogen umschlossen. Von dorther kamen die Athener mit bewaffneter Macht gegen die Stadt gerückt, um an den steilen Felsen und festen Mauern der Stadt zu verbluten. Auf der spiegelglatten Hafenfläche zu unsern Füßen wurde die Seeschlacht geschlagen, deren Folgen die stolzen Söhne Athens als Sklaven in die Klüfte der nahen Steinbrüche brachte.

Am oberen Ende des Theaters führt eine tief in den Fels geschnittene Gräberstraße westwärts weiter zu den Spuren der dionysischen Ringmauer. Die Südmauer vereinigt sich etwa zehn Kilometer von der Küste mit der Nord-

Digitized by Google

mauer unter spitzem Winkel in dem mit großer Kunst angelegten Kastell von Epipolae, Euryalos, das hier, wo die Hochfläche der Stadt durch einen schmalen Felsgrat mit dem hügeligen Hinterland zusammenhängt, die Befestigung sturmfrei abschließt. Es war ein festgefügter Bau aus regelmäßigen Quaderschichten, von drei wuchtigen Türmen beherrscht. Vor ihm ist ein haustiefer, breiter Graben quer durch den Fels des Plateaus gebrochen, von dessen Grund ein weiter Felsgang in die unterirdischen Gelasse der Burg weiterführt. In den lebendigen Stein gehöhlt schließt sich hier Kammer an Kammer mit geräumigen Felsgängen verbunden, so breit und hoch, daß Reiter und Wagen sich bequem zu einer verborgenen Ausfallpforte bewegen konnten. Während diese bombensicheren Casematten so wohlerhalten sind, daß sie jederzeit ihrer alten Bestimmung wiedergegeben werden könnten, ist die oberirdische Burg in einen wirren Trümmerhaufen verwandelt. Doch gewährt die land- und meerbeherrschende Warte einen umfassenden Rundblick. Wir stehen hier auf hoher Ruine am westlichsten und höchsten Punkte des Stadtplateaus, das wüste und leer, eine steinige, baumlose Einöde, in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegt. Zur Rechten dehnt sich das breite Thal des Anapos mit seinem Nebenfluß, der Kyane, dessen fieberschwangre Sumpfluft so manchem Belagerer verhängnisvoll geworden ist und noch heute zur Sommerzeit sogar von den Eingeborenen wegen der Fiebergefahr gemieden wird. In der Ferne liegt Hafen und Inselstadt. Zur Linken dringt das Meer in schön geschwungener Buchtlinie näher zu unserm Standpunkt heran. Es ist dies die Bucht von Trogilos, von wo, glücklicher als frühere Heerführer, Marcellus in die nie eroberte Stadt eindrang. Ein Kranz von niederen Bergen, der an die

Digitized by Google

Gefangennahme des fliehenden Restes der besiegten Athener erinnert, umschließt uns westwärts, bis im Norden die Gipfel des sizilischen Kalkgebirges auftauchen, beherrscht von der Pyramide des Ätna, die sich himmelhoch vor ihnen aufbaut.

Die Längswanderung über das endlose Plateau füllte einen ganzen Tag und gab unmittelbar einen Begriff von den ungeheuren Dimensionen der Stadt des Dionysios. Die Querwanderung am zweiten Tag bestätigte und vertiefte diesen Eindruck. Früh morgens fuhr ich mit meinem treuen Reisegefährten in einem Kahn über die Mündung des großen Hafens zum jenseitigen Leuchtturm. Das Meer schimmerte silberweiß in der Morgensonne und wogte langsam in sanften Wellen. Wir bestiegen die Anhöhe des Kaps Plemmyrion und freuten uns des blauen Golfes mit der hell leuchtenden Inselstadt darüber. Dann wanderten wir dem Ufer der Bucht entlang zur Mündung des Anapos, dann hinauf zu seinem tiefklaren Nebenfluß, der Kyane, der „Blau" von Sizilien. Neben dichten Papyrusstauden, den einzigen, die in Europa wild wachsen, ging es wohl eine halbe Stunde hin, bis wir zum „Blautopf" kamen, aus dem die Kyane mitten in der Ebene als ein langsam fließendes, klarblaues Flüßchen unvermittelt und geräuschlos abfließt. In dem kristallhellen Wasser erblickt die griechische Sage die unaufhörlich fließenden Thränen der schönen Nymphe Kyane, welche vergeblich versucht hatte, den Proserpina raubenden Pluto aufzuhalten. Wir bestiegen die Höhe, welche das Sumpfthal der Kyane von dem großen Hafen trennt, und ruhten in stiller Beschauung bei den zwei Säulen des Olympieions, dem letzten Rest des einst so prächtigen Heiligtums, die einsam aus grünem Ackerland aufragend, den Ort bezeichnen, wo einst die reisigen Scharen der Athener und dann der

Digitized by Google

Karthager gelagert haben. Lange genoſſen wir die prächtige Ausſicht auf das Stadtgebiet, das in ſeiner ganzen Erſtreckung jenſeits der Anaposebene ſich vor unſern Blicken ausbreitete.

Dann ging's über das Thal wieder zur Neapolis hinüber, wo wir den Reſt der Sehenswürdigkeiten uns aufſchließen ließen. Der Altar Hierons II., ein 198 Meter langer kubiſcher Felsblock mit eingehauenen Stufen, zeugt von der Vorliebe der helleniſtiſchen Zeit für koloſſale Verhältniſſe und erinnert an den berühmten Zeusaltar von Pergamon. Umgekehrt giebt das Amphitheater aus römiſcher Zeit, nur halb ſo groß als das von Pompeji und kaum über den Felsboden ſich erhebend, ein anſchauliches Bild von der Ohnmacht und Kleinheit des römiſchen Syrakus. Von hier beſuchten wir noch einige der benachbarten Latomien, labyrinthiſche Felsklüfte, die in üppige Orangenhaine verwandelt ſind. Dann ſtiegen wir hinab in die unermeßliche unterirdiſche Toten- und Höhlenſtadt, die Katakomben, die das Felsplateau der Achradina mit denſelben geräumigen Felsgängen durchziehen, die wir unter dem Kaſtell von Epipolae bewundert hatten.

Mit Aufbietung aller Kräfte erreichten wir, der Mauerſpur der Achradina nordwärts folgend, am Abend den jenſeitigen Rand des Stadtgebiets, dort wo die Straße nach Catania zu der nördlich gelegenen Bucht hinabführt. Großartig war der Blick von hier die buchtenreiche Oſtküſte Siziliens entlang hinauf bis Catania, wo die breite Maſſe des Ätna einer hohen Wolkenwand gleich weithin das Meer beſchattete; ſein breit auslaufender dunkler Fuß verlor ſich in dichten Nebelſchichten, aus denen ſein ſchneebedecktes Haupt hellſchimmernd in das heitere Licht der Abendſonne aufragte.

Digitized by Google

Messina.

Die Nordostecke Siziliens, uraltes griechisches Siedlungsgebiet, steht so ganz unter der zerstörenden Macht des Ätna, daß hier von vergangenen Epochen fast nichts mehr übrig ist. Als Goethe im Mai 1787 in Messina einritt, war es, vier Jahre nach dem fürchterlichsten Erdbeben, das je die Stadt heimgesucht hat, noch immer eine „zackige Ruinenwüste." „Nach dem ungeheuren Unglück, das Messina betraf, blieb nach 12000 umgekommenen Einwohnern für die übrigen 30000 keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen gaben einen unsichern Aufenthalt; man errichtete daher eiligst im Norden von Messina auf einer großen Wiese eine Bretterstadt." Unterdessen hat sich trotz Krieg und Pestilenz die vielgeprüfte Stadt dank ihrem vortrefflichen Hafen zu neuer Blüte emporgeschwungen. Aber sie bietet im Innern noch immer einen wenig erfreulichen Anblick, da augenscheinlich die Bewohner aus berechtigtem Mißtrauen gegen den wankenden Boden möglichst billig bauen und Schmuck und Erhaltung der Häuser vernachlässigen, von denen sie beständig fürchten müssen, daß sie von neuem der unheimlichen Naturgewalt zum Opfer fallen.

Um so mächtiger zog es uns hinaus auf die prächtigen

Digitized by Google

Berge, welche Messina überragen, zu der alten, mit zerfallendem spanischem Kastell bekrönten Stadtburg Forte Castellaccio, um von hier die unverwüstliche Schönheit der Sundlandschaft ungestört zu genießen. Messinas Häusermeer nimmt sich von hier oben ansehnlicher aus, vor allem aber entzückt das Auge das Panorama, das sich rings entfaltet. Wir stehen auf dem zur Nordspitze Siziliens auslaufenden Gebirge, in das Gießbäche, von den baumlosen Felshalden herabstürzend, tiefe Furchen gegraben haben: die frühlingsgrünen Berge, von der Morgensonne schief getroffen, zeigen in Licht und Schatten ein wechselreiches Relief. Zu ihren Füßen liegt ein schmaler Streifen prangenden Gartenlands, fernher von dem weithinsichtbaren Leuchtturme der Nordostecke der Insel bis zur Stadt sich erstreckend, wo die Strandebene breiter wird und eine schmale flache Halbinsel ins Meer vorbiegt, welche den geräumigen, tiefen Hafen von Messina einschließt. Wie ein urweltlicher Krater, in den von Norden her das Meerwasser einbrach und seine Glut auslöschte, ist das runde Bassin von diesem natürlichen Hafendamm in Form einer Sichel umschlossen; er erinnert an den ältesten Namen der Stadt, Zankle, auf sikanisch „Sichel", den sie erst nach der Einwanderung der aus der Heimat vertriebenen Messenier mit Messana vertauschte. Diesem schönen Gestade entlang strömt der sagenberühmte Sund, der Sizilien und Italien trennt. In majestätischer Breite zieht er vorüber von einem uferlosen Meer ins andere, von stolzen Schiffen belebt. Die heitere Pracht südlicher Landschaft ruht über dem Ganzen: die nächste Umgebung üppig grünend, halb im Schatten, vor uns die dunkelblaue Flut, und darüber hellglänzend im Sonnenschein das lange, hohe Gebirge Kalabriens, überragt von dem beschneiten Gipfel des Aspromonte.

Digitized by Google

Vergebens ſieht ſich der Beſucher der Burg von Meſſina nach der vielbeſungenen Scylla und Charybdis um, welche das Altertum an dieſe Meerenge verlegte. Nicht einmal das Städtchen Scilla, deſſen Name noch heute den Ort bezeichnet, wo die Alten das eine der Ungeheuer anſetzten, vermag man zu erblicken, und der Strudel an der Biegung der Hafenſichel, der gewöhnlich für die Charybdis erklärt wird, iſt von hier oben ebenſowenig bemerkbar. Auch der andere Strudel draußen bei dem Leuchtturm des Nordoſtkaps der Inſel, der ebenfalls den Anſpruch erhebt, für die Charybdis Homers zu gelten, iſt nur aus allernächſter Nähe erkennbar.

Entſchloſſen, beide Strudel in Augenſchein zu nehmen, wandten wir uns zuerſt dem entfernteren zu. In einer kleinen Stunde brachte uns die Straßenbahn die zwölf Kilometer nordwärts zu dem ſandigen Vorſprung des Faro am alten Kap Peloros. Wirbelnd drangen eben die Waſſer des offenen Meeres in den Sund ein. Wir beſtiegen den Leuchtturm und erfreuten uns lange an dem harmloſen Spiele der Wellen, mehr noch an der prächtigen Ausſicht auf das ſchimmernde Felſenneſt Scilla, das hier an der engſten Stelle des Sundes am jenſeitigen Ufer den Eingang bewacht.

Freilich iſt auch zwiſchen dieſer Örtlichkeit und Homers Schilderung noch ein himmelweiter Unterſchied. Od. 12, 73 ff. warnt Circe den ſcheidenden Odyſſeus vor den ihm drohenden Gefahren und beſchreibt die bevorſtehende Fahrt zwiſchen zwei jähen Felſen hindurch, von denen der eine bis zu den Wolken aufſtrebend in dunkler Höhle die fürchterlich bellende hundeköpfige Scylla berge:

Aber niedriger iſt der andere Felſen, Odyſſeus,
Und dem erſten ſo nah, daß ihn dein Pfeil noch erreichte,

Digitized by Google

Unter ihm ſchlürft die hehre Charybdis das ſchwärzliche Waſſer,
Dreimal ſpeit ſie täglich es aus und ſchlürfet es dreimal
Schrecklich hinunter . . . .

Und von ſeiner Vorbeifahrt erzählt Odyſſeus V. 237 ff.

Wenn ſie die Flut ausſpie, wie ein Keſſel auf reichlichem Feuer
Wallte ſie brauſend empor, und hoch in die Lüfte geſchleudert
Stürzte der Giſcht herunter die beiden Felſen benetzend.
Wenn ſie das ſalzige Waſſer des Meeres wieder hineinſchlang,
Klaffte das Inn're des wirbelnden Schlunds, und ringsum erdröhnte
Furchtbar der Fels, und des unterſten Grundes bläuliche Kieſel
Traten zu Tag . . . .

Vergleicht man dieſe Schilderung mit den thatſächlichen Verhältniſſen, ſo fällt ſofort die weite Entfernung zwiſchen Scylla und Charybdis ins Auge; ſie beträgt über drei Kilometer, und ſo weit ſchoß man im Altertum noch nicht. Dies iſt aber das geringſte Bedenken; denn ſelbſtverſtändlich hat der Dichter das Recht, zur Erhöhung des Eindrucks Entferntes zuſammenzurücken. Auch in der Schilderung des Strudels iſt das freie Walten der dichteriſchen Phantaſie unverkennbar. Daß die Charybdis unter einem Felſen liegen ſoll, will zunächſt nicht ſtimmen. Hier bietet ſich von ſelbſt die Annahme dar, daß die flache Sandbank, auf welcher der moderne Leuchtturm ſteht, jüngeren Urſprungs iſt und die dicht dahinter ſich herabſenkende Felsecke des ſiziliſchen Kalkgebirges einſt unmittelbar ins Meer abfiel. Dann hätten wir ſogar den charakteriſtiſchen Gegenſatz wieder zwiſchen dieſem vorgeſtreckten, ſchief abfallenden Felskap und der jäh abgeriſſenen Felswand von Scilla, über welcher der mächtige, ſchneetragende Aſpromonte bis in die Wolken aufragt. In den Höhlungen des Scyllafelſens will man auch heute noch bei ſtarkem Scirocco einen Lärm wie Hundegebell deut-

Digitized by Google

lich vernehmen. Wichtiger ſcheint mir die von Homer angegebene Periode der Waſſerbewegung, die mit den in der Meerenge von Meſſina beobachteten Strömungen aufs beſte übereinſtimmt. Dreimal innerhalb vierundzwanzig Stunden wendet ſich das Waſſer ſüdwärts Meſſina zu, dreimal kehrt es um und ſtrömt wieder nach Norden zurück. An beiden Küſten entlang ziehen ſich ſchwache Gegenſtrömungen und verurſachen die Wirbel, deren bedeutendſter eben am Eingang der Meerenge, Scilla gegenüber, beobachtet wird. Allerdings iſt dieſer Wirbel heutzutage nur noch bei Sturm und hohem Seegang kleinen Booten gefährlich; aber in den Anfängen der Seefahrt, ſo lange noch primitive Fahrzeuge ängſtlich den Küſten entlang ihren Weg ſuchten, konnte er ſehr wohl eine ernſtere Gefahr für die Schiffer bedeuten. Zudem ſteht es jedermann frei anzunehmen, daß Sturm und Wogen, Anſchwemmungen und Erdbeben, ſowie die ſäkulare Hebung von ganz Nordſizilien im Lauf der Jahrtauſende den Meeresboden gründlich verändert haben. Man wird ſich daher nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen, wenn man, wie bei den übrigen Schilderungen Homers von Odyſſeus' Abenteuern, annimmt, daß auch hier den Seefahrern ſeiner Zeit bekannte Thatſachen der dichteriſchen Ausmalung zu Grunde liegen, daß die mit den Perioden der Ebbe und Flut übereinſtimmenden Wechſelſtröme der Meerenge von Meſſina, welche ſozuſagen die auslaufenden Wellen der durch die Meerenge von Gibraltar hinaus- und hereinflutenden Gezeiten des Ozeans darſtellen, zuſammen mit dem für die Küſtenfahrer der Vorzeit gefährlichen Wirbel wirklich den erſten Anſtoß zur Fabel von der Charybdis gegeben haben. —

Mit dem nächſten Zuge kehrten wir nach Meſſina zu-

Digitized by Google

rück, wo wir es uns nicht nehmen ließen, noch am Abend über den Hafen zum Leuchtturm der Hafensichel überzufahren, um auch den dortigen Strudel kennen zu lernen. Er erschien uns noch unbedeutender als der draußen am Eingang der Meeresstraße. Doch muß er zu Zeiten deutlich hervortreten, wie sein Name Garofano, „Nelke", bezeugt. Obgleich man sich hier schon weit von der schmalsten Stelle des Sundes befindet, obgleich man von hier den Felsen der Scylla nicht mehr erblickt, wurde dieser Strudel schon zur Zeit Strabons als Charybdis gezeigt, und auch im Mittelalter galt er dafür. Denn hier spielte sich die merkwürdige Begebenheit ab, welche Schillers Ballade „der Taucher" besingt. Es soll bekanntlich ein König Friedrich von Sizilien, vielleicht der berühmte Hohenstaufenkaiser, gewesen sein, der einen sizilianischen Taucher Namens Nikolaus, wegen seiner fischartigen Gewandtheit Pesche Cola genannt, veranlaßte, in den Strudel der Charybdis hinabzuspringen. Nach Gelingen des Wagnisses wußte dieser so wunderbare Dinge zu erzählen, daß der König nur noch begieriger wurde, die Natur der Charybdis kennen zu lernen. Durch Gold verlockt stürzte sich der Verwegene abermals in den Strudel, um nicht wieder zum Tageslicht zurückzukehren.

In Erinnerung an das unsterbliche Gedicht und den großen Dichter, der diese That und ihren Schauplatz verherrlicht hat, wird sich jeder Deutsche diesem Strudel mit einer gewissen Ehrfurcht und gespannten Erwartung nahen; aber er wird gründlich ernüchtert von dannen gehen. Der sandige Hafendamm hat auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit „der Klippe, die schroff und steil hinaushängt in die unendliche See." Diese hat Schiller der homerischen Beschreibung entnommen. Auch die Schrecken der Charybdis

Digitized by Google

bei Schiller, ſoweit ſie nicht der überlieferten phantaſievollen Erzählung Peſche Colas entſtammen, erinnern deutlich an das homeriſche Bild. Für die Beurteilung der Verſe Homers aber lernen wir hier, wie wir uns ſein Verhältnis zu ſeiner Quelle, den Erzählungen der Schiffer, und hinwiederum das Verhältnis der letzteren zu ihrem Urbild in der Natur vorzuſtellen haben.

Digitized by Google

Taormina.

Zarte vergängliche Wolken umfliegen den schneeigen Ätna,
Während des Meers Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint;
Steil auftürmt sich die Stadt, hoch über die Gärten der Klöster,
Über den blühenden Wein ragen Cypressen empor.
Fern in der Sonne verglühn die gesegneten Küsten Italiens,
Schöner und üppiger noch, als die sikulischen Au'n.

In diesen tiefempfundenen Versen feiert Platen die Schönheit der klassischen Landschaft, welche sich auf dem Rande des Theaters von Taormina vor dem entzückten Auge entfaltet. Man steht dort auf schroffem Felskap, hoch über der unendlichen Fläche des sizilischen Meeres, das schön gebuchtet den Fuß des Gebirges bespült. Die Blicke schweifen nordwärts hinüber zu den fernen und doch so nahen Küsten Kalabriens. Der mächtige Zug des Kalkgebirges, Italiens Rückgrat und Siziliens, liegt hier jäh durchbrochen vor uns. Ein weiter himmlisch blauer Meerwinkel scheidet die hohen Ufer. Drüben im klaren Sonnenschein winken die bräunlichen Ufergebirge Kalabriens das Lebewohl Italiens. Von Messinas Meerenge her zieht die stolze Front des sizilischen Ufergebirges heran, ein steiles Vorgebirge vor das andere schiebend, von der blauen Meerflut mannigfach zerklüftet. Unser freundliches Städtchen liegt auf den letzten Felshöhen der schön gegliederten Bergkette, selber das schönste Vor-

Digitized by Google

gebirge ins Meer vorstreckend, von kühngestuftem, burgengekröntem Berghaupt überragt. Von hier wendet sich das Gebirge in scharfer Biegung westwärts, um dem gewaltigeren Ätna Platz zu machen. Die kühne Felsecke, von seiner Asche befruchtet, prangt im üppigsten Grün. Nach Süden schweift das Auge ungehindert hinab auf die weite wellige Ebene, auf der riesengroß der Ätna sich aufbaut. Drei mächtige Lavaströme übereinander sichtbar ragen hinaus ins Meer und teilen es in flache Buchten. Darüber erscheint der weite Golf von Catania, sein jenseitiges Ufer schon in bläulicher Ferne. Am fernen Horizont verschwimmend grenzt als lichtfarbener Streif die Halbinsel von Syrakus das glänzende Meer vom blauen Himmel ab. Und mitten in dieser grandiosen Scenerie liegen zu unsern Füßen die Ruinen des römischen Theaters. Es bildet mit seiner hohen Bühne, seiner säulengeschmückten Rückwand einen harmonischen Vordergrund zu dieser klassischen Landschaft. Durch eine Lücke der Mauer sieht man hinab bis ans Ufer der See, die sich an der Lava des Ätna bricht. So baut sich von den Stufen des Zuschauerraums aus gesehen der Feuerberg in seiner ganzen Größe auf. Vom Meeresufer in flacher Linie ansteigend ragt er mit seinem Gipfel durch die Wolken hoch in den blauen Äther empor. Er bedeckt mit seinen breiten Fittichen ein ganzes Fürstentum; wie ein König thront er in einsamer Majestät, bewundert in seiner Huld, gefürchtet in seinem Zorn; weiß wallt der Hermelin von seinen Schultern.

Drei Tage rasteten wir in Taormina, um von den anstrengenden Wanderungen durch Ostsizilien auszuruhen und die mannigfaltigen Eindrücke zu verarbeiten. In täglichen Spaziergängen besuchten wir nach einander die Bergstufen, welche die Stadt so malerisch überragen, das Kastell, Dorf

Digitized by Google

Mola und Monte Venere, uns 400, 600 und 800 m über das Meer erhebend. Die Landschaft entfaltet immer neue Schönheiten, weckt immer reichere Erinnerungen, die allmählich die ganze lange, wechselvolle Geschichte der Insel vor dem geistigen Auge erstehen lassen.

Das Landschaftsbild ist überall beherrscht von dem mächtigen Rundgebirge des Ätna. Er ist der älteste Zeuge der Urgeschichte des Landes: wie furchtbar muß hier einst die vulkanische Kraft gewütet haben, bis er den Golf, der hier in weitem Bogen ins Land eindrang, ausgefüllt und sich darüber zu solcher Breite und Höhe aufgeschüttet hatte! Einen Nachklang dieser gewaltigen Urzeit hat die Sage in der Gestalt der Cyklopen bewahrt, die von alters her im Bereiche des Ätna gesucht werden. Die übermütigen, gesetzlosen Riesen, die Götter und Gastrecht nicht scheuen (Od. 9, 106. 274 ff.), erschienen schon den Griechen so deutlich als Verkörperung der blindwütenden, unterirdischen Gewalten, daß der spätere Mythus sie dem Vulcanus geradezu als Gehilfen beigesellt. Homer sagt von dem Cyklopenstamme Od. 9, 112 ff.:

Dort giebt es weder Gesetz und Recht noch Gemeindeversammlung,
Sondern sie wohnen zerstreut auf den Häuptern hohen Gebirges
In gehöhleten Felsen . . . .

Und von Polyphem, Od. 9, 190 ff.:

Gräßlich gebaut war das Ungeheuer und keinem vergleichbar,
Welchen die Ähre ernährt: er glich dem bewaldeten Gipfel
Hohen Gebirgs, der fern von den andern einsam emporragt.

Man kann schon hier an die Kratergipfel der bewaldeten Hänge des Ätna denken, die abwechslungsweise und unabhängig von einander immer wieder Tod und Verderben speien. Und dann der furchtbar brüllende, Felsstücke schleudernde Riese mit dem einen, ausgebrannten Auge: noch heute zeigt man drunten im Meer, am Fuß des Bergriesen, eine Gruppe

Digitized by Google

mächtiger Blöcke vulkanischen Gesteins, die aussehen, als ob sie aus dem Schlunde des Ätna stammten, und in denen schon die Alten das Urbild der Sage vermutet haben.

Dem Ätna entgegengesetzt schimmert wie das Gebirge einer fernen Insel die südlichste Spitze des italienischen Festlandes herüber. Dorther kamen die Sikaner, die Ureinwohner der Insel, gefolgt von den kriegerischen Sikelern. Aus Latium verdrängt besetzten sie hier von Zankle bis Ortygia alle die Küstenplätze, welche später die stolze Reihe der griechischen Städte trugen. Sie gaben der Insel den Namen und blühten, als sie vom Strande weichen mußten, noch lange im Innern weiter. Von dort sind sie noch einmal (396) bis an unsere Gebirgsecke vorgedrungen und haben hier den Grund zu Tauromenium gelegt, das trotz vieler Zerstörungen im heutigen Taormina noch fortlebt.

Zu Füßen unseres Vorgebirges ragt der älteste und mächtigste Lavastrom des Ätna als breite, dunkle Landzunge ins brandende Meer. Dort landete im Jahr 735 v. Chr. die erste griechische Kolonie, Jonier von den Inseln des ägäischen Meers, unter Führung des Atheners Theokles; sie nannten die junge Stadt nach heimischem Klange Naxos. Rasch verbreitete sich nun die Kunde durch die griechische Welt, daß das Sikelerland keineswegs die ungastliche Brutstätte grausamer Ungeheuer sei, mit denen die lebhafte Phantasie der ältesten Seefahrer, vielleicht auch die schlaue Berechnung der griechische Konkurrenz fürchtenden Phönizier die Insel bevölkert hatte. Schon im folgenden Jahre landete Archias mit seinen Korinthern und gründete dort draußen an der fernsten Küste Syrakus.

Etwas mehr als dreihundert Jahre später landet wiederum ein griechischer Heerzug drunten bei Naxos. Es sind die Athener, die mit ihrem tollkühnen Angriff auf Syrakus den

Digitized by Google

unſeligen Bruderkrieg vom Mutterland in die Kolonien tragen, der nun auch hier die Blüte der helleniſchen Kultur knickt. Ihren Spuren folgen von Meſſana her zu Waſſer und zu Lande die Karthager, um an dem geſchwächten Syrakus Rache für Himera zu nehmen. Diesmal ſtehen Naturgewalten mit den Griechen im Bunde. Ein friſcher Lavaſtrom des Ätna verlegt den Puniern den Weg, und als ſie endlich vor den Mauern von Syrakus anlangen, vernichtet eine fürchterliche Peſt ihre Söldnermaſſen. Nun aber zieht von Syrakus her der ſiegreiche Dionyſios, um die Inſel zu knechten. Auch das eben erbaute Tauromenium erliegt trotz erfolgreicher Gegenwehr und muß ſeine Söldner aufnehmen.

Wieder und wieder brechen die Karthager drohend ins Land, und nun ſehen wir Timoleon aus Korinth, Pyrrhos aus Epirus bei Tauromenium landen, um dem hartbedrängten Griechentum Hilfe zu bringen. So kommt die vielbegehrte Bergſtadt erſt unter Hierons mildem Scepter und dann unter römiſcher Herrſchaft zur Ruhe und kann jene ſpäte Blüte zeitigen, von der die ſchönen Reſte des römiſchen Theaters allen Zerſtörungen des Mittelalters zum Trotz noch ſpäten Geſchlechtern erzählen.

Lange hielt ſich Tauromenium gegen den Anſturm der Sarazenen, welche ſeit 827 auf der Inſel Fuß gefaßt hatten. Am 1. Auguſt 902 brachen auch hier die wilden Horden ein und vertilgten die Stadt mitſamt den Bewohnern. Aber ſchon 962 mußten ſie eine neue Stadt an dieſer Stelle belagern und ſtürmen; und ſo beſetzten ſie nun ſelber den Ort, den ſie Moëzzia hießen. Aber ihre Herrſchaft war von kurzer Dauer. Hundert Jahre ſpäter nehmen die Normannen die Stadt, und Taormina erhebt ſich aus Moëzzias Trümmern.

Digitized by Google

Sizilien.

Wenn eine sizilische Reise die beste Vorbereitung auf eine griechische genannt werden kann, so ist sie zugleich der geeignetste Abschluß einer italienischen. Was man an Land und Leuten von Nord nach Süd vordringend in immer charakteristischerer Ausprägung beobachtet hat, in Sizilien schließt es sich zum vollen, abgerundeten Bilde zusammen. Die Insel liegt noch etwas abseits vom großen Fremdenstrom, und ihre kleinstädtischen und ländlichen Verhältnisse geben ein ungetrübteres Bild vom Wesen und Leben des Volks als die italienischen Fremdenstädte, um so mehr, als die Abgeschlossenheit der Insel und ihre besonderen Schicksale die typischen Merkmale der Südländer hier ganz besonders deutlich ausgebildet haben.

Dem Sizilianer wird eine hervorragende Gastfreundschaft und Gefälligkeit gegen die Fremden nachgerühmt. Auch uns fehlte es nicht an freundlichen Erlebnissen, welche diesem Rufe Ehre machten. Der Wächter der Ruinen von Selinunt nahm uns über die Mittagshitze in seine Hütte auf und bewirtete uns in liebenswürdigster Weise. In Syrakus lud uns eine Gruppe Rekruten, als wir vom Regen überfallen wurden, ein, ihre Jagdwagen mitzubenützen; wir feierten hierauf in der nächsten Wirtschaft am Wege

Digitized by Google

eine luſtige Verbrüderung, die ſich in Rede und Gegenrede zu einer förmlichen Kundgebung zu Gunſten des Dreibunds auswuchs. Mehr als einer der Führer der buntbemalten zweirädrigen Bauernkarren forderte uns auf mitzufahren, um uns den nach orientaliſchen Begriffen unwürdigen Fußmarſch zu erſparen, freilich auch um das hierfür unvermeidliche Trinkgeld zu bekommen. So erfuhren wir nicht nur aus dem Munde von Landsleuten, die wir da und dort, namentlich in Palermo und in den deutſchen Gaſthöfen zu Syrakus und Taormina trafen, ſondern auch von Leuten aus dem Volke manches intereſſante Detail über den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel.

Im vergangenen Winter (1893/94) hatte auf Sizilien ein gefährlicher Aufſtand getobt, der erſt vor kurzem durch Waffengewalt, Belagerungszuſtand und Kriegsgericht hatte beſchwichtigt werden können. Man warnte uns deshalb vor dem Beſuch der unſicheren Inſel; wir ließen uns aber dadurch nicht abſchrecken und hatten es keinen Augenblick zu bereuen. Nirgends ſtießen wir auf Schwierigkeiten, nicht einmal von ſeiten der militäriſchen Behörde. Im Gegenteil, es ſchien den Leuten alles daran zu liegen, den Beweis zu liefern, daß der Fremde auf Sizilien nichts zu fürchten habe, um ſo mehr, als vieler Leute Verdienſt durch die Stockung des Fremdenverkehrs empfindlich geſchmälert war. Äußerlich erinnerten uns nur noch wenige Anzeichen an die vorhergegangenen Unruhen. Nur einmal, in den Gebirgen ſüdlich von Segeſta, welche bei dem Aufſtand eine hervorragende Rolle geſpielt hatten, trafen wir auf die bewaffnete Macht: Karabinieri und Militär aller Waffengattungen lagerte haufenweiſe an der Straße und im Gelände. Aber die Landſchaft lag längſt in tiefem Frieden, und die müßigen Soldaten

Digitized by Google

schienen sich darin recht herzlich zu langweilen. Um so lebhafter wurde allerorts über die vergangene Revolte debattiert und über ihre Ursache, die beklagenswerte Verarmung der gesegneten Insel und die bittere Not der Landbevölkerung.

Hungerrevolten auf Sizilien, der vielgepriesenen Kornkammer Italiens! — Um diese auffallende Erscheinung zu verstehen, müssen wir uns die ganze Leidensgeschichte der vielbegehrten Insel vergegenwärtigen. Siziliens Segen ward sein Fluch. Seine fabelhafte Fruchtbarkeit, der Wald- und Herdenreichtum, von denen die ältesten Seefahrer zu berichten wußten, lockten die griechischen Ansiedler ins Land, die dem jungfräulichen Boden in kürzester Frist ungeheure Reichtümer abgewannen, wie sie Sizilien nachher nie mehr gesehen hat. Da dringen vom Westen der Insel die Karthager, vom Osten die Syrakusaner erobernd vor, und Stadt um Stadt fällt dem furchtbaren Rassen- und Bruderkrieg zum Opfer, unermeßliche Schätze unter ihren Trümmern begrabend. Dann folgt die Eroberung und Ausbeutung der Insel durch die Römer. Nach den Stürmen der Völkerwanderung fällt Sizilien ans oströmische Reich. Die römische Kultur wird von den Arabern mit Feuer und Schwert vernichtet, die arabische Kultur hinwiederum von den Normannen. Der kurzen Blütezeit unter den Hohenstaufen folgt unter Revolutionen von oben und von unten der dauernde Zerfall während der aragonischen und bourbonischen Mißwirtschaft. Als das geeinigte Italien im Jahr 1860 übernahm, was der Raubbau der Jahrtausende übrig gelassen, hatte es sozusagen nur Schulden geerbt.

Es gehört die ganze unverwüstliche Fruchtbarkeit Siziliens dazu, um nach solcher Vergangenheit nicht völlig wüste und leer zu liegen. Freilich die Wälder, welche die Gebirge

Digitized by Google

der Insel schmückten, sind größtenteils verschwunden; dadurch ist Wassermangel und Dürre in viele Thäler und Niederungen eingezogen. Das unbebaute Land und die Sümpfe haben sich vermehrt und damit die alte Landplage, die Malaria. Auch die Bevölkerung zeigt Spuren der wechselvollen Vergangenheit. Ihr Kern geht wohl noch auf jene den Italikern und in zweiter Linie auch den Griechen verwandten Sikaner und Sikeler zurück, welche sich das ganze Altertum hindurch im Innern der Insel behaupteten. Man will aber noch heute unter den Sizilianern auch griechische, germanische, spanische Typen beobachten. Unverkennbar sind allenthalben semitische Züge, die, wenn nicht an Phönizier und Karthager, so doch an die letzte semitische Periode der Insel, die Sarazenenzeit, erinnern. Auch das rasche Verblühen der Mädchen, die auffallende Häßlichkeit der Frauen auf Sizilien ist eine orientalische, speziell semitische Eigentümlichkeit.

Die Unsicherheit der Verhältnisse hat die Bewohner gezwungen, in möglichst großen und geschützten Ansiedlungen zusammenzuwohnen. Man trifft daher noch heute nirgends einzelstehende Bauernhöfe; in meilenweiten Abständen halten die recht ansehnlichen Städtchen meist Berghalden besetzt, oft durch ungeheure Flächen baum- und gebäudelosen Ackerlandes getrennt. Aus der Zeit des Faustrechts stammt auch das berüchtigte sizilianische Räuberunwesen. Es ist zwar in italienischer Zeit hierin eine merkliche Besserung eingetreten, aber noch immer haben die Eingeborenen gewaltigen Respekt davor. So riet uns der Antikenwächter von Selinunt dringend ab, den einsamen Weg von den Stadthügeln nach den Steinbrüchen einzuschlagen, obgleich erfahrungsgemäß einfache fremde Wanderer von den Räubern unbehelligt bleiben. Sizilianer freilich, welche die Rache oder die Be-

Digitized by Google

gehrlichkeit der Briganten herausfordern, sind in den Gebirgen noch immer gefährdet; reiche Grundbesitzer nehmen oft eine ganze Eskorte Karabinieri zu ihrem Schutze mit. — Wie tiefe Schäden die lange Unterdrückung dem Volkscharakter zugefügt, beweist die Unausrottbarkeit der „Maffia", der verbrecherischen Gewohnheit, sich durch weitverzweigte geheime Verbindungen und Verschwörungen pekuniäre, zuweilen auch politische Vorteile gegenseitig zu verbürgen und auf gaunerhafte Weise zu erschleichen und zu erpressen. Die Sizilianer sind alle geneigt, in der Staatsgewalt ihren gemeinsamen Feind zu erblicken, und halten daher wacker zusammen gegen Polizei, Verwaltung und Karabinieri. Aufrührer und Totschläger werden versteckt gehalten und unentgeltlich verpflegt. Es herrschen seltsame Begriffe von Recht, Ehre und Pflicht; Treu und Glauben liegt arg darnieder. Es gilt für unerlaubt, einen vom Gericht gesuchten Verbrecher zu verraten, Selbsthilfe aber gilt für erlaubt. Sich selbst blutige Genugthuung (vendetta) zu verschaffen, ist noch immer mit dem Nimbus des Heroismus umgeben.

Brigantaggio, Maffia und Vendetta auf Sizilien sind aber nicht nur Nachwehen des alten Faustrechts und der politischen Knechtung, sie hängen auch aufs engste mit dem Notstand zusammen, der im Winter 1893/94 das Landvolk zur Empörung getrieben hatte, mit der wirtschaftlichen Knechtung der Bauern, mit dem System der Aussaugung, das seit der Römer Zeiten im Innern der Insel einheimisch ist. Die Latifundien der römischen Großen gingen im Mittelalter an die weltlichen und kirchlichen Feudalherren über. Sklaventum und Feudalrechte, deren der Großbetrieb bedurfte, sind heutzutage zwar abgeschafft, aber im Grunde bestehen sie als unvermeidliches Übel ruhig weiter. Wir

Digitized by Google

sahen Scharen von Bauern unter Aufsicht von Vögten auf dem Felde arbeiten. Die Mehrzahl der jetzigen Besitzer lebt nicht in Sizilien, wo sie sich ihrer Freiheit und Person nicht sicher fühlt, sondern giebt ihre Ländereien an einen oder mehrere Großpächter. „Dieser giebt das zum Anbau bestimmte Land in Unterpacht an die Bauern des nächsten Ortes auf ein oder höchstens zwei Jahre, und zwar in kleinen Stücken von wenigen Hektaren. Der Bauer oder richtiger ländliche Arbeiter wechselt immerfort sein Ackerfeld. Der arme Bauer, der nichts mitbringt als seine Knochen, etwas dürftiges Gerät und einen Esel, kann nicht pflanzen, was er will oder was ihm Vorteil verspricht; denn er hat kein Betriebskapital. Vom Landwirt erhält er vorschußweise die Aussaat an Korn oder Bohnen und hat bis zur Ernte alle erforderlichen Arbeiten auf dem gepachteten Stück zu verrichten. Geht ihm während dieser Zeit der Lebensunterhalt aus, was die Regel ist, so giebt ihm der Großpächter Vorschüsse, meist in Naturalien, Korn, Brot, Bohnen u. s. w., so daß der Bauer ewig in Schulden steckt. Wenn er am Erntetag den Ertrag seines Feldes abliefert, so werden ihm davon zuvörderst jene Vorschüsse mit Zinsen abgezogen, dann einige verschmitzte Abgaben für Feldhütung, Messelesen und dergleichen, und erst von dem Überbleibenden erhält er gemäß dem abgeschlossenen Vertrag seinen Anteil.“ (Noack, Italienisches Skizzenbuch II, 268 ff.)

Wer hätte nicht schon von den unmenschlichen Zuständen in den Schwefelminen Siziliens gehört? Dort schleppen jahraus jahrein in stumpfer Resignation lange Reihen Knaben und Mädchen das schwere Gestein an die Oberfläche, von ihren eigenen Eltern zu der schweren Sklavenarbeit vermietet. Auch hier herrscht die rücksichtsloseste Ausbeutung

Digitized by Google

der Armut des Volks, das durch Hungerlöhne in seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit und Wehrlosigkeit erhalten wird.

Neben diesen himmelschreienden Mißständen in der Latifundienwirtschaft und Schwefelgewinnung wurde im Frühjahr 1894 hauptsächlich über das raffinierte Steuerwesen des Staates und der Gemeinden geklagt, welche nicht einmal Wohnung, Esel und Nahrung der armen Bauern verschonen. Jedes, auch das armseligste Bauernnest hat seinen Dazio (Oktroi). Diese Steuer ist wie zur Zeit der alten Römer an einen Unternehmer in Pacht gegeben. Er bezahlt eine festgesetzte Summe und muß nun sehen, wie er einen Überschuß als Geschäftsgewinn und zum Unterhalt der zahlreichen Steuerwächter erzielt. Wie viel gutes Geld geht bei diesem Steuerapparat verloren! Dabei unterliegt denn auch fast alles dem Oktroi. Wer in der Stadt etwas gekauft hat und überschreitet aus Versehen die Zollgrenze, darf nicht ohne Erlegung der Abgabe zurück. Wenn der Bauer von dem Essen und Trinken, das er auf seinen Acker mitnimmt, auch nur den kleinsten Rest zurückbringt, muß er ihn versteuern. Jede Handvoll Bohnen, jedes Stück Gemüse, das er vom Felde zu seiner Nahrung heimnimmt, unterliegt dem Dazio. „Und da die Insel außer Wein, Korn, Öl, Agrumen, Bohnen kaum etwas anderes hervorbringt, verarbeitete Erzeugnisse überhaupt nicht, so muß der letzte Proletarier für eine lange Reihe von Lebensbedürfnissen Preise zahlen, die nicht nur durch Transportkosten, sondern auch durch Zölle verteuert sind. Man kann wohl sagen, daß das wenige bare Geld, das dem sizilianischen Bauern in die Hände kommt, zumeist für Abgaben und Zölle wieder aufgeht, die Kirche nicht zu vergessen, die von seiner Armut auch ihren Anteil nimmt." (Noack a. a. O. S. 272 f.)

Armut, hilflose Armut hat daher dem sizilianischen Volks-

Digitized by Google

leben den Stempel aufgedrückt. Und unter diese arme Bevölkerung tritt nun der Fremde, besser gekleidet, mit gefüllten Taschen. Man muß es den Leuten noch zur Ehre rechnen, daß sie sich so selten an seiner Person vergreifen; nach seinem Geld streben sie nicht auf dem Wege des Verbrechens. Aber wer will es dem Hungernden oder Frierenden übel nehmen, wenn er den Gedanken, der könnte mir helfen, mit südlicher Lebhaftigkeit und Naivität in die That umsetzt und nun bettelnd und winselnd ihm auf Schritt und Tritt nachläuft, ohne sich durch Barschheit und Bedrohung abschrecken zu lassen. Sich derart wegzuwerfen, wie ein Hund sich zu benehmen und behandeln zu lassen, dazu entschließt sich auch der verkommenste Mensch nicht ohne die bitterste Not. — Dabei glaubten wir gegenüber unsern italienischen Erfahrungen in Sizilien einen bedeutenden Mangel an Intelligenz zu beobachten. Plump und dumm greifen es wenigstens die ländlichen Gastwirte an, den Fremden zu schröpfen, wenn sich einer zu ihnen verirrt. So verlangte man von uns in Bauernkneipen auf dem Monte Pellegrino für eine Flasche Landwein, etwas Brot und Eier 3 Lire, auf dem Monte S. Giuliano für Kaffee, Brot und Eier 3 Lire 40. Wir zahlten in beiden Fällen kurzweg 2 Lire, und damit waren die Leute auch zufrieden. Einmal ließen wir eine Forderung von 2 Lire 50 spezialisieren, und siehe da, die Wirtin brachte selbst nur 1 Lira 20 zusammen. Schlauer schon greifen es diejenigen an, welche gar keine Preise nennen, sondern dem Fremden es überlassen, was er geben will. So kommen sie immer noch gut weg, da dieser sich regelmäßig zu hoch einschätzt.

Daß unter einer solchen Bevölkerung noch schlimmerer Aberglauben grassiert als selbst in Neapel, ist nicht zu verwundern. Wir hatten Gelegenheit, mit dem Schauplatz eines

Digitized by Google

bezeichnenden Vorgangs Bekanntschaft zu machen. In Salemi im Gebirge zwischen Selinunt und Palermo hatte ein Mädchen eine alte Münze gefunden; sofort faßte ihr Vater den Entschluß, sie über der Fundstelle abzuschlachten, um durch das vergossene Blut des unschuldigen Kindes die Zauberkraft zur Hebung des vermuteten Schatzes zu gewinnen. Die Mutter lief zur Polizei, welche noch rechtzeitig einschritt und den aberwitzigen Vater verhaftete. Der Staat, dadurch auf die Fundstelle aufmerksam geworden, ließ nachgraben und fand um einen Mosaikboden mit Grabinschriften in griechischer und lateinischer Sprache eine Reihe alter christlicher Gräber und in einem derselben wirklich auch einen Goldschmuck. Durch Berichte deutscher Zeitungen veranlaßt stiegen wir zu der einsamen Bergstadt empor und besichtigten die Ausgrabungen. Das gerettete Mädchen stand dabei, an eine Mauer gelehnt, eines der wehmütigen, langgezogenen sizilianischen Volkslieder vor sich hinsingend.

Salemi lag mitten im Aufstandgebiet, und die Gebirge der dortigen Gegend sind von jeher Schlupfwinkel von Räubern gewesen. Daß gerade unter letzteren viel Aberglauben sich vorfindet, ist allbekannt; doch kleidet er sich häufig in christliche Formen. Auch der Brigant, der Maffiote verehrt die Madonna, auch sie sprechen vor ihren Bildern Gelübde aus für den Fall des Gelingens ihrer verbrecherischen Anschläge und benützen ihr Bildnis als Amulett. Bei einem der Räuberprozesse in Girgenti kam an den Tag, daß die Bande zu ihren gegenseitigen Treueiden ein Madonnabild gebrauchte, das jeder Genosse mit seinem Blute benetzen mußte, wie Trede (das Heidentum in der römischen Kirche I, S. 75) bezeugt. Auch im heidnischen Rom gab es eine von Räubern angerufene Gottheit, Laverna genannt. — Während hier die

Digitized by Google

antike Göttin sich unter christlichem Namen verbirgt, beten auf Sizilien Jungfrauen und Frauen des niederen Volkes da und dort noch zur Göttin Venus, die einst vom Eryx aus die ganze Insel beherrschte; in ihrer Naivität haben sie diese zur christlichen Heiligen gemacht und verehren sie unter dem Namen Santa Venere oder Venera. In Syrakus zeigt man eine Latomia di Santa Venera, und in dem etwas südlicher gelegenen Avola ist ihr Fest das Ziel pilgernder junger Frauen. Welch seltsame religiöse Begriffe in christlichen Gemeinden Siziliens noch herrschen, beweist auch folgende der „Germania", also einer gewiß einwandfreien Quelle, entnommene Notiz: „Nicht glauben würde ich die Geschichte von der gesalzenen Sardine," schreibt ihr römischer Berichterstatter, „die man noch vor kurzem in einer entlegenen Gemeinde der schönen Insel der Statue des hl. Petrus in den Mund gesteckt hat, um dadurch den Durst desselben anzuregen und sodann durch seine Fürbitte den langersehnten Regen zu erhalten, wenn mir diese Geschichte nicht von der allerglaubwürdigsten Seite erzählt worden wäre." (Schwäb. Merkur 1900 Nr. 154 A. Bl.) Uns erscheint diese Geschichte sehr wohl glaubhaft, wenn wir wissen, daß noch heute im Dom zu Messina ein eigenhändiger (lateinischer!) Brief der Jungfrau Maria und in der Kathedrale von Girgenti — man höre und staune! — ein (freilich unleserlicher) Brief des leibhaftigen Teufels gezeigt wird.

Doch wenden wir uns von diesen Nachtseiten des wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Lebens der Insel zu den erfreulicheren Seiten der Gegenwart zurück. Sizilien hat durch seine Befreiung vom geistigen und religiösen Druck der Bourbonenzeit unstreitig vieles gewonnen. Insbesondere arbeitet die weltliche Schule und Gesetzgebung mit Erfolg an der Aufklärung und Erziehung des Volkes. Namentlich in den See-

Digitized by Google

städten nimmt seither Bildung und Regsamkeit zu. Allmählich scheint es zu gelingen, das Volk von der eingewurzelten Neigung zur Selbsthilfe abzubringen und ihm Zutrauen zu staatlichem Schutz und Gericht einzuflößen. Das beweisen die sich mehrenden Prozesse gegen Brigantaggio und Maffia, die früher aus Mangel an Zeugen unmöglich waren. Auch materiell sucht Italien die Insel zu heben, so durch Bau von Staatsstraßen und Eisenbahnen, durch Ansätze zur Wiederaufforstung der Gebirge. Die Regierung hat sogar infolge der Unruhen den Versuch gemacht, durch eine tief eingreifende soziale Gesetzgebung der Latifundiennot zu steuern; freilich ist der Entwurf am allgemeinen Widerspruch und an seiner eigenen Undurchführbarkeit kläglich gescheitert.

Dem modernen Italien fehlt es weniger am guten Willen, die Sünden der Vergangenheit gut zu machen; bei den mannigfachen Schäden, die es mit den verschiedenartigen Teilen der Monarchie überkommen hat, fehlt es vor allem anderen an Geld, um den allseitigen unerschwinglichen Anforderungen gerecht zu werden. Dabei leidet es selbst schwer an den Schäden des Parlamentarismus, die in den südlichen Staaten besonders grell zu Tage treten und oft geradezu den gedeihlichen Fortgang des modernen Kulturwerkes gefährden. Es fehlt sodann an einem zuverlässigen Beamtentum, das gebildet und uneigennützig genug wäre, um der ungeheuren Aufgabe gewachsen zu sein. Es fehlt endlich an Unterthanen, die dem staatlichen Reformwerk Verständnis und Empfänglichkeit entgegenbrächten. Erst Jahrzehnte und Jahrhunderte lang geduldig ausharrende Arbeit wird die Wunden heilen können, welche Jahrhunderte und Jahrtausende schwerlastender geistiger und materieller Knechtung dem Wohlstand der Insel und dem Charakter ihrer Bewohner geschlagen haben.

Digitized by Google

Von Catania nach dem Piräeus.

Am 21. März zwei Uhr nachmittags sollte unser Schiff, der Dampfer „Birmania“ der italienischen Gesellschaft Florio-Rubattino, den Hafen von Catania verlassen, und wir waren pünktlich zur Stelle. Wer aber gerade zur Zeit der Zitronen- und Orangenernte Sizilien verläßt, darf sich von vornherein auf eine kleine Geduldsprobe gefaßt machen. Der Ertrag der Agrumenpflanzungen war 1894 so reichlich gewesen, daß im Frühjahr zur Zeit der vollen Reife, wie uns von glaubhafter Seite versichert wurde, der Preis für tausend Orangen auf 2 fr., für tausend Zitronen sogar auf 1 fr. gesunken war. Natürlich nützten die Großhändler die Entwertung der Früchte reichlich aus und führten, was nur die Schiffe fassen konnten, dem Auslande zu. Als wir unsern Dampfer betraten, umringten das Schiff noch viele Barken, mit den in leichte Kistchen gepackten Südfrüchten hochbeladen; fünf Dampfkranen waren unaufhörlich in Thätigkeit, um die Kistchen an Bord zu ziehen und in den Warenraum zu versenken. Wir konnten sofort berechnen, daß das noch zu verladende Quantum eine tüchtige Verspätung der Abfahrt bedeutete. Anfangs sahen wir geduldig bei der Arbeit zu; als aber noch immer Barke um Barke schwerbeladen ankam, da verursachte die gähnende

Digitized by Google

Langeweile des vergeblichen Wartens und die fortwährende Erschütterung des hastig arbeitenden Schiffes schließlich ein gründliches Unbehagen, so daß uns fast die Seekrankheit schon im Hafen befiel. Als es endlich zur Abendmahlzeit läutete, waren wir froh, für einige Zeit dem betäubenden Lärme ferner gerückt zu sein.

Der unfreiwillige Aufenthalt im Hafen von Catania gab uns reichlich Zeit, unsere Umgebung zu betrachten. Doch weder das bescheidene Hafenbild noch die einfache Häuserreihe der Quaistraße vermochten auf die Dauer uns zu fesseln. Nur die hohe Pyramide des Ätna, welche hinter Catania zu 3313 m Höhe ansteigend den Hintergrund bildet, zog unsere Blicke immer wieder auf sich. Mit Wehmut nahmen wir von dem erhabenen Anblick dieses Bergriesen Abschied, besonders da es uns nicht vergönnt gewesen war, seinen Gipfel zu besteigen. Denn im Frühjahr verbieten die gefährlichen Schneestürme, welche ihn umtosen, den Aufstieg, zumal da es dem im Süden Reisenden an der nötigen alpinen Ausrüstung zu fehlen pflegt. So blieb uns nichts übrig, als sehnsüchtige Blicke nach dem unerreichbaren Gipfel emporzuschicken und dazu die verlockende Beschreibung zu lesen, welche Bädekers „Unteritalien“ von der Aussicht dort oben entrollt: von den Küsten Kalabriens bis zur Insel Malta, über ganz Sizilien hin soll der Blick reichen; „man will im Winter bei besonders klarem Himmel die See rings um die Insel haben fluten sehen.“ — Leider sollten wir auch den großartigen Anblick, welchen der mächtige Feuerberg von der hohen See aus bietet, nicht mehr genießen. Es war bereits dunkel geworden, als wir endlich nach 7 Uhr den Hafen von Catania verließen.

Als wir am andern Morgen wieder frisch und munter

Digitized by Google

an Deck emporstiegen, bot sich uns zum erstenmal der Anblick eines reinen Seehorizonts: ringsum nur Himmel und Wasser, die sich in gleichförmiger Kreislinie berührten. Wolkenlos strahlte der südliche Himmel im Glanze der Frühlingssonne über uns, in flachen Wellen flutete das tiefblaue Meer um unser Schiff, um den rüstig fortschreitenden Kiel in reinem Weiß aufschäumend. Den ganzen Tag über kam kein Schiff, kein Land in unsern Gesichtskreis, so daß es uns schließlich recht eintönig vorkommen wollte, so mitten auf dem endlosen Meer zu schwimmen, das uns nicht einmal durch einen flotteren Seegang zu necken unternahm. Wir hatten reichlich Zeit, unsere neugriechischen Vokabeln zu memorieren, die wir nun bald anwenden sollten.

Das Reisen zur See hat bei gutem Wetter, das in der besseren Jahreszeit auf dem Mittelmeer vorherrscht, einen großen Vorzug vor dem Reisen mit der Eisenbahn. Allmählich bemüht sich zwar auch der internationale Schnellzugsverkehr immer größere Bequemlichkeit zu bieten, Verköstigung und Nachtlager im Zug, Möglichkeit freierer Bewegung. Zur See giebt sich das alles von selbst. Das moderne Schiff gleicht einem Gasthaus, es hat seine Table d'hôte, seinen Salon, sein Rauch- und Spielzimmer; eine lange Flucht von Schlafkabinen beherbergt die Fahrgäste bei Nacht. Man ist Herr seiner Bewegungen, kann gehen, sitzen, liegen, wo und wann man will, ebenso in irgend einem stillen Winkel als mitten unter der Gesellschaft. Mit dem allem war es freilich auf unserm italienischen Dampfer spärlich bestellt. Wir waren überhaupt nur drei Passagiere, einer in erster, wir zwei in zweiter Klasse. Der später auf österreichischen Schiffen angetroffene Comfort erklärte uns diese Erscheinung zur Genüge. Verpflegung und Schlaf-

Digitized by Google

räume waren auf unserm Dampfer recht dürftig. In einem Schiff derselben Gesellschaft hatten wir auf der nächtlichen Fahrt von Neapel nach Palermo in einem vollbesetzten Coupé mit neun Betten, an drei Seiten je drei übereinander, schlafen müssen; wir glaubten uns in die römischen Katakomben versetzt. Diesmal hatten wir wenigstens den Vorteil, uns je in eigener Kabine das beste Lager aussuchen zu können. Die erste und zweite Kajüte hatte hier gemeinsamen Salon, den meisten und besten Platz nahm der Warenraum ein. Der Salon lag zudem ganz hinten im Schiff bei der Schraube, deren Stampfen uns zwang, immer wieder aufs Vorderdeck zu flüchten, wo die dritte Klasse ihre luftige Unterkunft gefunden hatte.

Am frühen Morgen des zweiten Tages eilten wir mit dem ersten Strahl der Dämmerung nach oben, „das Land der Griechen mit der Seele suchend.“ Richtig, da lag die gebirgige Küste des Peloponnes bereits deutlich erkennbar vor unsern Augen. Wir konstatierten halblinks in der Ferne das Vorgebirge von Messenien, dahinter die Felsgipfel Arkadiens; unser Schiff steuerte flott auf das südlichste Vorgebirge der Halbinsel, Kap Matapan, das alte Taenarum, zu. In zackiger Linie fällt dort das hohe Schneegebirge des Taygetos, von Norden kommend, zum Meere ab; ein herrlicher Anblick: seine schneeigen Gipfel erglänzten rosig im ersten Strahl der aufgehenden Sonne. Um Mittag erreichten wir nach Durchfahrung des etwa acht Kilometer breiten Sundes, der die kahle, baumlose Insel Kythera vom Festlande trennt, das südöstliche Vorgebirge des Peloponnes, Kap Malea, die gefürchtetste Wetterecke des Altertums. Wirklich umzog sich der gewaltige Felsblock auch uns zu Ehren mit schwarzer Wetterwolke, und als wir um die

Digitized by Google

scharfe Ecke nordwärts bogen, da blies uns ein heftiger Nordwind entgegen. Wir mußten des frommen Dulders Odysseus gedenken, der Od. 9, 79 ff. von sich erzählt:

Jetzo wäre ich glücklich zum Heimatlande gekommen;
Doch als ich bog um Maleia, erfaßten mich Wogen und Strömung,
An Kythere vorbei verschlagen ward ich vom Nordwind,
Und neun Tage von dort entführten verderbliche Winde
Mich übers fischige Meer, doch am zehnten Tage gelangt' ich
Hin zu den Lotophagen, die Blumenspeise verzehren.

Immer mehr entfernte sich jetzt das Schiff von der gebirgigen Küste Lakoniens, der kleinen Felseninsel Kaimeni zusteuernd. Dann näherten wir uns der argivischen Halbinsel und fuhren gegen Abend um das östliche Vorgebirge des Peloponnes in den saronischen Meerbusen ein. Eine inselreiche Seelandschaft öffnet sich den Blicken. Die hohen Gebirge von Argolis verlieren sich nach Westen in die Ferne, während die Kalkfelsen der Halbinsel Poros (Kalauria) und die erloschenen Vulkanriesen von Methana den imposanten Vordergrund bilden. Unser Schiff steuert auf die steile Felseninsel Ägina zu, welche mitten im saronischen Golf aufragt. Immer klarer tritt vor uns, jenseits der weiten Meeresfläche, das Ufer von Attika hervor: ein Kranz mächtiger Felsgebirge umgiebt eine breite Strandebene; dort muß Athen liegen. Wir passieren Ägina, von dessen steiler Höhe die schön erhaltene Ruine eines Athenatempels herabgrüßt. Jetzt kommt links das gebirgige Salamis zum Vorschein und Attikas Küste wird immer deutlicher.

Aber nun senkte die Nacht ihren unbarmherzigen Schleier über die schöne Landschaft und entzog uns den Anblick des nahen Athen, dessen weißschimmernde Burgruine wir mit Hilfe des Fernrohrs eben noch durch die Dämmerung hin-

Digitized by Google

durch konstatieren zu können glaubten. Unsere unglückselige Verspätung hatte uns so den erhebenden Genuß der Einfahrt in die berühmte Hafenbucht von Athen verdorben; sie sollte uns noch eine weitere Enttäuschung bringen. Als wir im Dunkel der Nacht in den Reihen der ankernden Schiffe Platz genommen hatten, da durften wir, so nahe am lang ersehnten Lande der Griechen, nicht einmal den Fuß ans Land setzen. Das griechische Zollamt hatte bereits Feierabend gemacht, und wir waren daher genötigt, unsere Ungeduld zu zügeln und noch eine Nacht an Bord des Dampfers zuzubringen.

Digitized by Google

Athen.

Der Name Athen, dieses schlichte Wort, hat für jeden Gebildeten einen erhabenen Klang: wir verehren in Athen die Geburtstätte der antiken Kultur und der unsrigen. Dort haben in glänzendem Aufschwung, wie ihn die Welt nur einmal gesehen, geweckt durch die nationale Großthat der Perserkriege, getragen von dem begabtesten Volke der Erde, gezeitigt durch das Zusammenwirken ganzer Reihen genialer Männer die Künste und Wissenschaften, die noch heute den Stolz unserer Bildung ausmachen, ihren Anfang genommen und sich sofort zu vorbildlicher Vollkommenheit entwickelt. Das Lebenswerk eines Äschylus, Sophokles, Euripides, eines Perikles und Phidias, eines Sokrates und Platon wirkt noch heute fort; die großen Athener sind sozusagen unsere geistigen Ahnen, Athen unsere geistige Heimat.

Wer von diesem Bewußtsein beseelt den Boden Attikas betritt, ist im voraus des erhabensten Genusses gewiß. Die Örtlichkeiten, an denen er seit früher Jugend im Geiste geweilt, breiten sich nun strahlend in der Fülle des Lichts und der Farben vor seinem leiblichen Auge aus; er kann sie wandernden Fußes durchmessen, kann in stiller Beschauung alle die Stätten besuchen, welche durch das Gedächtnis großer Zeiten und Männer geweiht sind. Schon dies würde genügen, jeden klassisch gebildeten Besucher Athens vor Ent-

Digitized by Google

täuschung zu bewahren; aber die Reste des Altertums ebenso wie die sie umrahmende Landschaft sind auch für sich allein von so überwältigender Großheit, daß sie jeden Beschauer unmittelbar zu begeisterter Bewunderung hinzureißen vermögen.

Drei hohe Kalkgebirge umstehen die breite Ebene: im Osten in schöngewölbter klassischer Linie der gewaltige Rücken des Hymettos, aus dem in vertrocknendem Felsthal die spärlichen Wasser des Ilissos bis zum Fuß der Akropolis herabrinnen; im Nordosten, jenseits der gartenreichen Ebene am oberen Kephissos, der Marmorberg Pentelikon; im Nordwesten der reichgegliederte Parnes, dessen südliche Ausläufer den Olivenhain der Kephissosniederung von Eleusis trennen. Die Ebene von Athen ist von Norden nach Süden von einem niederen Felskamm durchzogen; seine südlichste Spitze, künstlich abgeplattet, trug einst die Burg, von der herab die alte Stadt Athen sich südwärts und westwärts über das Ilissosthal und die vorgelagerten flacheren Felshöhen ausbreitete, während sich die moderne Stadt nordwärts der Kephissosebene zuwendet, überragt von dem spitzen Lykabettos, dem Zwillingsberg der Akropolis. Alle diese Berge sind völlig entwaldet und starren in gleichförmigem Grau in den glänzend blauen Himmel, nur belebt durch ihre plastischen Formen und die Fülle des Sonnenlichts, das sie umflutet.

Nach drei Seiten ist der Blick durch hohe Gebirge begrenzt, nur nach Süden hin schweift er ungehindert auf das offene Meer und die Inseln und Küsten des saronischen Busens. Der farbenreiche Wechsel von Gebirge, Ebene, Meer und Inseln bietet einen unvergleichlichen Anblick. Über dem ausgedörrten, grellbesonnten Strand, eingerahmt von den Ausläufern der nackten Kalkberge, dringt die schwarzblaue Meerflut von Osten her in das gebirgige Festland ein. Die

Digitized by Google

langgestreckte Zahnreihe der Berge des Peloponnes vom östlichsten Vorgebirge bis zu dem hohen Burgberg von Korinth ragt jenseits in blauer Ferne auf. Aus der Mitte der dunkeln Wasser steigt grauschimmernd das gebirgige Ägina empor, während rechts von den Strandhöhen des Hafens Piräeus die Berge von Salamis sich hinter Vorgebirgen verlieren. Dort unten in dem deutlich erkennbaren Sund entschied sich einst das Schicksal Griechenlands vor den Augen des Perserkönigs, der am vorspringenden Strand seinen silberfüßigen Thronsessel errichtet hatte.

Inmitten der imposanten Gebirge, im Angesichte des schön gebuchteten Meeres, erhebt sich nun die Akropolis von Athen. Gereinigt von allen Resten mittelalterlicher Barbarei steht sie da, ein unvergängliches Ruhmesdenkmal des großen perikleischen Zeitalters. Drei Tempel aus jener Zeit schmücken noch die Burgfläche, unter ihnen der Parthenon, der weltberühmte Tempel der Stadtgöttin Athene. Aus der Pulverexplosion, welche 1687 den als Marien-Kirche und türkische Moschee bis dahin im ganzen wohlerhaltenen Wunderbau in Trümmer legte, hat sich gerade die Westfront ziemlich unverletzt gerettet, und so gewährt der Tempel dem Besucher, der von den Propyläen herkommt, noch heute einen überraschenden Gesamteindruck, und der Augenblick, in dem man ihm zum erstenmal gegenübertritt, ist der erhabenste Moment der so genußreichen attischen Tage. Die Harmonie der Formen, die Würde und Kraft der kolossalen Verhältnisse, insbesondere aber die geniale Ausgestaltung der dorischen Säulenform wirken überwältigend; denn unverwüstlich, wie die Kraft der Elemente, ist die Wirkung des Schönen, wo es einmal in idealer Vollendung in die Erscheinung getreten ist. Nun aber will nichts mehr genügen: die Eleganz der jonischen

Digitized by Google

Säulen am Erechtheion und Niketempel erscheint daneben beinahe zu zierlich, am Theseion will der dorische Stil, ins Kleine umgesetzt, nicht mehr recht gefallen, am Olympieion empfindet man die ins Riesenhafte gesteigerte korinthische Säule als allzu prunkhaft und gleisnerisch. Und doch wäre jede einzelne dieser Tempelruinen für sich allein hinreichend, jene Scharen von Wallfahrern anzulocken, welche alljährlich zum Parthenon die ersten Schritte lenken.

Die moderne Hauptstadt Griechenlands liegt abseits, unwichtigere Gebiete füllend; das alltägliche Leben lärmt in der Kephissosebene und stört nicht den Frieden des abgeschiedenen Ilissosthales. Was an Ausgrabungen innerhalb der Neustadt liegt, erhebt sich an Umfang und Wirkung wenig über die Fundamentzüge des Trajanforums zu Rom. Nur die Grabstätte der alten Athener, die man am Westrande der Stadt vor den Grundmauern des alten Doppelthores (Dipylon) an der heiligen Straße nach Eleusis aufgedeckt hat, macht eine Ausnahme. In langen Reihen stehen hier wohlerhaltene Denkmäler von hoher Kunst an Ort und Stelle aufrecht, rührende Zeugen längstverklungener Klage, durch die versöhnende Ruhe klassischer Schönheit verklärt. Die besterhaltenen Ruinen liegen sämtlich in willkommener Öde und Einsamkeit auf dem verlassenen Felsboden von Alt-Athen. Hier reiht sich denn ein stimmungsreicher Ort an den andern, erhaben durch die großen Erinnerungen, die er weckt, erhaben durch den großartigen Blick auf Ruinen, Gebirge und Meer. Am lebhaftesten empfindet man dies auf den Stufen des Dionysostheaters am Südhang der Burg. Hier in glücklicher Abgeschiedenheit gedenkt man der großen Zeit, wo vor den Augen der Athener sich das Drama entfaltete, das von hier ausgehend die ganze gebildete Welt erobert hat. Besonderen

Digitized by Google

Reiz verleiht den geweihten Stätten der Altstadt der freie Blick auf die Akropolis, deren schroffe Felsen und Mauern, deren strahlende Marmorruinen überall mit gleich unwiderstehlicher Gewalt das Auge fesseln, sei es auf der hohen Böschung über dem alten Stadion am Ilissos, wenn die Morgensonne die weißen Riesensäulen am Olympieion verklärt und über dem verlassenen Felsthal die Wasser der Bucht von Phaleron heller erglänzen; sei es um Mittag auf dem Nymphenhügel, wo man das Theseion zu Füßen, über dem Areopaghügel die blendende Marmorpracht der Propyläen und der Tempel der Burg in voller Beleuchtung sich aufbauen sieht; sei es endlich am Abend, wo der Kolonoshügel im Nordwesten der Stadt sich mit einsamen Spaziergängern belebt, welche von hier das erhabene Schauspiel des Sonnenunterganges genießen wollen; dann thront über der weißen Häusermasse der Neustadt die Akropolis friedlich in gedämpfter Abendbeleuchtung und hebt sich reizvoll von der hochgewölbten Felswand des Hymettos ab, welche, mit veilchenblauem Licht übergossen, sie majestätisch umrahmt.

Athen mit seinen unvergleichlichen Resten und seiner wahrhaft klassischen Landschaft gebührt somit der Preis unter allen Ruinenstätten der antiken Welt. Es wetteifert mit Rom in geschichtlicher Bedeutung, mit Syrakus in tragischer Verödung des alten Stadtgebiets, mit Neapel und Palermo in Großartigkeit der umgebenden Gebirge. Wenn auch Athen in diesen einzelnen besonderen Vorzügen keine der erwähnten Städte ganz erreicht, so zeigt es dafür alle zusammen zu einem überwältigenden Ganzen vereint: es hat die schönsten Ruinen der Welt auf einem der wichtigsten Schauplätze der alten Geschichte in stimmungsvoller Einsamkeit im Angesicht imposanter Berge und des griechischen Meers.

Digitized by Google

Griechenland.

Griechenland ist dank seinen freundnachbarlichen Beziehungen zur Türkei und der eigenen Finanznot noch immer nicht an das europäische Eisenbahnnetz angeschlossen. Der Landweg von Saloniki durch Macedonien und Thessalien ist wegen der Unwirtlichkeit und Unsicherheit der hohen Grenzgebirge völlig ungangbar. Man kann also nur zu Schiff nach Griechenland kommen, das so gleichsam eine große Insel zwischen Europa und Asien darstellt. Eine Reise nach Athen ist bereits ein Schritt weiter in den Orient als Konstantinopel oder Brindisi. Hierhin bringen uns bequeme Schnellzüge in rund achtundvierzig Stunden, während es noch einer Seefahrt von abermals rund achtundvierzig Stunden bedarf, um im Piräeus zu landen. So kommt es, daß Griechenland noch in höherem Grade als selbst die europäische Türkei bis auf den heutigen Tag ein asiatisches Land geblieben ist; und das erkennen die Griechen selbst an, indem sie von jedem Dampfer, der nach dem Abendland abgeht, sagen, er gehe nach Europa.

Unterdessen haben internationale Aktiengesellschaften Griechenland wenigstens im Innern mit Eisenbahnen versehen. So geht eine vom Piräeus nach Athen, von da weiter nach Korinth. Dort teilt sie sich; ein Zweig führt

Digitized by Google

über Patras nach Olympia, dem Südufer des korinthischen Meerbusens entlang, ein anderer quer durch Argolis nach Nauplia an den gleichnamigen Golf. Die Bahn durch Arkadien und Messenien, welche in Argos abzweigt, war 1894 nur bis Tripolitza in Ost-Arkadien und in der messenischen Tiefebene von Kalamata bis an den Fuß des arkadischen Zentralgebirges fertiggestellt. Diese Bahnlinien haben die europäische Kultur, die sich zunächst in Athen, dann in den größten Hafenplätzen, Piräeus, Patras und Nauplia, festsetzte, auch noch nach Olympia und Tripolitza gebracht. Die übrigen Teile des Landes, die sich keiner Eisenbahn erfreuen, ganz Mittelgriechenland und der Peloponnes in dem Dreieck zwischen Tripolitza, Olympia und Kalamata, befinden sich noch immer in den primitivsten Zuständen. Gasthäuser, ξενοδοχεῖα (Xenodochīa) genannt, trifft man dort sehr selten, zuweilen nicht einmal eine Kaffeewirtschaft, καφενεῖον (Kafenīon). Dafür steht freilich nach der gastfreundlichen griechischen Landessitte jedes Haus dem Fremdling offen. Aber man ist erstaunt, wie armselig die Leute eingerichtet sind; viele Familien gestatten sich nicht einmal den Luxus eines Bettes; man erstaunt auch, wie ärmlich sie leben. Der griechische Bauer nährt sich kümmerlich von dem Ertrag seiner spärlichen Felder und Weinberge, von Zwiebeln, Knoblauch und wilden Kräutern, und von der Milch, der Butter und dem Käse, welche ihm seine Schafe und Ziegen liefern. Großvieh kennt man in den griechischen Gebirgen nicht; auch wird das Kleinvieh selten zur täglichen Nahrung geschlachtet, und mancher arme Grieche ißt nur einmal im Jahre Fleisch, das Osterlamm.

Der Fremde, der sich ins Innere wagt, wird natürlich von diesen Zuständen in Mitleidenschaft gezogen. Wohl

Digitized by Google

schlachtet der Gastfreund bereitwillig zu Ehren des Gastes, aber es kann sich dabei doch immer nur um ein mehr oder weniger bejahrtes „Lamm" (ἀρνάκι, arnaki) oder Zicklein handeln. Da darf man dann nicht gegen das Hammeln und Bockeln empfindlich sein, zumal man zum Nachtisch regelmäßig Ziegen- oder Schafkäse mit Ziegen- oder Schafbutter erhält. Wenn man dann auch noch morgens glücklich seine Ziegen- oder Schafmilch geschluckt hat, so wundert man sich schließlich, daß man nicht am Ende selbst „Mäh" schreit. Aber auch der Wein, der überall reichlich vorhanden ist, erfordert Überwindung und Gewöhnung, bis er mundet. Da die Bauernhäuser in der Regel keine Keller haben, so wird der Wein in großen Flaschen, Krügen oder Schläuchen in der Stube aufbewahrt. Um ihn auch so klar und haltbar zu machen, wird er meistens mit Baumharz angesetzt, eine Sitte, die in Griechenland uralt zu sein scheint, da schon in den Bildwerken der klassischen Zeit Dionysos, der Gott des Weines, mit dem Pinienzapfen am Thyrsosstabe abgebildet wird. Das Harz löst sich im Alkohol vollständig auf und giebt dem Wein einen scharfen, arzneiartigen Geschmack; es dauert lange, bis der Gaumen des Europäers es lernt, hinter dem Harze dieses sog. ῥετσινάτο (Rezinat) noch den echten Wein hervorzuschmecken.

Ganz besonders schlimm ist es mit den Wegen bestellt. Die Straßen der alten Griechen sind verfallen und vergessen; mancher Brückenrest mykenischer Bauart zeugt davon, daß schon in vorhomerischer Zeit die Wegverhältnisse besser waren als heutzutage. So läßt Homer den Telemach trotz des unwegsamen Taygetos von Messenien nach Sparta zu Wagen fahren; und in der That hat man in einem verlassenen Gebirgsthal die Spuren der uralten Fahrstraße entdeckt. Heut-

Digitized by Google

zutage giebt es Landstraßen fast nur in den Ebenen; die Gebirge sind größtenteils weglos. Nur indem die Saumtiere immer dieselbe Richtung nehmen, entstehen schmale Rinnen im Gestein, welche schließlich einem Saumpfad ähnlich sehen. Mit ziegenartiger Gewandtheit klettern die ausdauernden Tiere an den gefährlichsten Abgründen hin bergauf und bergab, über Felshänge, auf denen selbst der Mensch nur in alpiner Ausrüstung, mit starken, genagelten Bergstiefeln und Alpenstock, weiterkommt.

Eine Fußwanderung im Innern Griechenlands ist übrigens kaum ratsam. Im Orient reitet jeder, der sich ein Reittier leisten kann; nur arme Leute reisen zu Fuß. Das niedere Volk, das jeden Fremden für einen Lord, mindestens aber für einen steinreichen Mann hält, könnte nicht begreifen, wenn ein solcher zu Fuß bei ihm einzöge. Auch würde ein einzelner Fußgänger in jedem Dorfe von den frei herumlaufenden Hunden gestellt und hätte von den Bewohnern, die ihn für einen Landstreicher halten würden, nur lässige Hilfe zu gewärtigen. Bei dem empfindlichen Mangel an Wegen fehlt es natürlich auch an Wegtafeln und brauchbaren Karten. Es ist daher für jede größere Tour ohnehin ein Führer (ἀγωγιάτης, agojātis) unentbehrlich. Nun kostet aber ein Führer mit Pferd gewöhnlich nicht mehr als ohne Pferd, nämlich acht bis zehn Drachmen (ca. vier bis fünf Mark) für den Tag. Es wäre also in jeder Beziehung thöricht, wollte man als Fremder von der allgemeinen Landessitte abweichen. Ich hatte in Sparta Gelegenheit, einen solchen Fall zu beobachten. Traf da ein deutscher Professor mit Rucksack und Bergstock ganz allein im Xenodochion ein, um am andern Morgen ohne Führer den Taygetos zu durchwandern. Das ganze Dorf deutete mit Fingern auf ihn

Digitized by Google

und machte sich schließlich über ihn lustig. Als ich meinem Agojaten gegenüber den Fremden als meinen Landsmann in Schutz nahm, bemerkte er, wenn es wirklich ein Γερμανός (Jermanos, Deutscher) sei, wie wir, so müsse derselbe nicht richtig im Oberstübchen sein; er machte dazu die nicht mißzuverstehende Gebärde. Und leider schien der Mann, nach den Reden des Fremden zu schließen, nicht ganz unrecht zu haben.

Mancher Leser dürfte die Vermutung hegen, daß auch die mangelnde öffentliche Sicherheit das Mitnehmen eines zuverlässigen Führers empfehle. Gewiß wird dies in türkischer Zeit und vielleicht noch bis in die Mitte des Jahrhunderts zugetroffen haben. Davon kann aber jetzt nicht mehr die Rede sein. Abgesehen von den Grenzgebirgen im Norden ist im Königreich Griechenland seit 1870 kein Raubanfall mehr vorgekommen. Insbesondere der Peloponnes erfreut sich seit mindestens fünfzig Jahren des Rufes vollkommenster Sicherheit. Freilich haben Stromer dort auch wenig Straßen, die zum Landstreichen einladen würden, wenig Publikum, von dem sie etwas hoffen könnten. Für Diebe und Räuber giebt es in den Gebirgen fast nichts zu holen als ein paar elende Hämmel. Zudem wäre für einen Verbrecher auf der hafenarmen Halbinsel kein Entrinnen möglich. So kommt es, daß es auf dem Peloponnes sicherer ist als selbst in den zivilisierten Ländern Europas. Die Landbevölkerung ist zwar bettelarm, aber bieder, treuherzig und ganz zuverlässig; selten wird man überfordert, nirgends angebettelt. Und das will viel heißen unter Leuten, die oft kaum über eine Drachme baren Geldes verfügen dürften. Trotzdem scheinen sie mit ihrem Los leidlich zufrieden; jedenfalls ist ihre Bedürfnislosigkeit bewunderungswürdig.

Griechenland mag nach den Befreiungskriegen einen An-

Digitized by Google

blick geboten haben, wie etwa Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg. Wenn es noch jetzt lebhaft an jene Zeiten erinnert, so könnte man dies noch der Kürze des inzwischen verflossenen Zeitraumes zu gute halten. Auch Deutschland hat sich ja nur langsam von den unseligen Religionskriegen erholt und ist schließlich doch wieder völlig genesen, ja es darf sich gegenwärtig einer Blüte erfreuen, welche die gesegnetsten Zeiten seiner Vergangenheit in Volkszahl und Wohlstand im Innern, in Macht und Ansehen nach außen immer weiter überbietet. Sollte nicht im Laufe der Zeit auch dem Griechenvolk eine ähnliche Wiedergeburt beschieden sein? Hierzu, fürchte ich, fehlen wesentliche Vorbedingungen. Vor allem fehlt dem Land die feuchte Fruchtbarkeit tropischer und nordischer Länder. Die geringere Regenmenge könnte nur durch ausgedehnte Waldgebirge ausgeglichen werden, welche die Feuchtigkeit anziehen und festhalten würden, um sie nur allmählich in unversieglichen Quellen abzugeben. Nun hat aber der Raubbau der Jahrtausende den griechischen Wald bis auf verschwindende Spuren ausgerodet; kahl starren die von Humus entblößten Felsgebirge in die Wolken, deren Wasser glatt an ihnen abläuft und auch die letzten Reste der Walderde erbarmungslos in die Ebene schwemmt. Aller Baumwuchs fällt schon im Keim dem gierigen Zahn der hungrigen Ziegen und Schafe zum Opfer, und nur Stachelpflanzen vermögen sich noch in den Ritzen des Gesteins zu behaupten. Gegen die spärlichen Überreste der Wälder wüten die heutigen Bewohner unentwegt weiter. Man sieht kaum eine Pinie, welche nicht tiefe Wunden im Stamme zeigte, aus der dicke Ströme Harzes quellen; sie müssen die dem griechischen Gaumen unentbehrliche Würze des Weißweins liefern. Die Hirten suchen sich gerade die

Digitized by Google

schönsten Steineichen aus, um im Schutze des Stammes Feuer zu machen; was kümmert sie's, wenn dabei nicht bloß der Baum, sondern der ganze Wald in Flammen aufgeht! Die unabwendbare Folge der fortschreitenden Zerstörung der Wälder ist Überschwemmung im Winter, Wassermangel im Sommer, beides um so empfindlicher, als fast nirgends der Staat helfend eingreift, um dem Notstand zu wehren. So ist es möglich, daß ein den größten Teil des Jahres wasserleerer Fluß, wie der Inachos in Argolis, viele hundert Meter rechts und links von seinem eigentlichen Bett die fruchtbare Ebene in eine Steinwüste verwandelt.

Hier zeigt sich bereits, daß es in Griechenland nicht bloß am Land, sondern auch an den Leuten fehlt, die fähig wären, das verwahrloste Land wieder emporzubringen. Es fehlt vor allem das Geld, um die notwendigen Verbesserungen in umfassender Weise in Angriff zu nehmen; mit kleinen Mitteln ist hier nicht mehr zu helfen. Und hierin ist in absehbarer Zeit schwerlich Besserung zu erhoffen. Denn dem neuen Griechenland fehlt noch fast jede Industrie, es ist für die meisten Erzeugnisse der Kultur auf das Abendland angewiesen, es muß Kohlen, Eisen, ja selbst Holz einführen. Aus der Kolonialmacht des Altertums ist ein „Absatzgebiet" geworden. Die Ausfuhr der spottbilligen Landesprodukte vermag nicht annähernd die fortgesetzte Ausbeutung durch die Kulturvölker aufzuwiegen. So fehlt es der Masse des Volks an Steuerkraft. Es ist schon ein Wunder, wenn es die Kosten für König und Beamte, für Diplomatie, Heer und Flotte, nicht zu vergessen die Thorheiten seiner Regierung, aufzubringen vermag. Die Ehre, ein moderner Staat zu sein, kostet viel; dabei bleibt natürlich für die dringendste Aufgabe, die Kultivierung des befreiten Vaterlandes, nur wenig mehr übrig.

Digitized by Google

Das griechische Staatswesen leidet aber nicht nur an beständiger Geldnot — die kostspieligen Mobilmachungen und Kriegsabenteuer haben es in eine beinahe unerschwingliche Schuldenlast gestürzt, deren Verzinsung allein schon ein Drittel aller Einnahmen verschlingt — es leidet auch schwerer als andere europäische Staaten unter den Schäden des modernen Parlamentarismus. Wenn dieser schon bei der soliden Besonnenheit der alten nordischen Kulturvölker eine gefährliche Klippe im Staatsleben bildet, so entfaltet er bei den unreifen südlichen Nationen erst recht seine verderblichen Wirkungen. Unter der einfachen, biederen Landbevölkerung Griechenlands giebt es eigentlich keine politischen Parteiungen: der nationale Gedanke, die Hoffnung auf das Wiedererstehen eines großen, mächtigen Griechenlands, das alle Küsten und Inseln griechischer Zunge umfassen soll, einigt die Bewohner; für die Zukunft der griechischen Nation sind alle mutig und treu bereit, die äußersten Opfer an Gut und Blut darzubringen. Diese schöne Einmütigkeit wird nur durch die allgemeinen Wahlen gestört. Die Agitation richtet sich jedesmal gegen die regierende Kammermehrheit; eine zügellose Presse unterstützt nach Kräften die wüste Verhetzung, und die Folge ist, daß fast regelmäßig die Opposition ans Ruder gelangt. Da diese aber auch nichts anderes will und kann als die gestürzte Mehrheit, so ist bis zu den Neuwahlen gewöhnlich auch ihr Sündenmaß voll, die alte Partei triumphiert von neuem, u. s. f. Dieses im Grunde recht kindliche Spiel ist aber keineswegs harmlos. Nicht allein hat es in den modernen Griechen den alten Hang zum Politisieren und Raisonnieren wieder in erschreckendem Maße geweckt; es greift auch in die ganze Staatsverwaltung hemmend und störend ein. Man weiß es bereits in Griechenland nicht mehr an-

Digitized by Google

ders, als daß mit jedem Ministerwechsel, wie er die parlamentarische Konsequenz jedes ungünstigen Ausfalls der Neuwahlen ist, auch alle staatlichen Beamtenstellen bis hinunter zum Posthalter und Förster mit Angehörigen der siegreichen Partei besetzt werden. Man kann sich denken, mit welcher Sachkenntnis und Berufstreue diese Leute ihres Amtes walten.

Wenn so der staatliche Apparat nur mangelhaft funktioniert, so darf das griechische Volk von Glück sagen, daß es keine tiefgehenden sozialen und politischen Gegensätze, daß es keine konfessionellen Streitigkeiten kennt. Die Geistlichkeit ist durchweg von nationaler Gesinnung beseelt. Es giebt keinen Adel, kein Zentrum, keine Sozialdemokratie; — und keine Frauenfrage, da die Zahl der männlichen Geburten stark überwiegt. Die Sittlichkeit auf dem Lande ist musterhaft; Prostitution und Ehebruch sind so gut wie unbekannt, uneheliche Geburten gehören zu den Seltenheiten. Wie der unverdorbene Sinn des armen Landvolks, so überstrahlt auch der opferfreudige Patriotismus der Besitzenden wie ein helles Licht die dunkeln Schatten der Gegenwart. Die reichen Griechen in aller Welt wetteifern darin, dem neuerstandenen Vaterlande mit Millionen beizuspringen, wenn es gilt, Anstalten zur Wiederherstellung, Förderung und Verbreitung der griechischen Sprache und Kultur zu schaffen. Die athenische Universität und die meisten griechischen Schulen verdanken ihr Dasein privaten Stiftungen. Dabei herrscht grundsätzlich vollkommene Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Es ist der Stolz der Gemeinden, Volksschulen aus eigenen Mitteln zu gründen und zu erhalten. Diesen selbstlosen Bemühungen entspricht eine nicht weniger bewunderungswerte Lernbegier des griechischen Volkes, die freilich in Züchtung einer Unzahl von gelehrten Proletariern, namentlich Ärzten und Advokaten, ihre Kehrseite hat.

Digitized by Google

Die beispiellose Zähigkeit der Griechen in Bewahrung ihres Volkstums, ihre warme Begeisterung für Heimat und heimischen Laut hat griechische Sprache und Sitte durch die schweren Bedrängnisse der germanischen, slavischen, lateinischen und türkischen Invasionen hindurchgerettet. Sie wird auch weiter helfen. Mit staunenerregender Raschheit werden die letzten übrig gebliebenen Sprachinseln Griechenlands vom Griechentum überflutet, und die griechische Sprache erobert sich wieder im Handel und Verkehr des östlichen Mittelmeers mehr und mehr die Stellung, die sie bis zum Einbruch der Türken inne gehabt hat. So trostlos die politische Lage Griechenlands erscheinen mag, der neugriechischen Kultur wird man daher eine Zukunft nicht absprechen können.

Digitized by Google

Institutsreisen.

Teilnehmer und Leiter.

Alljährlich veranstaltet das deutsche archäologische Institut zu Athen unter seinem ersten Sekretär, Professor Dörpfeld, zwei wissenschaftliche Gesellschaftsreisen, eine Landreise durch den Peloponnes, eine Seereise nach griechischen Küsten und Inseln des ägäischen Meeres. Bedürfnis und Erfolg dieser Veranstaltungen versammeln jedes Frühjahr eine wachsende Schar Teilnehmer. Längst ist es notwendig geworden, sich Monate vorher schriftlich anzumelden, wenn man noch darauf rechnen will, mitgenommen zu werden. Denn die dürftigen Unterkunftsverhältnisse im Peloponnes, ebenso wie der Raum des gemieteten Dampfers setzen der Zahl der Reisenden bestimmte Grenzen. 1894 war die Liste für Nichtinstitutsmitglieder schon am 1. Februar geschlossen; doch nahm Dörpfeld im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Stadt Nauplia, unseres nächsten Zieles, beim Aufbruch nach dem Peloponnes zunächst alles mit, was zur Stelle war, 45 Mann, Universitätsprofessoren, Gymnasiallehrer, Privatdozenten und Studierende der klassischen Philologie — darunter etwas mehr als ein Drittel Reichsdeutsche. Die Ausländer schieden sich in Gruppen von Schweden, Russen,

Digitized by Google

Engländern, Amerikanern und Franzosen, dazu kamen je ein Italiener, Rumäne und Czeche. Das deutsche Element erhielt eine willkommene Verstärkung durch neun österreichische Gymnasiallehrer. So schmerzlich es war, daß wegen des Andrangs der Ausländer mancher Deutsche hatte zurückgewiesen werden müssen, so erfüllte es uns doch mit Stolz, zu sehen, wie alle gebildeten Nationen sich um die deutsche Archäologie scharten und ihre führende Stellung, sowie das Vorrecht der deutschen Sprache willig anerkannten.

Den ehrenvollen Platz, welchen die deutsche Wissenschaft in Athen behauptet, verdankt sie neben der unermüdlichen und erfolgreichen Arbeit der deutschen Philologen in und für Griechenland vor allem dem gegenwärtigen Leiter des deutschen Institutes zu Athen, Professor Dr. Wilhelm Dörpfeld. Architekt von Fach ist er zuerst bei den Ausgrabungen von Olympia in die Dienste der archäologischen Wissenschaft getreten. Dann hat er sich um dieselbe weiter verdient gemacht, indem er die Ausgrabungen Schliemanns in wissenschaftliche Bahnen lenkte und deren reiche Ausbeute durch genaue Aufnahmen und fachmännische Rekonstruktionen erst recht fruchtbar machte. Seither ist er die Seele der deutschen Ausgrabungen auf griechischem Boden, und der Ruf seiner Erfahrung und seines Scharfblicks veranlaßt auch die fremden Nationen, bei jeder wichtigen Ausgrabung und bei jedem bedeutenden Fund sich seines wertvollen Rates zu versichern. Seine allwinterlichen Vorträge über die Topographie von Athen versammeln um ihn die Archäologen aller Länder auf den Ruinen der Altstadt.

Dörpfeld verdankt seine hervorragende Stellung nicht zum wenigsten seiner Persönlichkeit. Er hat das einfache, gerade, gewandte und frische Wesen des Ingenieurs sich zu bewahren

Digitized by Google

gewußt; man merkt ihm weder den berühmten Mann noch den Gelehrten an. Seine eminent praktische Natur bewährt sich besonders glänzend auf den Gesellschaftsreisen; so großartig und doch scheinbar so mühelos kann nur er arrangieren und leiten. Das erkennen sogar die fremden archäologischen Schulen zu Athen an, indem sie sich nicht zutrauen, etwas Ähnliches selbst zu stande zu bringen, und sich daher voll und ganz seiner Führung unterordnen. Es ist eine wahre Freude mitanzusehen, mit welcher Meisterschaft er die aus aller Herren Ländern zusammengewürfelte Gesellschaft zu behandeln weiß. Er ist ebensoweit entfernt von ängstlicher Rücksichtnahme auf alle Wünsche des einzelnen als von gewaltthätigem Massenregiment. Er weiß zu schweigen, solange es geht, auch wenn ihn manches ärgert; und doch versteht er es, wenn es darauf ankommt, seinen Willen klar und energisch zum ausschlaggebenden zu machen. Die Reiseinstruktion am Ende des Programmes für die Peloponnesreise war für seine Weise bezeichnend: „Jedermann hat einen Winterüberzieher, einen Plaid oder eine Reisedecke, ein zweites Beinkleid, ein weiteres Paar Stiefel und Konserven für drei Mahlzeiten mitzunehmen. Wer nicht zur angesagten Zeit zur Stelle ist, hat für seine Weiterbeförderung selbst zu sorgen," u. a. m. In der Praxis war er nun freilich etwas milder, oft bewunderungswürdig mild und geduldig. Aber der Grundton blieb bestimmt, und das dankten ihm alle.

Gegen die Eingeborenen zeigte sich Dörpfelds Herrschertalent nicht weniger glänzend. Gegen sie kennt er keine Rücksicht, wenn sie gegen ihn sind; wer aber seinem Unternehmen freundlich und fördernd entgegenkommt, den behandelt er auch mit Auszeichnung. Der Agojate Angelis, der alljährlich die nötige Anzahl von Reittieren und Führern aufbringt, darf

Digitized by Google

sich mit Recht seiner aufrichtigen Freundschaft rühmen. Dieser ausgezeichnete Führer sowie die Mehrzahl seiner Genossen haben einst unter Dörpfeld zu Olympia gegraben und verehren ihn seither in unterthäniger Dienstwilligkeit. So reist Dörpfeld an der Spitze seiner Cavalcade wie ein Pascha durch den Peloponnes, nicht weniger geehrt, wo er sich freundlich naht, als gefürchtet in seinem Zorn.

Es ist eine wahre Freude, in ihm einmal einen Mann zu erleben, der so ganz am rechten Platze steht, und das in einem Alter, wo die volle Leistungsfähigkeit diesen Glücksfall ganz auszunützen ermöglicht. Und dies thut er in vollem Maße: er schont sich nicht, er scheut weder Mühe noch Gefahr. Mit welcher Selbstlosigkeit übernimmt er alle Sorge für Unterhalt und Unterkunft der Reisegesellschaft und teilt dabei alle ihre Anstrengungen und Entbehrungen! Er ist überall hilfreich zur Stelle, wo man seines Eingreifens bedarf. Schon diese Leistung wäre für einen Mann genug, Dörpfeld übernimmt dabei aber noch die ganze wissenschaftliche Führung. Und hierin ist seine Unermüdlichkeit noch bewunderungswürdiger. Ganz durchdrungen vom Gegenstand, den er behandelt, ist er im stande ohne Ermüdung viele Stunden lang ununterbrochen zu reden. Er spricht so klar, so flüssig, daß er alle Zuhörer mitreißt. Er teilt ihnen seine Unermüdlichkeit mit; gespannt seinen feinsinnigen Auseinandersetzungen folgend vergessen sie Zeit und Anstrengung. Erstaunlich ist denn auch die Wirkung seiner Worte: was beim ersten Anblick nur ein wüster, wirrer Trümmerhaufe schien, wird plötzlich klar und übersichtlich; aus den unscheinbarsten Grundrissen vermag er eine Vorstellung von der alten Pracht und Fülle zu erwecken, die dem ödesten Felde Leben und Interesse verleiht.

Digitized by Google

Argolis.

Am Mittwoch nach dem abendländischen Osterfest, am 28. März morgens 7 Uhr, fuhr die buntgemischte Gesellschaft in heiterer, hoffnungsfreudiger Stimmung nach dem Peloponnes ab. Die Bahn führt zunächst über einen öden Gebirgspaß in die fruchtbare Ebene von Eleusis. Über dem herrlich blauen Golf erscheinen die kahlen Felshöhen der langgestreckten Insel Salamis, deren wechselnde Formen das Auge erfreuen, bis Megara, auf schildförmigem Hügel hingestreckt, die Blicke fesselt. Die Bahn bestreicht nun die steile Ostküste des hohen Isthmosgebirges Geraneia, die Felsen des Skiron. Hier soll der böse Riese die ahnungslosen Wanderer ins Meer gestoßen haben, bis Theseus das Land von dem Ungeheuer befreite. Wahrlich, recht halsbrecherisch sieht die Strecke aus, über welche der Zug an glatter Felswand hoch über dem in schwindelnder Tiefe brandenden Meere dahinfährt. Jetzt wird Akrokorinth sichtbar, ein überraschend hoher und mächtiger Felsblock. Der Ausblick öffnet sich nach dem jenseitigen Meer und den hohen Gebirgen Nord-Arkadiens, die es begleiten. Nun aber ist jedermann in gespannter Erwartung des Momentes, wo der Zug die Brücke über den neuen Isthmoskanal überschreitet; ein kurzer Blick auf eine dünne blaue Linie von Meer zu Meer, die schnurgerade die Felstafel der schmalen Landenge durchschneidet. Man begreift nicht, wie der Kanal 6 Kilometer lang und über 20 Meter breit sein soll; vollends daß man sich 52 Meter über dem Wasserspiegel befindet, will gar nicht einleuchten.

Zu kurzem Besuch der verlassenen Stätte von Alt-Korinth und seiner ragenden Burg verlassen wir den Zug. In der

Digitized by Google

Bahnhofwirtschaft wartet unser bereits ein peloponnesisches Frühstück. Bei der ersten Bekanntschaft mit ἀρνάκι und ρετσινάτο (vgl. S. 119), welche uns fortan ständig als Speise und Trank dienen sollen, giebt's manche verdutzte Gesichter.

Das alte Korinth lag nicht unmittelbar auf dem Isthmos, sondern am Abhang des argivischen Gebirges hart am Fuß des 575 Meter hohen Kalkblocks von Akrokorinth, eine gute Stunde weit hinter der Isthmosmauer, die den schmalsten Punkt besetzt hielt. Die alten Hafenstädte Kenchreai und Lechaion lagen ebenfalls nicht an der engsten Stelle einander gegenüber, sondern stark auf peloponnesischer Seite, da wo die von der Burg senkrecht zu beiden Meeren gezogenen Linien die Küsten treffen. Alle drei Städte sind längst in Schutt und Trümmer gefallen, und der Pflug geht über sie hinweg. Das neue Korinth liegt unten am korinthischen Meerbusen, nahe der schmalsten Stelle, aber doch nicht so nahe, daß nicht an beiden Eingängen des Kanals neue Dörfchen, Poseidonia am westlichen, Isthmia am östlichen, schüchtern zu entstehen versuchten.

Ein einziger Tempelrest altdorischen Stils ragt noch aus dem Ackerland der Unterstadt empor. Bis dorthin konnten wir zu Wagen gelangen, dann begann der beschwerliche Aufstieg auf den hohen Burgberg. Wüste Trümmer der zerstörten Türkenstadt bedecken das breite Berghaupt. Nicht lange verweilt das Auge bei den formlosen Mauerresten; es schweift hinaus auf die sonnigen Ufer der blauen Golfe und über den schmalen Isthmos zur hohen Geraneia hinüber; diese scheidet die niedere Berglinie der Insel Salamis, über welche die hohen Gebirge von Attika mit Athen und der schimmernden Akropolis in ihrer Mitte herübergrüßen, von den Musenbergen Helikon und Parnassos, an welche

Digitized by Google

die fernen Schneehäupter des lokrischen Hochgebirges sich anreihen. Nach Süden ist der Blick durch die nahen, kahlen Gebirge beengt; doch erfreut das Auge das reichgegliederte fruchtbare Küstenland des alten Sikyon zu Füßen des mächtig ansteigenden Kyllenegebirges.

Ein Extrazug brachte uns am Abend vorbei an dem durch seine uralten Spiele bekannten Nemea über einen jetzt ganz verödeten Gebirgspaß nach der Ebene von Argos. Dort überfiel uns die Nacht und bedeckte mit neckischem Schleier alle die Herrlichkeiten, welche die nächsten Tage uns enthüllen sollten. Nauplia zeigte sich des Vertrauens Dörpfelds würdig; es war reichlich mit Betten und Vorräten versehen, wenn auch wiederum ἀρνάκι und ῥετσινάτο unter letzteren die Hauptgenüsse darstellten.

Unter Dörpfelds Führung wurden wir in kürzester Zeit auf die denkbar angenehmste und zugleich gründlichste Art mit den umliegenden Ruinenstätten vertraut. Ein Tag genügte für Tiryns und das Heraion von Argos, an dem eben die Amerikaner umfangreiche Ausgrabungen vornahmen, je ein Tag für Mykene und das Asklepieion von Epidauros. Der vierte Tag war Nauplia und Argos gewidmet.

Der Besuch von Tiryns und seiner epochemachenden Ausgrabungen, des eigensten Werkes Dörpfelds unter Schliemanns Oberleitung, bildete den erhebenden Eingang. Ein 300 Meter langer, 100 Meter breiter Hügel in der Strandebene des Golfes von Nauplia, nur 10—18 Meter über seine Umgebung sich erhebend, trägt noch heute einen Kranz von ca. 8 Meter dicken uralten Mauern, welche zum Teil so hoch als der Hügel selbst aufragen. Die ungeheuren Steinblöcke, oft bis zu 3 Meter lang und 1,5 Meter hoch, zu solcher Höhe aufgeschichtet, erfüllten schon die Griechen mit Be-

Digitized by Google

wunderung, so daß sie das Werk fabelhaften Riesen aus Lykien, den Cyklopen, zuschrieben. Die Sage läßt hier den Herakles geboren sein und von hier aus seine zwölf Arbeiten im Dienste des Eurystheus, des Königs von Mykene, verrichten. Da nun Herakles längst als das griechische Gegenbild des phönizischen Gottes Melkart erkannt ist, da ferner auf der alten Burg von Karthago ähnliche Mauern entdeckt worden sind, so wurde schon vermutet, daß phönizische Bauleute im Dienste der vorgeschichtlichen Könige (vielleicht anfangs selbst Phönizier, vgl. Inachos = Enoch) mit Hilfe der fronenden Umwohner das Wunderwerk aufgeführt haben. Die Mauern waren bereits zur Zeit Homers (Il. 2, 559 Τίρυνς τειχιόεσσα) in der griechischen Welt berühmt und galten zu allen Zeiten als Wahrzeichen der unumschränkten Macht der gewaltigen Herrschergeschlechter der Vorzeit.

Wie die Ausgrabungen gelehrt haben, ist die Oberburg von Tiryns seit der Zeit jener sagenhaften Könige nicht mehr zu profanen Zwecken verwendet worden; sie trug einen über dem Schutt des zerstörten Herrscherpalastes errichteten Tempel, später auch ein byzantinisches Kirchlein, von dem noch Mauerreste vorhanden sind. So blieb, wie durch ein Wunder, die ganze vorhomerische Anlage wenigstens in ihren Grundrissen bis auf den heutigen Tag erhalten. Der wohlverwahrte Aufgang zeigt eine staunenswerte Vollendung der Befestigungskunst: von einem gewaltigen Turm flankiert führt eine Rampe zum Haupteingang empor, dann geht es zwischen hohen Mauern durch drei weitere Thore zur Oberburg; das erste davon ist noch ein starkes Festungsthor, die andern zwei, zu beiden Seiten der Thorwand mit zierlichen Säulenhallen versehen, zeigen bereits die Anfänge des griechischen Prunkthors, wie es in den Propyläen zu Athen seine klassische

Digitized by Google

Ausgestaltung fand. Das dritte Thor führt in einen geräumigen, im Viereck von Säulenhallen umgebenen Hof, um den sich die Gemächer der Herrscherwohnung gruppieren. Gegenüber dem Thorbau erkennt man deutlich den Männersaal mit doppelter Vorhalle und mit dem heiligen Herd des Hauses in der Mitte des von vier Säulen gestützten Hauptraums. Man erkennt in ihm deutlich das Urbild des späteren Göttertempels, der in seinem Kern die Form des alten Herrscherſaales bis in die späteſte Zeit bewahrt hat. Neben dem μέγαρον der Männer liegt ein kleinerer Saal von ähnlichem Grundriß, wohl das μέγαρον der Frauen. Viele durch Gänge kunstreich verbundene Wirtschaftsräume umgeben die Hauptgemächer und die übrigen Seiten des geräumigen Hofs; Treppenansätze beweisen, daß der Gebäudekomplex ein oberes Stockwerk trug. Die geglätteten Thürschwellen aus gewaltigen Felsblöcken zeigen noch die halbkreisförmigen Spuren, welche die streifenden schweren Thürflügel eingeritzt haben. Niemand zweifelt mehr, daß wir hier wirklich einen Palaſt der Vorzeit vor uns haben, der in allen wesentlichen Punkten demjenigen entspricht, welcher Homer bei der Schilderung des Palaſtes des Odysseus vorschwebt. Zugleich läßt sich aus der Technik des Baues und aus der frappanten Ähnlichkeit seiner Grundzüge mit den Bauten der historischen Zeit der Schluß ziehen, daß der dorische Tempel- und Thorstil in ununterbrochener Kunstübung aus dem Palaſtstil der vorgeschichtlichen Könige hervorgegangen ist. —

Mykene, der Herrschersitz des Königs Agamemnon, in grauer Vorzeit die reichste und mächtigste Stadt Griechenlands, war in historischer Zeit ebenso wie Tiryns nur eine ganz unbedeutende Landstadt und wurde im Jahre 468 v. Chr. gleichzeitig mit Tiryns von dem übermächtigen Argos

Digitized by Google

vollends entvölkert. Es sind daher dort die großartigen Burganlagen der Königszeit fast ebenso unversehrt erhalten wie in Tiryns. Eine Rampe führt hinauf zu dem berühmten Eingang, dem Löwenthor. Seine Wirkung ist viel gewaltiger, als man aus den Abbildungen zu erkennen vermag. Das Thor, fast ebenso breit wie hoch, ist mit einem wuchtigen Steinbalken von 5 Meter Länge überdeckt, über welchem zwei Löwen, wie Wappentiere zu beiden Seiten einer Säule in erhabener Arbeit dargestellt, Wache halten. Der Thorweg ist von mächtigen Mauern „cyklopischer" Bauart flankiert. Unmittelbar hinter dem Thor befindet sich der Gräberring, unter dem nach der Tradition des Altertums die Gebeine uralter Könige begraben lagen. Dort hat Schliemann die großartigen Goldfunde gemacht, welche von dem märchenhaften Reichtum der hier bestatteten Herrscher zeugen. Wie die Funde die homerische Bezeichnung „goldreiches Mykene" (πολύχρυσος Il. 7, 180. Od. 3, 305) rechtfertigen, so zeigt ein Gang um die Burgmauer die Berechtigung des Prädikats „wohlgebaut" (εὐκτίμενον πτολίεθρον Il. 2, 569). Sie zieht sich, abgesehen von der schroffsten Stelle, wo sie wohl nie ausgebaut war, um das ganze Dreieck des Burgfelsens; sie ist, wie in Tiryns, aus gewaltigen Steinmassen aufgeschichtet, nur zum Teil stärker bearbeitet, zum Teil auch später ergänzt. Eine teilweise noch erhaltene Freitreppe führte zur höchsten Burgterrasse, die einst den Königspalast getragen hat. Man hat auch hier den Männersaal noch konstatieren können. Er zeigt ähnlichen Grundriß, wie in Tiryns, doch ist er zur Hälfte abgerutscht. Auch hier finden sich die Fundamente eines über seinen Trümmern errichteten Tempels.

Der Felsboden von Mykene birgt aber noch weitere

Digitized by Google

staunenswerte Bauten der Vorzeit. Wie bei den meisten vorgeschichtlichen Königsburgen in Griechenland findet sich auch hier eine stattliche Reihe unterirdischer Kuppelgräber. In immer engeren Kreisen horizontal geschichteter Kalkplatten bauen sie sich zu einem hohen bienenkorbartigen Hohlraum auf, der nach seiner Vollendung rings mit Schutt bedeckt nur von einer Seite durch einen mit Stützmauern freigehaltenen Gang (δρόμος) zugänglich bleibt. Das Altertum sah in ihnen Schatzhäuser, während die seitlich angebrachten Grabnischen sie vielmehr als Vorraum zu Grabkammern der Könige erscheinen lassen. Unter den vielen Grabgewölben dieser Art, welche in der Umgebung der Burg aufgefunden wurden, ist das sogenannte „Schatzhaus des Atreus" bei weitem das großartigste. Zwischen schön geschichteten Mauern führt ein 35 Meter langer gerader Gang zu dem prächtigen Eingangsthor; fast $5\frac{1}{2}$ Meter hoch, $2\frac{1}{2}$ Meter breit, ist es von dem schwersten Thürsturz der Welt überdeckt, der 9 Meter lang, 5 Meter tief und 1—2 Meter dick, auf ca. 120000 Kilogramm berechnet wird. Das Innere war mit Alabaster verkleidet und mit reichem Metallschmuck verziert. Metall und Alabaster sind längst verschwunden, es blieb nur die leere rauchgeschwärzte Kuppel; aber auch so noch bietet das ehrwürdige Gebäude, das unvergängliche Denkmal urweltlicher Königsherrlichkeit, einen Anblick von überwältigender Erhabenheit und Größe. —

Der Fahrweg quer durch die Halbinsel von Argolis nach der Seestadt Epidauros am saronischen Golf führt durch eine unbeschreiblich öde Gebirgslandschaft. Die Kalksteinschichten der Bergkämme starren kahl und verwittert in die blaue Luft, mächtigen Cyklopenmauern gleich. Da ist es schwer, im Vorüberfahren die Reste der hochgelegenen Cyklopenburg

Digitized by Google

Midea zu erkennen, der ältesten der vorgeschichtlichen Königsburgen von Argos. Die Nähe des uralten Herrschersitzes wird nahe dem Wege durch den Rest einer Brücke „cyklopischer" Bauart verraten. Diese beweist, wie ein ähnlicher Brückenrest an der heiligen Straße von Mykene nach dem Heraion von Argos, nicht nur die hohe Kultur des Landes in grauer Vorzeit; ihre Wölbung, durch vorkragende gewaltige Steinblöcke horizontaler Schichtung gebildet, welche genau mit der Bauart der Hohlräume in den Mauern von Tiryns und mit den Kuppelbauten von Mykene übereinstimmt, legt es zugleich nahe, mit jenen auch die Anfänge des griechischen Brückenbaues auf semitische Baumeister zurückzuführen (γέφυρα = עֲבָרָה?).

Drei Stunden vor Epidauros und der jenseitigen Meeresküste liegt in verlassenem Felsthal das Heiligtum des Asklepios, die Geburtsstätte des Gottes und der Ausgangspunkt seines über die ganze alte Welt verbreiteten Kultes. Umfangreiche Ausgrabungen haben die weitläufigen Anlagen des weltberühmten Kurortes bloßgelegt: Tempel, Säulenhallen, Gymnasien und Bäder, Rennbahn und Theater. Zahlreiche Schriftsteine zeugen noch heute von der Dankbarkeit der geheilten Patienten, welche den heiligen Bezirk mit einem Wald von Weihgeschenken füllten, sowie von den Honoraren, welche für die Wunderkuren entrichtet wurden. Das Hauptinteresse gebührt dem fast unverletzt erhaltenen Theater, dessen ausgezeichnete Akustik noch heute Staunen erregt. Ein ungeheures Halbrund in den Fels gehauener Sitzreihen umfaßt eine kreisrunde Orchestra, den Tanzplatz des Chors. Auf der freien Seite liegen, den Kreis tangierend, die Fundamente des alten Bühnengebäudes; steile Rampen, welche von beiden Seiten emporsteigen, zeigen an, daß der

Digitized by Google

Bau einen Oberstock hatte. Er war nach der Orchestra hin mit einer eine breite Altane tragenden Säulenhalle geschmückt, deren mit Halbsäulen geschmückte Pfeiler Einlassungen für entfernbare Platten aufweisen.

Hier nahm Dörpfeld Gelegenheit, seine Theorie über die ursprüngliche Einrichtung des griechischen Theaters im Gegensatz zum römischen vorzutragen, die er unterdessen in seinem epochemachenden Werk „das griechische Theater" der Öffentlichkeit übergeben hat. Der griechische Schauspieler verkehrte in klassischer Zeit mit dem Chor auf derselben ebenen Fläche, der kreisrunden Orchestra. Das Bühnengebäude bildete nur den Hintergrund, durch die zwischen den Pfeilern der Vorhalle angebrachten bemalten Holztafeln bald als Tempel oder Wohnhaus, bald als Felsen- und Waldgebirge bezeichnet. Die Terrasse über der Säulenhalle wurde nur ausnahmsweise vom Schauspieler bestiegen, insbesondere wenn er eine Göttererscheinung darzustellen hatte (θεολογεῖον). Wenn man in manchen griechischen Theaterruinen einen Teil der Orchestra mit einem erhöhten Sprechplatz für die Schauspieler überbaut vorfindet, so hat man darin einen Einbau aus römischer Zeit zu erblicken. Damals war der alte Chor in Wegfall geraten, und man verwandte den überflüssigen Raum der Orchestra zu Ehrenplätzen; dadurch wurde eine Erhöhung der andern Hälfte, des Standpunktes der Schauspieler, erforderlich. An jedem Theater, das wir im Laufe unserer gemeinsamen Reise besichtigten, wußte Dörpfeld diese Ansicht durch immer neue Thatsachen so gründlich zu erhärten, daß schließlich niemand mehr an ihrer Richtigkeit zweifeln konnte. —

Am letzten Tage unseres Aufenthalts in der argivischen Ebene bestiegen wir noch an der Südostecke der Landschaft

Digitized by Google

die gewaltige venetianisch-türkische Bergfeste Palamidi, die hoch über der Stadt Nauplia und der kühn ins Meer vorspringenden Stadtburg aufsteigt; auf 857 steinernen Stufen geht es empor auf das ragende Felskap. Fast senkrecht fallen die westlichen Hänge zum Meere ab; und doch sind gerade hier im Jahr 1822 die todesmutigen Griechen emporgeklommen, welche die sturmfreie Festung durch kühnen Handstreich gewannen. Die mittelalterliche Burg dient jetzt als Gefängnis für schwere Verbrecher. Wir sahen diese in den tiefen, Bärenzwingern gleichenden Höfen, wie sie an langen Stangen allerlei Schnitzarbeiten zum Kaufe heraufstreckten. Dann wandten wir uns der prächtigen Aussicht auf Nauplia, Golf, Ebene und Gebirge von Argos zu. Tief unten im Meer in der Verlängerung des Palamidi und der Stadtburg von Nauplia liegt die kleine befestigte Insel Wurzi. Dort haust, von Militärposten bewacht und beschützt, der Scharfrichter von Griechenland, selber ein zum Tode verurteilter Verbrecher, nur begnadigt, um des grausigen Amtes zu walten. Man erzählt, daß im neuerstandenen Griechenland lange Jahre kein Todesurteil vollstreckt werden konnte, da sich kein freier Grieche zu dem verachteten Gewerbe hergab und die fremden Henker jedesmal gelyncht wurden, ehe sie noch ihres Amtes walten konnten. So kam man auf diesen Ausweg. Doch auch so kommt der Henker nie ans Land, und die bewachenden Soldaten würdigen ihn keines Worts.

Schon um Mittag desselben Tags standen wir im Westen der argivischen Ebene auf der hohen Larisa von Argos, wo byzantinische, venetianische und türkische Ruinen sich über den uralten griechischen Polygonalmauern auftürmen. Wir überschauten noch einmal die fruchtbare Ebene, auf der die Ruinen der Cyklopenburg Tiryns kaum merklich sich abheben, und

Digitized by Google

den imposanten Umkreis der kahlen Berge, wo μυχῷ Ἄργεος, im nördlichsten Winkel von Argos, verlassen und einsam auf einem Felsvorsprung zwischen zwei kahlen Felshäuptern Mykene liegt, wegen der altersgrauen Farbe seiner Mauern ebensowenig wie Midea von dem Kalkstein der umgebenden Gebirge unterscheidbar. Zu unsern Füßen liegt der niedere Burghügel des ältesten Argos, im Altertum nach seiner flachen, schildförmigen Wölbung Ἀσπίς genannt. Er trug einst die vorgeschichtliche Herrscherburg, von der ein etwa 40 Schritt langer unterirdischer Gang mit „cyklopischen" Seitenmauern den letzten verschwindenden Rest darstellt.

Nauplia war unterdessen unser Standquartier gewesen, das nicht nur für jeden der Teilnehmer ein Bett zur Verfügung hatte, sondern auch die Verproviantierung der ganzen Gesellschaft für vier volle Tage übernahm. Jeden Morgen holte uns das Aufgebot des Wagenparks der ganzen Landschaft in Nauplia ab, um uns erst spät abends wieder dahin zurückzufahren. Das Gabelfrühstück wurde täglich auf den Ruinen selbst eingenommen: ein großes, viereckiges Tuch, auf den Rasen gebreitet, mußte den Tisch markieren, rings am Rand mit Tellern, Besteck und Gläsern beschwert, damit nicht der scharfe Nordwind es entführe; auf den Tellern lagen schön sortiert je ein Stück kaltes Schaffleisch und Geflügel, zwei hartgesottene Eier, daneben ein Brot und freundlich leuchtend eine Orange. Die Originalität dieser Mahlzeiten, bei denen man auf der Erde liegend oder auf Mauerresten sich's bequem machte, so gut es ging, würzte diese primitive Lebensweise ebenso wie der herzliche Hunger und Durst, den jeder mitbrachte. Doch mit dem Geschmack des Rezinates konnten wir uns nur langsam befreunden, so daß sich der Wasserkrug noch immer reichlichen Zuspruchs erfreute.

Digitized by Google

Arkadien.

Schon in Argos hatte der rauhe Nordwind und das unvermeidliche Schaffleisch die weichlichsten Herrn zur Rückkehr nach Athen veranlaßt. Zu Tripolitza in Ost-Arkadien, der letzten mit der Bahn erreichbaren Station, schreckte das drohende Schneewetter und der bevorstehende viertägige Ritt über Stock und Stein durch das unwirtliche Zentralgebirge des Peloponnes noch weitere Teilnehmer ab. So konnten schließlich noch alle mitgenommen werden, die bisher treulich ausgehalten hatten. In Tripolitza hatten wir übrigens, wie als Henkersmahl vor unserm Abschied von der zivilisierten Welt, die beste Verpflegung auf der ganzen Reise, gute Küche bei vortrefflichem, ungeharztem arkadischem Weißwein. Dieser bereits ungewohnte Genuß versetzte die Gesellschaft in gehobene Stimmung; und da es gerade 1. April war, so gestaltete sich der erste Abend in Arkadien zu einem solennen Bismarckbankett, von dem Professor Dörpfeld im Namen von acht Nationen dem Altreichskanzler einen begeisterten Glückwunsch telegraphieren konnte. —

Die Hochebene von Tripolis ist ringsum von Gebirgen umgeben, so daß das Wasser nur in unterirdischen Klüften, den sogenannten Katabothren, abfließt. Sie beherbergte einst drei blühende Gemeinwesen: Tegea, Mantinea und Pallantion. Die alten Stadtgebiete sind durch vorspringende Felsrücken deutlich abgegrenzt; auf dem Bergriegel, der einst die Grenze zwischen Tegea und Mantinea bildete, hauchte im Jahre 362 v. Chr. Epaminondas als Sieger über die Spartaner und ihre Bundesgenossen seinen Geist aus, und mit seinem Leben endigte hier die kurze Herrlichkeit der Thebaner. Der Morgen des 2. April war dem

Digitized by Google

Besuch der Ausgrabungen von Mantinea gewidmet, am Nachmittag wurde das öde Stadtgebiet von Tegea durchstreift. Am interessantesten ist jedoch Tripolitza selbst, der neue, auf dem Vereinigungspunkt der drei Gebiete in türkischer Zeit entstandene Vorort der Ebene. Obgleich es in den Befreiungskriegen arg gelitten hat, zählt es heute bereits wieder über 10000 Einwohner und bietet ein Bild erfreulichen Aufschwungs. Lebhaftes orientalisches Leben herrscht auf seinem geräumigen, baumbepflanzten Marktplatz und in den engen Gassen des anstoßenden Bazars.

Der erste Tagemarsch von Tripolitza in die westarkadische Hochebene von Megalopolis war ursprünglich als Wagenfahrt geplant, da eine in leidlichem Zustand erhaltene Fahrstraße diesen Luxus noch erlaubt hätte. Allein die arkadischen Kutscher hatten einen Ring gebildet und verlangten Preise von schwindelnder Höhe. Sofort beorderte Dörpfeld die in Megalopolis unser harrende Truppe von Führern mit ihren Reittieren nach Tripolitza, und so war zum großen Ärger der einheimischen Kutscher am Morgen des 3. April die ganze Gesellschaft beritten. Da hatte nun manche Leuchte der Wissenschaft den sicheren Katheder mit dem schwanken Rücken eines kleinen peloponnesischen Gebirgspferdes oder Maultieres vertauscht und rang mit ängstlicher Miene nach Gleichgewicht. Zum Glück kam der breite griechische Packsattel und der sichere Schritt der zahmen Saumtiere diesen Bemühungen zu statten, welche die Führer nach Kräften unterstützten, indem sie auf Wunsch die Tiere fein sachte am Zaum führten und den angehenden Rosselenkern auf den richtigen Weg zur Stadt hinaus verhalfen. Draußen ging die Sache schon leichter. Gewöhnt, eng aufgeschlossen in gleichmäßigem Schritt hinter einander drein zu marschieren, hielten die Tiere von selbst strenge

Digitized by Google

Ordnung und waren lammfromm, so lange man ihnen nicht zumutete, außerhalb der Reihe selbständige Bewegungen zu machen. Dazu war indessen bei dem primitiven Reitzeug kaum ein Reiter im stande, da den meisten als Zügel wie als Steigbügel nur ein einfacher Strick diente und das breite Holzgestell dazu zwang, mit hochgezogenen Knieen ohne jeglichen Schluß obenaufzusitzen. So ging es eine Weile ganz gut, und selbst die ängstlichsten Gemüter fingen an, sich mit dieser ungewohnten Beförderungsart zu befreunden. Unterdessen waren jedoch die des Reitens Kundigen allmählich an die Spitze der Karawane gekommen, und bald verlockte sie die breite Landstraße, ein Träbchen zu riskieren. Da aber jedes Roß dem vorhergehenden unaufhaltsam nachlief, so mußten nolens volens die armen Sonntagsreiter alle mittrotten. So ging es denn unter Seufzen und Stöhnen vorwärts; denn die Reiter waren auf den plumpen Sätteln keineswegs auf Rosen gebettet. Doch siehe, es ging auch so; jeder bekam rasch festeren Sitz, und die Zuversicht wuchs mit der Gewöhnung an Gefahr und Unbehagen. Zuweilen verließ man auch die Landstraße, um Abkürzungswege einzuschlagen; da ritt man dann lange im Schritt und hatte Gelegenheit, sich mit den treuen Tieren zu befreunden, welche mit staunenswerter Sicherheit und Ausdauer die halsbrecherischen Ziegenpfade der schroffen Felshalden überkletterten.

Der Tag war trübe und kalt, und ordentlich steifgefroren kamen wir vor der dürftigen Schenke des armseligen Megalopolis an. Es war keine kleine Arbeit, alle Reiter von den Pferden glücklich auf die Beine zu bringen. Mit komischem Schreck merkte jeder, daß er durch den langen, ungewohnten Ritt die Herrschaft über seine Glieder verloren hatte. Als wankende Jammergestalten kamen sie einer nach dem andern

Digitized by Google

in die Schenke gehumpelt, von den Leidensgenossen, die sich's bereits auf der langen Wirtsbank gemütlich gemacht hatten, mit schallendem Gelächter begrüßt. Das Mittagsmahl, das uns hier erwartete, war das erste von der gefürchteten binnenländischen Art: zähes Schaf- und Ziegenfleisch mit einem undefinierbaren Salat zu dick geharztem Wein. Nach dem Essen ging's unter Seufzen hinaus zu den Ausgrabungen der alten Stadt. Die Viertelstunde Wegs kam manchem endlos vor, und er war froh, als am Abend die Gesellschaft ins Wirtshaus zurückkehrte und, da hier nichts Brauchbares zu haben war, sich bald in die dürftigen Nachtquartiere verteilte. Schon hier mußte fast die Hälfte auf ebener Erde nächtigen, und Dörpfeld ging selbst mit gutem Beispiel voran, indem er das für ihn bestimmte Bett einem vom Reitweh arg geplagten älteren Herrn überließ. —

Die Ebene von Megalopolis ist im Gegensatz zu der von Tripolis von mehreren ansehnlichen Flüssen durchzogen, deren Wassermasse es gelang, im Nordwesten einen offenen Durchbruch auszuwaschen, durch welchen nun der Alpheios in enger Schlucht dem Tiefland von Elis zuströmt; doch erscheint auch sie, wie die Hochebene von Ost-Arkadien, ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen. Die alte Hauptstadt der westarkadischen Hochebene, Megalopolis, verdankt ihre Entstehung dem Zusammenbruch der spartanischen Vorherrschaft im Peloponnes nach der Schlacht von Leuktra im Jahr 371 v. Chr. Während der siegreiche Epaminondas in den folgenden Jahren mit seinem starken Heere Sparta im Schach hielt, vereinigten sich die zerstreuten Bewohner der befreiten Landschaft, wie in Messenien um den Berg Ithome, so hier in Arkadien um die niederen Ufer des

Digitized by Google

Flusses Helisson, des stärksten Nebenflusses des Alpheios, zu einer „großen Stadt", welche fortan allen Herrschaftsgelüsten der Spartaner Trutz bieten sollte. Arkadier wie Messenier setzten ihren Stolz darein, daß ihre neue Hauptstadt an Umfang dem mauerlosen Sparta gleichkomme, und so umschloß Megalopolis ein weiter Mauerring von über 9 Kilometer Länge. Die Reichsten des Landes wetteiferten darin, die junge Stadt mit Prachtbauten aller Art auszustatten. Besonders berühmt war das Theater, das mächtigste in Griechenland, für 20000 Zuschauer berechnet, und das Abgeordnetenhaus für die „Zehntausend", den Zentralausschuß sämtlicher Bürgerschaften Arkadiens, nach seinem reichen Stifter Thersilion genannt. Die Mauern der Stadt, deren unverhältnismäßiger Umfang ihr mehr als einmal verhängnisvoll wurde, sind fast spurlos verschwunden. Dagegen sind zu beiden Seiten des Flusses, am Nordufer die Fundamente der prächtigen Markthallen mit dem Zeusheiligtum, am Südufer das Thersilion, das älteste Abgeordnetenhaus der Welt, und in engem Zusammenhang damit das Bühnengebäude des Theaters ausgegraben worden; von dem zum Teil durch künstliche Aufschüttung gewonnenen Halbkreis des Zuschauerraums sind nur noch die untern Sitzreihen erhalten.

Am Morgen des 4. April erwachten wir nach mangelhafter Nachtruhe früh, um totales Regenwetter zu konstatieren. Dörpfeld weigerte sich hartnäckig aufzubrechen. Und er hatte recht; denn gegen 8 Uhr hellte es sich zusehends auf, und als wir endlich abreiten konnten, brach bereits die Sonne siegreich durch die Wolkendecke. Bald kamen wir zum Alpheios, dem ersten Fluß, den wir in patriarchalischer Weise stolz durchritten. Dann ging's in die Felsberge, und nach zweistündiger Kletterpartie erreichten wir wohlbehalten

Digitized by Google

die hochgelegenen Ruinen der uralten Pelasgerstadt Lykosura. Nachdem Dörpfeld seine Erläuterungen beendigt und die Gesellschaft wie üblich auf den Ruinen von dem mitreisenden Institutsphotographen aufgenommen worden war, wurde die erste Mahlzeit von den mitgebrachten Konserven bestritten. Dann ritten wir weiter zur Paßhöhe des Lykaion, wo wir zu unserm Erstaunen noch auf Schneereste stießen. Das Wetter hatte sich unterdessen völlig geklärt, die Luft war durch den Frühregen gereinigt, und nun erstrahlten die stolzen arkadischen Gebirge von bläulichem Duft übergossen in hellem Sonnenschein. Wir konnten der pelasgischen Sage nachfühlen, welche hier in diesem Berge die Geburtstätte des Zeus, des Gottes der lichten Höhe, annahm.

Lange ruhten wir auf dem erhabenen Götterberg im Angesichte der herrlichen Landschaft, bis der nahe Abend uns mahnte, zu dem als Nachtquartier ausersehenen Dorf Ampeliona abzusteigen, das aus tiefer, felsiger Schlucht uns recht ungastlich entgegenstarrte. Schon der Aufstieg zum Lykaion war schlimm genug gewesen, abwärts waren wir nun sogar genötigt abzusitzen, da die Tiere Mühe hatten, für sich allein an den Felsen hinabzukommen. Unten mußte man noch durch ein steiniges, steiles Sturzbachbett emporreiten, dessen überhängende Ufersträucher beständig die Reiter abzustreifen drohten; dies war der einzige reitbare Zugang zu dem einsamen Felsennest.

Das Nachtquartier, das uns hier erwartete, entsprach diesem vielverheißenden Eingang. Wir befanden uns in einem der elendesten Nester des ganzen Peloponnes. Es gab hier nicht einmal ein Wirtshaus. Wir mußten uns daher bei den Einwohnern förmlich einquartieren; doch wurden wir überall mit altgriechischer Gastfreundschaft aufgenommen.

Digitized by Google

Die armen Leute teilten gerne alles mit uns, was sie besaßen; freilich hatten sie nicht gar viel zu vergeben. Denn in diesem weltvergessenen Winkel waren nicht nur Betten, sondern selbst Tische, Stühle und Bänke völlig unbekannt. Wie das liebe Vieh, und oft mit demselben in dem gleichen Raume, kampiert hier der Mensch zeitlebens auf ebener Erde, wo er nicht nur liegend speist, sondern auch auf hingebreiteten Decken und Fellen sich zur Ruhe legt. So mußten auch wir alle 35 auf ebener Erde schlafen; Dörpfeld selbst mit 14 Mann bekam ein elendes Häuschen am Berghang angewiesen, das nur den Vorzug hatte, daß das Kleinvieh in besonderem Untergeschoß verwahrt war. Auf derselben Stelle, wo wir schlafen sollten, nahmen wir gemeinsam unser Abendbrot ein. In der Mitte stand eine große Blechschüssel mit Hammelfett bereiteter Kräutersuppe, aus der in Ermanglung von Löffeln und Tellern jeder mit Hilfe von Brotrinden das Grüne zu fischen suchte. Das machte viel Spaß, und in bester Stimmung verzehrten wir unser Schaffleisch mit Ziegenkäse und sprachen dem Rezinat kräftig zu. Hunger und Durst sowie die Neuheit dieser spartanischen Mahlzeit halfen uns den Widerwillen rasch überwinden, so daß wir uns nicht hungrig schlafen legten. Die Nacht war zwar bei der Unruhe der vierfüßigen Schlafgenossen unter uns, bei der ununterbrochen über den Boden streichenden Zugluft, auf dem harten Fußboden und in vollständiger Kleidung wenig erquicklich; aber niemand nahm dabei Schaden, alle begrüßten vielmehr den schönen Morgen doppelt vergnügt.

Der 5. April war der Höhepunkt unserer Tour zu Pferde. Ein prächtiger Morgenritt brachte uns auf schroffen Ziegenpfaden über kahle Felshänge bergauf, bergab und

Digitized by Google

wieder bergauf zum Apollotempel von Phigalia, auch von Bassä genannt. Die Landschaft um uns war immer großartiger geworden, der Blick oben gestaltete sich über alle Beschreibung schön. Die Sonne hatte die Landschaft wieder erobert, und die unwirtlichen Gebirge prangten nach dem Frühlingsregen in frischem Grün. Die Nähe ist beherrscht von der kühnen Linie des Lykaion, dahinter erscheinen die Schneehäupter des Kyllenegebirges. Nach Süden verlaufen der Parnon und der schneebedeckte Taygetos ins Blau der Ferne, zwischen sich das breite Eurotasthal freilassend. Der Blick schweift ungehindert hinunter auf die messenische Tiefebene, aus deren Mitte breit und mächtig die Tafel des Berges Ithome aufragt, über ihm die blaue Wand des jonischen Meeres. Und in solcher Umgebung auf einsamer Felshöhe dieser herrliche Tempel! Wohl ist er von Erdbeben arg zugerichtet, doch fehlt kein wichtiges Bauglied, und was noch aufrecht steht, genügt, um sein Bild im Geiste aufzubauen. Die klassische Form der Säulen hatte von Anfang an mein Auge gefesselt, und bald durfte ich hören, daß ich meine Bewunderung nicht verschwendet hatte; war es doch Iktinos, der berühmteste Baumeister des Perikles, der sich neben dem Parthenon zu Athen in diesem unvergänglichen Meisterwerke verewigt hat. Wie groß muß im fünften Jahrhundert vor Christus Griechenlands Reichtum gewesen sein, wenn eine unbedeutende Gebirgsstadt, wie Phigalia drunten im entlegenen Thale der Neda, einem solchen Manne den Auftrag zu einem Prachtbau auf einsamer Felshöhe erteilen konnte!

Um Mittag, während wir behaglich um die Tempelruine gelagert zu dem mitgebrachten Wein und Brot unsere zweite Konservenmahlzeit einnahmen, begann der Himmel sich zu trüben, und so wurde uns wenigstens der Abschied von

Digitized by Google

diesem schönen Götterberge erleichtert. Wir wandten uns nun wieder nordwärts, um durch die Schluchten des Lykaion das Thal des Alpheios zu gewinnen, das uns nach Olympia führen sollte. Wir mußten wiederum mehrere Höhen unter Lebensgefahr erklimmen und wieder hinabsteigen. Unterwegs erschienen von Zeit zu Zeit vereinzelte knorrige Eichenstämme, zum Teil jämmerlich verbrannt, und zeugten von der früheren Bewaldung der Felswüste, sowie von der unheilbaren Verblendung ihrer Bewohner, welche unaufhaltsam gegen den Wald weiterfreveln, nur um immer mehr Felsweide für ihr ärmliches Kleinvieh zu bekommen. Je mehr wir uns dem Alpheios näherten, desto flacher wurden die Berge, aber zugleich umzog es sich immer bedrohlicher. Schließlich ritten wir mit einbrechender Dämmerung gründlich eingeweicht in dem Dorfe Zacha ein, wo wir hoch über dem Alpheios Notquartiere bezogen.

Das Regenwetter that indessen unserm Humor keinen Eintrag. In munterer Manöverstimmung ging's zur Dorfschenke, wo die primitiven Tische und Bänke als Vorboten der nahen Kultur der Seeküste mit lautem Halloh begrüßt wurden. Bald war die Gesellschaft vollzählig bei denselben versammelt und begann nun, bereits mit dem Geschmack des Rezinatweines ausgesöhnt, den Abschied von der Wildnis Arkadiens beim fröhlichen Becher zu feiern. Bis gegen Mitternacht erschollen deutsche Kommerslieder zum Alpheios hinab, der gewiß nicht weniger erstaunt als die Dorfbewohner den barbarischen Klängen lauschte. Dann legte sich einer nach dem andern still auf das Stroh und die Teppiche, mit welchen die Stuben nebenan in ein Massenquartier verwandelt waren. Wein und Ermüdung sorgten dafür, daß bald ein tiefer Schlaf sich aller bemächtigte.

Digitized by Google

Elis.

Zum Ritt nach Olympia hatte sich das Wetter wieder etwas geklärt, und um 7 Uhr früh konnte unsere Karawane mit dem langen, beschwerlichen Abstieg zum Alpheios beginnen. Zu unserer Freude sollte auch diesmal der Fluß durchritten werden. Der Regen hatte ihn etwas geschwellt, und wir mußten daher eine gute Strecke aufwärts reiten, bis eine bequeme Furt gefunden war. Die Tiere, an Flußübergänge gewöhnt, betraten furchtlos das Wasser, die mit Gepäck beladenen fanden sich von selbst am jenseitigen Ufer ein, die andern trugen ihre Reiter mitsamt dem Führer, der hinten aufgesprungen war, sicheren Schrittes hinüber. Drüben war Sammlung befohlen, und wir erkannten bald, wie notwendig dies war: der Alpheios, ganz sich selbst überlassen, verteilt sich hier in zwei große Arme und viele Rinnen, das ganze Thal verschlammend und versandend; man muß daher kundige Führer haben, um sich zwischen den Sandbänken, Sümpfen und Wassertümpeln hindurchzufinden. Der zweite Flußarm wurde auf dieselbe Weise überschritten und in flottem Tempo ging's dann auf dem festen Boden der nördlichen Thalhänge stromabwärts, bis plötzlich ein neuer, in einheitlichem Bett breit und reißend fließender Strom uns Halt gebot. Es war dies der Ladon, der vom nordarkadischen Hochgebirge kommend, sich hier in den Alpheios ergießt. Auch er wurde ohne Unfall durchritten.

Nun zogen wir in der fruchtbaren, noch mit reichlichem Baumwuchs geschmückten Landschaft Elis ein und kamen ungehindert bis Aspra Spitia, vier Stunden vor Olympia auf sanftem Abhang am rechten Ufer des Alpheios gelegen. Hier hielten wir in den Dorfstraßen gelagert Mittagsrast und ver-

Digitized by Google

zehrten zu reichlich genossenem Rezinat den Rest unserer Konserven. Die frohe Erinnerung an die glücklich bestandenen Fährlichkeiten, andererseits die verlockende Aussicht auf die Fleischtöpfe Olympias versetzten die Gesellschaft rasch in gehobene Stimmung. Aber auch bei den Treibern ging's hoch her, indem ihnen ihr Anführer Angelis zur Feier seines Namenstages reichlichen Wein spendete. So ging es beim Aufbruch recht stürmisch zu, und es wurde ziemlich wild losgeritten. Doch bald sollte eine jähe Abkühlung folgen: ein Reiter bemerkte einen Baumast zu spät, und im letzten Augenblick sich zur Seite neigend fiel er nicht unbedenklich herab. Zu allem hin trat jetzt auch reichlicher Regen ein. Ganz ernüchtert und durchnäßt erreichten wir ein Dorf, wo wir zwei Stunden vergeblich auf Besserung warteten. Als wir endlich abreiten konnten, war der lehmige Pfad so halsbrecherisch schlüpfrig geworden, daß selbst unsere treuen Saumtiere unsicher wurden und noch manchen Reiter mit sich in den Schmutz legten. Doch kam dabei niemand mehr zu Schaden. So erreichten wir mit Mühe und Not bei einbrechender Nacht völlig durchnäßt das Ausgrabungsfeld von Olympia, wo bereits eine zahlreiche Gesellschaft, die mit der Bahn aus Athen eingetroffen war, in den beiden Gasthäusern am Kladeos nicht ohne Sorge unser harrte.

So rührend die warme Anteilnahme war, mit der wir allerseits empfangen wurden, so empfanden wir es doch schmerzlich, daß die geschonte städtische Gesellschaft bereits die meisten Betten der Gasthäuser im Thal in Beschlag genommen hatte. Die Mehrzahl der müden, durchnäßten Reiter konnte es sich vor dem Abendessen nicht einmal bequem machen und mußte spät in tiefer Nacht noch mit Laternen den steilen, schlüpfrigen Weg nach dem hoch über dem Kladeos ge-

Digitized by Google

legenen Dorfe Druwa hinaufklettern, wo für weitere vier Nächte enge Quartiere bezogen wurden. Abgesehen von diesem Mißstand — etwas wie ein Bett bekam übrigens jeder — waren wir in Olympia aufs beste verpflegt. Die gute Kameradschaft, welche die Reitgenossen verband, dehnte sich während der gemeinsamen Vorträge und Mahlzeiten auf die ganze Gesellschaft aus und wurde allabendlich bei frohem Lieder- und Becherklang aufs neue besiegelt. Dabei wurde am zweiten Tag Ernst Curtius, dem wir die Ausgrabung von Olympia in erster Linie verdanken, mit Toast und Telegramm geehrt; am letzten Abend war natürlich Dörpfeld der Gefeierte, dem die Gesellschaft den schuldigen Dank in einmütiger Begeisterung zollte.

Olympia, einst der religiöse Mittelpunkt der weiten hellenischen Welt, ist seit den Ausgrabungen des deutschen Reiches wieder zu einem gefeierten Wallfahrtsorte der Verehrer des alten Griechenlands geworden. Seine ehrwürdigen Tempel sind wieder dem Schutt entstiegen, gerade so, wie sie, auf Geheiß eifernder christlicher Machthaber niedergebrannt, vom Erdbeben hingestreckt dalagen, ehe sie unter den Sandmassen des Kladeos verschwanden. Da liegen die kolossalen Säulen des Zeustempels, wie umgefallene Geldrollen, Trommel über Trommel hingestürzt. Man kann im Geiste noch leicht den Wunderbau wieder aufrichten, der einst Phidias' Meisterwerk, die Statue des Zeus aus Gold und Elfenbein, beherbergte. Im nahen Heratempel am Fuß des Kronoshügels ist uns der Unterbau des ältesten Tempels auf griechischem Boden erhalten. Er war ursprünglich noch ganz aus Holz erbaut und bis zu Ende mit Holz bedacht; nur allmählich wurden die hölzernen Säulen durch steinerne ersetzt. Daher zeigen die erhaltenen Säulenreste durchgehends

Digitized by Google

verschiedenes Maß und Material, und von den Baugliedern des Daches fehlt jede Spur. Von der Wand der Cella des Tempels steht nur noch der etwa meterhohe Steinplattenunterbau aufrecht; darüber erhoben sich einst dicke Lehmwände aus ungebrannten Luftziegeln. Dazwischen steht noch das Postament der berühmten Hermesstatue des Praxiteles; weich in die Lehmmassen der eingestürzten Wände gebettet wurde hier dieses Meisterwerk klassischer Plastik aufgefunden, das jetzt als edelste Perle in dem reichen Schatze des Museums zu Olympia prangt. Übersichtlich breiten sich rings die einfachen, aber zweckmäßigen Anlagen des Festplatzes vom Stadion bis zu den Übungshallen der Wettkämpfer in wohlerhaltenen Grundrissen aus. Die Schatzhäuser der griechischen Staaten, die Prachtbauten eines Philipp von Macedonien, eines Nero und Herodes Attikus zeugen von dem edlen Wetteifer, mit dem Griechen und Griechenfreunde unaufhörlich an der Verschönerung des ehrwürdigen Festplatzes gearbeitet haben.

Unvergeßlich ist mir die unverdrossene Führung Dörpfelds, insbesondere der Vormittag des zweiten Tages, der Gipfelpunkt des bewunderungswürdigen Giro. Nach Darstellung der Baugeschichte des Zeustempels ging er zum Heratempel über, wo der unermüdliche Mann noch in mehrstündiger, fesselnder Rede seine Ansicht über die Entstehung des dorischen Stils aus dem Holz- und Luftziegelbau der mykenischen Zeit überzeugend begründete und allgemeine Zustimmung fand, als er den Bau des ursprünglichen Holztempels an dieser Stelle bis ins Jahr 1000 vor Christus hinaufrückte. Unvergeßlich ist mir auch die heimatliche Stimmung der im Frühlingsregen sprossenden Hügellandschaft von Olympia. Die ländliche Umgebung der beiden einsamen Wirts-

Digitized by Google

häuser im Thal, der vertraute deutsche Laut, der von überall entgegentönte, die milde feuchte Frühlingsluft und, wohin das Auge reichte, die grünenden Bäume auf sprossenden Feldern: das alles stimmte zusammen, den behaglichen Eindruck einer gemütlichen deutschen Sommerfrische zu erwecken. Ich nahm Abschied von der liebgewonnenen Stätte, indem ich am letzten Tag den höchsten Hügel bei Druwa erstieg, wo ich an kühlem, tauigem Morgen einen unvergeßlich schönen Rundblick genoß. Zu meinen Füßen lag ausgebreitet wie im Plane das weite Ausgrabungsfeld, überragt von dem dicht mit grünem Gestrüpp bewachsenen Kronoshügel. Die Thäler der beiden Flüsse, welche sich hier vereinigen, dringen tief in die hohen Gebirge Arkadiens ein. Sanfte grüne Hügel begleiten das breite Alpheiosthal, das sich dem Meere zu in eine große, dörferreiche Ebene erweitert. Weit draußen erglänzt als schmaler Lichtstreifen das jonische Meer mit der Insel Zakynthos und Kephallenias Riesenberg. Eine wahrhaft klassische Landschaft, verklärt von dem elysischen Duft eines griechischen Frühlingsmorgens.

* * *

Inselreise.

Die Inselreise des deutschen archäologischen Instituts zu Athen nahm am Morgen des 16. April im Piräeus ihren Anfang. Auf dem gemieteten griechischen Raddampfer „Iris" versammelten sich zur festgesetzten Stunde gegen fünfundsechzig Personen, und bald war auch der letzte Platz im Schiff besetzt. Die Teilnehmer an dem Ritt durch den Peloponnes hatten sich so ziemlich vollzählig wieder zusammengefunden: Engländer, Amerikaner, Franzosen und Slaven in vermehrter Auflage; auch das deutsche Element trat, wenn

Digitized by Google

auch kaum entsprechend, verstärkt auf. Diesmal waren sogar einige Damen, darunter Frau Professor Dörpfeld, mitgekommen.

Eine prachtvolle Ausfahrt aus der tiefen Hafenbucht des Piräeus bildete den verheißungsvollen Beginn. Der sonnige Morgen ließ Land und Meer in hellen Farben erstrahlen. Weiß erglänzte die Hafenstadt, über ihr Athen, von dem Marmor der Akropolis gekrönt. Der schöne Kranz der Berge von Aigaleos bis zum Hymettos lag klar in der Morgensonne; nur die Gipfel des Parnes und Pentelikon trugen Wolkenkronen. Die schöne Morgenfahrt an Psyttaleia und Salamis entlang, an dem weltberühmten Schauplatz der Völkerschlacht vorbei, leitete die Reihe erhabener Genüsse, die unser harrten, würdig ein. Schon um Mittag durften wir bei Sunion landen und von dem herrlichen Athenatempel auf steilem Vorgebirge den entzückenden Blick über die weite Inselandschaft genießen, die wir nun acht Tage lang durchstreifen sollten. Der Morgen des zweiten Tages fand uns auf dem hohen Grabhügel inmitten der Strandebene von Marathon, dort, wo um die tapfere Schar des Aristides der Kampf am heftigsten getobt hat. Dann öffneten sich uns die schönen Gestade des Euripus zwischen den waldigen Höhen Nord-Attikas und den schneebedeckten Berggipfeln der Insel Euböa; Rhamnus, Eretria und Oropos mit seinem Heiligtum des Amphiaraos in abgeschiedenem Waldthal war unser Ziel. Am Morgen des 20. April sahen wir vom Berge Kynthos auf Delos die Sonne strahlend hinter den Inseln Asiens emporsteigen und feierten das Erscheinen des flammenden Gestirns auf der Stätte, wo nach griechischer Sage Apollo, der Sonnengott, das Licht der Welt erblickt hat. Dann wandten wir uns westwärts und

Digitized by Google

landeten bei Kalauria, um zu der Stelle empor zu pilgern, an der Demosthenes vor macedonischen Schergen flüchtend den Tod suchte; die Fundamente des Poseidontempels deckte damals grüne Rasendecke, die aber von den anwesenden Schweden noch in demselben Sommer gelüftet wurde. Der Nordküste von Argolis entlang weiterfahrend besuchten wir die verlassenen Stätten von Troezen und Epidauros. Zum Schluß erstiegen wir die steile Höhe des Athenatempels von Ägina, der mit dem Apollotempel von Phigalia an Schönheit und Lage wetteifert. Noch einmal ließen wir die Blicke über die schönen Gestade des saronischen Golfes von Sunion bis Kalauria schweifen, dann wandten wir uns dem Piräeus und Athen zu, deren weiße Häusermassen freundlich aus der attischen Ebene uns entgegenleuchteten.

Zwischen diesen Höhepunkten der Reise lagen lange Strecken behaglicher Seefahrt, während welcher die gemeinsamen Mahlzeiten auf dem Schiffe eingenommen wurden. Die gleichmäßige gute Verpflegung, der gleichförmige Verlauf der Nächte in den Kabinen des Dampfers, das prachtvolle beständige Frühlingswetter bildeten einen scharfen Gegensatz zur Peloponnesreise. Müßig saßen die Teilnehmer viele Stunden des Tages auf Deck und hatten reichlich Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Jetzt war der einigende und reinigende Einfluß gemeinsamer Gefahr und Anstrengung weggefallen, und die Gesellschaft zerfiel rasch in Gruppen und Grüppchen, zunächst nach Nationalitäten, dann aber bildeten sich auch unter der deutschen Hälfte kleinere, deutlich unterschiedene Kreise: auf der einen Seite die glücklichen Inhaber akademischer Lehrstühle, auf der andern die im Dienst ergrauten Schulmänner, dazwischen die zahlreiche akademische Jugend; diese selbst teilte sich wieder in die

Digitized by Google

stolzen jungen Akademiker, die Privatdozenten und solche, die es werden wollten, andererseits in das kleine Häuflein derer, die den Gedanken an ein Schulamt nicht von vorn herein schaudernd von sich wiesen. In dem regen Verkehr, den diese Gruppen auf engem Raume bunt untereinander gemischt unterhielten, gewann der aufmerksame Beobachter manchen interessanten Einblick in Stimmung und Gesinnung der verschiedenen Kreise. Da stand neben der ehrwürdigen Gestalt des edlen, feinsinnigen älteren Universitätsprofessors der junge Streber, der seiner Hoffart und Menschenverachtung unumwunden Luft machte. Man ahnte etwas von dem Kampf ums Dasein, der in der sturmbewegten Gelehrtenrepublik und um ihre gefürchtetste Wetterecke, die Archäologie, tobt. Man flüchtete gerne in den harmloseren Kreis der Gymnasiallehrer, deren friedfertiger und bescheidener Sinn die alte Wahrheit bestätigte, wie gut es für den Menschen ist, sich zu beschränken. So hatte die Inselreise neben der wissenschaftlichen Ausbeute, neben dem genußreichen Wechsel der Landschaftsbilder noch eine Frucht von höherem Werte gezeitigt: den lebhaften Eindruck von dem häßlichen Kampf um den Ruhm, der leicht den Charakter verdirbt, während ein stiller Beruf, in Treuen ausgeübt, ihm Lauterkeit, Ruhe und Frieden zu verleihen schien.

Digitized by Google

Ostern in Athen.

Das moderne Athen ist seit 1834, wo der neuerwählte König Otto den berühmten Ort zu seiner Residenz bestimmte, aus einem ärmlichen Albanesendorf zu einer saubern, regelmäßig gebauten Stadt europäischen Stils herangewachsen. Der Fremde findet daselbst heutzutage alle Bequemlichkeiten zivilisierten Lebens und kehrt daher aus der Unkultur des Orients und des übrigen Griechenlands immer wieder gerne dahin zurück. In den geradlinigen, durch den Marmor des Pflasters und der Gebäude blendend weißen Straßen drängt sich eine bunte Menge, der peinlich nach Pariser Mode gekleidete griechische Stutzer neben dem das Nationalkostüm treu bewahrenden Albanesen und Inselgriechen, dazwischen die zahlreichen Fremden aller Nationen. Aus dem babylonischen Sprachengewirr tönt siegreich die neugriechische Landessprache hervor, welche auch in den Aufschriften immer mehr die europäischen Sprachen verdrängt. Ein reger Wagenverkehr belebt die Wege, man vermißt weder die europäische Droschke noch die Straßenbahn. Prächtige öffentliche Gebäude, einladende Gast- und Geschäftshäuser begleiten die breiten, von Bäumen beschatteten Boulevards der Neustadt. Ein hocherfreuliches Bild fortschreitender Kultur und erfolgreichen Aufstrebens.

Digitized by Google

In dieser schmucken Stadt erlebte ich das griechische Ostern. Lebhaftes Schießen auf den Straßen und das unaufhörliche gellende Schlagen aller Kirchenglocken lud von allen Seiten zur Anteilnahme am höchsten Feste der Christenheit ein. Und so folgte auch ich der Menge der Gläubigen und besuchte einige der Gotteshäuser, welche durch die Stadt Athen hin zerstreut liegen. Überall derselbe Anblick: byzantinischer Gewölbestil, Einrichtung und Ausstattung der Kirche nach demselben Schema. Überall dieselbe Zeremonie: dort der Priester Liturgien absingend, hier die Gemeinde mit brennenden Kerzen in den Händen; beide bekreuzen sich eifrig bei regelmäßig wiederkehrenden Stellen. Für den Fremden, der keine Silbe der eintönigen Litanei versteht, hat diese Art von Gottesdienst wenig Reiz, und er hat Muße sich den Raum, in welchem er sich befindet, anzusehen. Das höhere Mittelschiff der Kirche zwischen zwei niederen Seitenschiffen gleicht unsern Gotteshäusern, nur daß weder Sitzbänke noch Betstühle angebracht sind. Stehend drängt sich die Menge nach dem Hintergrund, wo der Pope auf erhöhten Stufen vor einer mit reichem Zierat und schönen Gemälden geschmückten Querwand steht. Drei Thüren führen durch dieselbe in das Allerheiligste, den halbrunden Chor, in welchem der „heilige Tisch" mit dem Evangelium und dem Kruzifix steht. Nur durch das Gitterwerk der beiden seitlichen Thüren dringt der Blick des Laien in das geheimnisvolle Halbdunkel des Altarraums.

Wenig erbaut durch die erste Bekanntschaft mit dem griechischen Ritus erkundigte ich mich über die Hauptveranstaltungen zur Feier des Karfreitags und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß der Hauptgottesdienst erst nach Sonnenuntergang beginne und nach herkömmlichem Verlauf mit einer öffentlichen Prozession durch die Hauptstraßen der Stadt

Digitized by Google

endige, einer Zeremonie, mit welcher jede Kirchengemeinde in symbolischer Weise ihren Christus zu Grabe trage. So beschloß ich, wenigstens letztere anzusehen, und postierte mich unter der wartenden Menge in der Athenastraße (ὁδὸς Ἀθηνᾶς) an geeignetem Punkte.

Die Straße war festlich beflaggt und illuminiert, zu beiden Seiten bildete eine werktäglich gekleidete, plaudernde Menge Spalier, alle Fenster waren dicht besetzt. Zunächst kamen die Prozessionen aus den kleineren Kirchen. Voran trugen Knaben die heilige Bahre; ihnen folgte die Geistlichkeit und der Kirchenchor, die vorgeschriebenen Litaneien absingend. Hieran schloß sich die Gemeinde, ein ungeordneter, zwanglos plaudernder Haufe; ein jedes trug eine brennende Kerze und bekreuzte sich von Zeit zu Zeit, um den heiligen Zweck seines Ganges nicht völlig zu vergessen. Auch die Zuschauer an den Fenstern nahmen jetzt brennende Lichtlein zur Hand. Denn schon nahte der feierliche Aufzug von der Haupt- und Staatskirche, der μητρόπολις von Athen. Eine besonders prächtige Bahre, ein Kruzifix und Kirchenfahnen eröffneten den Zug; hinter der Geistlichkeit und den Chorknaben schritten der Kronprinz und die Minister, Offiziere und Beamte, jeder eine Kerze tragend; in endlosem Zug drängte die Menge nach.

Schon schien alles glücklich vorüber, als plötzlich die Erde zu beben begann. Mit einem ängstlichen Aufschrei flüchteten die Zuschauer von den Fenstern ins Innere der Zimmer; der Zug stockte. Aber sofort bemerkte man, daß der erste Stoß, der der heftigste zu sein pflegt, keinen Schaden angerichtet hatte, und in immer sanfter werdenden Schwingungen beruhigte sich die Erde fühlbar. Die Prozession schritt weiter, und die Zuschauer zerstreuten sich allmählich, eifrig über den σεισμός debattierend.

Digitized by Google

Das Erdbeben ist in Griechenland noch heute, wie im Altertum, eine schwere Landplage, da fast kein Jahr vergeht, ohne daß in irgend einer Provinz, auf irgend einer Insel große Verluste an Eigentum und Menschenleben entstehen. Ostern 1894 war der Herd der Erschütterung an der Küste Böotiens. Dort am Euripus bildete sich ein viele Kilometer langer Erdspalt, und das Meeresufer sank allmählich unter donnerähnlichem Getöse ins Wasser ab. Längs der Küste war kein Dorf mehr bewohnbar, und der erste Stoß hatte über dreihundert Bewohner getötet. Er war auch in Athen am Palmsonntag Nachmittag in erschreckender Stärke fühlbar gewesen und hatte eine allgemeine Panik erzeugt. Erst als man die Ursache der Erschütterung erfuhr und erkannte, daß es sich in Athen nur um die auslaufenden Wellen jenes lokalen Erdbebens handelte, beruhigte sich das Volk und ließ sich durch die Thatsache ermutigen, daß Athen die einzige griechische Stadt ist, welche seit Menschengedenken noch niemals ernstlich vom Erdbeben beschädigt wurde. Immerhin dauerte diesmal die Erschütterung mehrere Wochen, und es verging kaum eine Nacht, in der man nicht tüchtig aus dem Schlaf gerüttelt wurde. Doch wie an alles, gewöhnt sich der Mensch schließlich auch hieran und spottet der Gefahr, die mit ihm zu spielen scheint.

Der feierlichste Moment der griechischen Karwoche ist die Mitternachtsstunde von Ostersamstag auf Ostersonntag. Die orthodoxe Kirche bietet hier alles Festgepränge auf, das ihr zu Gebote steht, um den nächtlichen Gottesdienst recht prächtig und imposant zu gestalten. Für diesmal hatte man, wohl des Erdbebens wegen, auf dem freien Platz der Metropolitankirche, wo die Hauptfeier stattfinden sollte, ein viereckiges Podium aus Holz aufgeschlagen und ringsum mit

Digitized by Google

flackernden Gasflämmchen illuminiert. Schon lange vor Beginn der heiligen Handlung füllte eine schaulustige Menge lärmend den Platz; die Fenster und Dächer der umliegenden Häuser waren dicht besetzt. Die ganze Umgebung des Platzes und die Kirche selbst war festlich beflaggt und illuminiert. Das Publikum vertrieb sich die Zeit mit Abfeuern von Freudenschüssen und allerhand Feuerwerk; zischend stiegen Raketen von den benachbarten Dächern zum sternenhellen Nachthimmel auf.

Es ist unterdessen elf Uhr geworden. Jetzt schreiten die Popen aus der Vorhalle der Kirche die Stufen herab in goldgestickten, glänzenden Festgewändern, die hohe, kürbisförmige, goldene Tiara auf dem Haupt. Um den Altar in der Mitte des Podiums, der die heilige Bahre trägt, schicken sie sich an, die Ostermesse zu zelebrieren. Unterdessen fahren die Generale und Minister in Gala vor und nehmen mit ihren Damen auf dem Podium Platz. Militär zieht auf mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen und bildet dichtes Spalier um Podium und Zufahrtstraße.

Jetzt beginnt die Geistlichkeit die heilige Handlung. Diese besteht wiederum im Absingen einer endlosen Liturgie, auf deren monotones Leiern ein Chor mit näselnden Stimmen unisono respondiert, während die Gemeinde sich damit begnügt, in der Linken die brennende Kerze, mit der Rechten sich unaufhörlich zu bekreuzen. Die Fernerstehenden bezeugen ihre Teilnahme durch Schießen und Feuerwerk. Kurz vor Mitternacht fährt der Hof vor. Die Truppen präsentieren auf lautes Kommando unter dröhnender Musikbegleitung. Dies unterbricht jedoch keineswegs den lärmenden Gesang der Popen, der unentwegt fortdauert, bis die Mitternachtstunde schlägt. Da gebietet ein militärisches Signal vom

Digitized by Google

Turme Stille, und mit lauter Stimme verkündet der Priester: Der Herr ist erstanden! Als Antwort erschallen sofort gellende Kommandorufe: die Truppen präsentieren, die Musik intoniert den Präsentiermarsch. Das Geknatter der Freudenschüsse und aufsteigenden Raketen erreicht seinen Höhepunkt.

Nachdem sich der betäubende Lärm etwas gelegt hat, beginnen die Liturgien von neuem. Nun aber fährt der Hof weg, die Truppen erweisen ihm die militärischen Ehren und ziehen dann mit klingendem Spiele ab. Auch die Menge lichtet sich allmählich, während die Geistlichkeit unausgesetzt fortleiert. Sie scheint immer dieselbe eintönige Melodie zu singen, die kaum über drei dicht nebeneinander liegende Töne verfügt und bei dem näselnden Vortrag einen recht unmelodischen Eindruck macht. Kein Orgelspiel, überhaupt kein Musikinstrument begleitet die heiligen Gesänge. Endlich um ein Uhr ziehen sich die Popen nach der Vorhalle der Kirche zurück, von deren Stufen sie dem Volke Heiligenbilder hinter Glas und Rahmen zum Kusse darreichen. Dann verschwinden sie im Innern der Kirche, wohin ihnen nur noch wenige Andächtige folgen. Das gellende Schlagen sämtlicher Glocken begleitet die Menge auf dem Heimweg, während drinnen in der Kirche die Zeremonie ihren Abschluß findet.

Für das Osterfest selbst haben sich die Griechen eine eigene, sinnige Sitte erhalten: das feierliche Braten des Osterlammes. Wer am Ostermorgen durch die dorfähnlichen Vorstädte wandert, kann die einfachen Leute in dieser Osterfeier beobachten. Vor jedem Häuschen sitzen die Bewohner auf der Erde im Kreis um ein spärliches Feuer versammelt, über dem am hölzernen Spieß ein ganzes Tier langsam gebraten wird. Viele geben der Bereitung des Osterlammes durch Absingen einer Osterliturgie eine religiöse Weihe. So genügsam der

Digitized by Google

arme griechische Landbewohner im übrigen Teil des Jahres ist, am Osterfeste sorgt er sich für einen Osterbraten und thut dann auch im Essen gerne zu viel. Er glaubt diesen Genuß reichlich verdient zu haben; hat er doch eine Fastenzeit von achtundvierzig Tagen hinter sich, in welcher er sich aller tierischen Nahrung, selbst der Fische, enthält, auch Milch, Butter, Käse und Eier verschmäht, um nur von Früchten, Mehlspeisen, Wein und Öl, von rohem Knoblauch und Gemüse zu leben. Man muß die bewunderungswürdige Anspruchslosigkeit dieser Leute kennen gelernt haben, um dies für möglich zu halten.

Digitized by Google

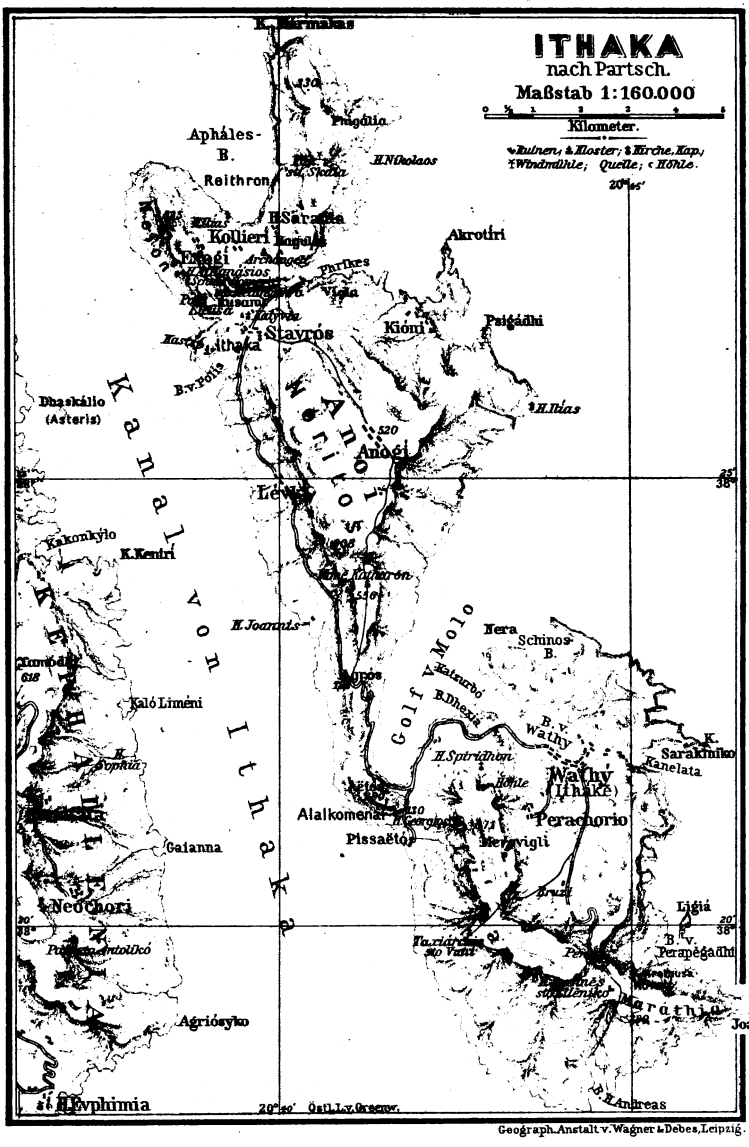
Ithaka.*)

Schnell und sicher enteilte das Fahrzeug; selber ein Falke
Hätt' es nicht eingeholt, der geschwindeste unter den Vögeln,
Also durchschnitt der eilende Kiel die Fluten des Meeres . . .
Und ein erquickender Schlaf bedeckte die Augen Odysseus'.
Od. 13, 86—88. 79.

Schlafend, wie einst der fromme Dulder Odysseus, so kam auch ich in kurzer Nachtfahrt nach dem Lande meiner Sehnsucht. Der gleichmäßige Schlag des Dampfrads förderte nicht weniger sicher und rasch durch die nächtlichen Fluten als der kräftige Arm der rudernden Phäaken. Aber nicht so ungestört sollte ich des erquickenden Schlafes genießen: schon die Insekten, die Gastgeschenke der modernen Phäaken, sorgten dafür, daß ich den Augenblick nicht verschlief, wo der langsamere Gang des Dampfers die nahe Landung verkündete. Auch der Wolkensammler Zeus versäumte nicht, auf diesen denkwürdigen Augenblick aufmerksam zu machen. Er hatte ein gewaltiges Gewitter um die Felsgipfel Ithakas aufgetürmt und begrüßte das Schiff mit rollendem Donner und prasselndem Regenguß. Doch dieses kümmerte sich wenig um sein Toben: bald hielt es sicher geborgen in der „Bucht des Phorkys" und, wie um des Sturmes zu spotten,

*) Vergleiche hierzu die nebenstehende Karte aus Bädekers „Griechenland."

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

der oben in den Felsen heulte, begann es, ohne Anker und Tau stilliegend, die Ausschiffung der Passagiere und Waren. Schwarze Nacht erfüllte noch die Bucht, doch die grellen Blitze, die von Zeit zu Zeit die schützenden Felshänge rings und die friedliche Hafenfläche erleuchteten, zeigten unserm Kahne den Weg zu dem freundlichen Städtchen, das im Halbkreis das Ufer erfüllt.

Drei Mann hoch — ein Gymnasialprofessor aus Berlin, ein Bayer und ein Württemberger, die es noch werden wollen — waren wir in der frühen Morgenstunde von Patras her in Wathy, dem heutigen Vorort der Insel Ithaka, angekommen und hatten zunächst im „Hotel Parnassos", der bescheidenen Herberge des Ortes, Wohnung genommen, um in Ruhe das Ende der Nacht und des Unwetters abzuwarten. Als wir neugestärkt in den frischen Morgen heraustraten, erstrahlte die schöne Bucht in klarem Sonnenschein, und wir erkannten mit Erstaunen Zug für Zug der homerischen Beschreibung wieder:

Phorkys, dem Greise des Meers, ist eine der Buchten geheiligt
In der Ithaker Land, wo zwei vorragende schroffe
Felsenspitzen sich an der Mündung des Hafens begegnen.
Diese zwingen die Flut, die der Sturm lautbrausend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig am stillen Ufer des Hafens
Ruhn ohne Anker fest die wohlgezimmerten Schiffe.
Hinten grünt am Gestad' ein weitumschattender Ölbaum.

(Od. 13, 96 ff.)

Vor uns liegt das geräumige Hafenbassin, ruhig im Glanze der Morgensonne, keine Welle verrät die vergangene Gewitternacht. Rings in hohe, steile Felshänge gebettet, zeigt die Bucht nur nach Norden einen schmalen Ausgang, dort wo die Thalufer in schönen Vorgebirgen auslaufend sich zu begegnen scheinen. Damit aber auch durch diese enge Einfahrt die Brandung vom hohen Meer her keinen Ein-

Digitized by Google

gang finde, steigt gegenüber das mächtige Kalkgebirge Nord-Ithakas, nach Od. 13, 351 Neritos genannt, bis zu achthundert Meter über dem Meeresspiegel auf, Wind und Wellen auch von Norden her abwehrend. Die vortreffliche Wirkung der umgebenden Gebirge hatten wir ja selbst bei unserer Landung erproben dürfen. Dabei ist das Fahrwasser von beträchtlicher Tiefe und völlig klippenfrei; es hat der heutigen Stadt Wathy (Βαθύ „tief") den Namen gegeben. Wer daher überhaupt an die Ortskenntnis Homers glaubt, muß notwendig in dieser Bucht den Phorkyshafen wiedererkennen, zumal da keine der zahlreichen Buchten Ithakas diese seltenen Eigenschaften in so vollkommener Weise vereinigt.

Natürlich fehlen dieser klassischen Landschaft auch die Ölbäume nicht. An jenen ehrwürdigen Ahnherrn, unter dessen schattiges Laubdach die Phäaken den schlummernden Odysseus betteten, erinnern noch zahlreiche Nachkömmlinge, die das Städtchen in mattgrünem Kranz umschatten und vom Gestade des Meeres an das fruchtbare Thälchen füllen, das in Verlängerung der Bucht südwärts ins Gebirge ansteigt.

Homer fährt nun an oben zitierter Stelle fort:

Eine Grotte, nicht fern von dem Ölbaum, lieblich und düster,
Ist den Nymphen geweiht, die man Najaden benennet.
Steinerne Krüge darin und zweigehenkelte Urnen
Stehen umher: und Bienen bereiten Honig darinnen.
Aber die Nymphen weben auf langen steinernen Stühlen
Feiergewänder, meerpurpurn gefärbt, ein Wunder zu schauen.
Unversiegbare Quellen durchrinnen sie. Zwei sind der Pforten:
Eine gen Mitternacht, durch welche die Menschen hinabgehn,
Mittagwärts die andre geheiligte: diese durchwandelt
Nie ein sterblicher Mensch, sie ist der Unsterblichen Eingang.
(Od. 13, 103 ff.)

Schon im Altertum haben die Gelehrten der alexan-

Digitized by Google

driniſchen Zeit nach einer Grotte auf Ithaka geſucht, die der homeriſchen entſpräche, haben aber keine gefunden. Unſer neualexandriniſches Zeitalter hat ſich hierin findiger erwieſen; es hat in dem Bergabhang über Wathy, allerdings ſchon recht hoch über dem Meere, eine Felshöhle entdeckt, an der man weſentliche Züge der Beſchreibung Homers wiederzuerkennen glaubt. Dieſer ſogenannten Nymphengrotte galt unſer erſter Ausflug. Wir hatten ſofort beim Aufſtieg Gelegenheit, an unſerm eigenen Leibe zu verſpüren, daß ſie keineswegs „nicht fern von dem Ölbaum“ liegt, ſondern weit jenſeits der bebauten Zone in der Steinwüſte des Felsgebirges, faſt zweihundert Meter über dem Meeresſpiegel. Wohl dreiviertel Stunden ging es ſteil bergan auf ſteinigem Felspfad in dem heißen Dampfe, der von den kahlen, friſchberegneten Hängen unter den Strahlen der Vormittagſonne aufſtieg. In beinah aufgelöſtem Zuſtande kamen wir oben an, beſchloſſen aber, nichtsdeſtoweniger der Grotte ohne Übelwollen näher zu treten.

Der einzige für Menſchen gangbare Weg führt von Nordweſten her in die Höhle; es iſt ein kurzer, ſchmaler Felsſpalt, der leicht, wie es in der Odyſſee geſchieht, durch Steine verbaut werden kann. Man betritt hinabſteigend eine ziemlich geräumige Tropfſteinhöhle, deren immer befeuchtete Bodenfläche ſich nach Süden neigt, wo ſie in einem ſich raſch verengenden, aufwärts ins Innere des Berges ſich verlierenden Gange endigt. Sobald ſich die Augen an das Dunkel der Höhle gewöhnt haben, bemerkt man plötzlich einen Lichtſtrahl, der, von oben eindringend, einen bläulichen Fleck auf dem dunkeln Boden erzeugt; ihm nachblickend ſieht man durch ein Loch in der Deckenwölbung ein Stückchen blauen Himmels freundlich hereinlachen. Man hat nun die

Digitized by Google

Wahl, entweder den dunkeln Gang ins Erdinnere oder die Lichtöffnung himmelwärts für den Weg der Unsterblichen zu halten. Die Tropfsteingebilde sind leider vielfach zerstört und bedecken mit ihren Trümmern den Boden; aber wer einmal Gelegenheit hatte, solche Bildungen in ungestörter Entfaltung zu beobachten, der wird zugeben müssen, daß die unaufhörlich rinnenden Wasser, die steinernen Krüge und zweihenkligen Urnen bei Homer, besonders aber das herrliche Bild von den langen, steinernen Webstühlen der Wassernymphen auf eine Tropfsteinhöhle hindeuten.

Noch unzweideutiger als der Phorkyshafen ist in der Odyssee der Ort bezeichnet, wo sich der Dichter die Ställe des Eumaios denkt. Sie liegen nach 24, 150 am äußersten Ende der Insel, und zwar, wie wir 15, 36 erfahren, am Südende: Athena rät dort dem vom Peloponnes heimkehrenden Telemachos, um direkt zu Eumaios zu gelangen, an demjenigen Teile der Küste zu landen, den er, von Süden kommend, zuerst erreiche. Der Dichter denkt sich ferner den Meierhof „auf rings sichtbarem Ort“ (14, 6), oberhalb einer jäh abstürzenden Felswand. Odysseus sagt (14, 398 f.) bei Eumaios rastend zu diesem:

Kehret er nicht zurück, dein König, wie ich verkünde,
Alsdann hetze die Knechte, vom hohen Fels mich zu stürzen.

Und Athena weist den Odysseus vom Phorkyshafen zunächst zu seinem treuen Diener Eumaios mit den Worten:

Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Herde
Nahe bei Korax Felsen und bei dem Quell Arethusa.

Das Altertum kannte diesen „Rabenstein“ und seine Quelle und fabelte von einem Jäger Korax, der, einen Hasen verfolgend, in den Abgrund rannte, und von seiner

Digitized by Google

Mutter Arethusa, die sich im Schmerz um ihren Sohn an der nahen Quelle erhängte (Eust. ad Od. 13, 408). Diese Erzählung deutet auf eine Hochebene hin, welche an einer Stelle plötzlich senkrecht abfiel, so daß man im Ungestüm der Jagd in diesen Abgrund wie in einen Steinbruch hineinrennen konnte; man wird auch nicht irre gehen, wenn man die Quelle, das Sinnbild der Thränen der Mutter, dort sucht, wo sie den Leichnam des Sohnes liegen fand, am Fuße der Felswand.

Odysseus' Spuren folgend, wandten wir uns um die Mittagszeit von Wathy südwärts, um die „Ställe des Eumaios" aufzusuchen. Etwa eine Stunde ging's durch das mit prächtigen Ölbäumen erfüllte Thal auf angenehmer Straße zur Sattelhöhe hinan. Dort öffnet sich der Blick über das weite jonische Meer, im Osten und Süden von den Küsten des griechischen Festlands und den Gebirgen des Peloponnes begrenzt. Auf der Insel selbst bildet den Vordergrund das kühn vorspringende Südostkap Ithakas, welches, dem bis zu 670 Meter ansteigenden Gebirgstock Süd-Ithakas als mächtige Felsstufe vorgelagert, das völlig horizontale Hochfeld Marathia trägt. Dort also auf hoher Warte hätten wir nach des Dichters Angaben die Ställe des Eumaios, dort an den schroffen Felshängen des Vorgebirges die Quelle zu suchen, an der er seine Herde tränkte. Trotz des gebirgigen Charakters der Insel befindet sich hier heutzutage, wohl infolge der trostlosen Vernichtung jeglichen Baumwuchses an den Berghalden, nur noch eine einzige immerfließende Quelle. Mögen einst, als noch dichter Eichwald die Felsen beschattete, auch andere der steilen ins Meer abstürzenden Schluchten Wasser geführt haben, jedenfalls war die Quelle, die auch heute noch nicht ganz versiegt ist, schon damals die ansehnlichste und des

Digitized by Google

berühmten Namens würdigste. Sie mag daher den Namen Arethusa, den sie jetzt wieder führt, mit Recht tragen.

Zu dieser Quelle geht von der Straße ein steiler, steiniger Fußpfad links an den kahlen Uferhängen hinab in eine schroffe Schlucht, welche die Wasser der jetzt sehr zahmen Quelle zum Meer hinab ausgewaschen haben. Eine wohl 100 Meter senkrecht aufsteigende Felswand, in der man den Korazfelsen wiedererkennt, bildet den oberen Abschluß. Einst mag die Quelle direkt an seinem Fuß hervorgesprudelt sein, dort wo die Schlucht ihren Anfang nimmt; jetzt ist der klägliche Rest der Quelle, die nicht mehr die Kraft hat, oberirdisch abzufließen, erst weitere 100 Meter unterhalb auf dem halben Wege zum Meere durch künstliche Anbohrung des Gesteins wieder zugänglich gemacht. Hier am Rande des kühlen Borns, der als klarer Wasserspiegel eine kleine Felsenkammer füllt, zu dem man sich tief hinabbeugen muß, um Wasser zu schöpfen, saß es sich ganz behaglich unter dem wilden, überhängenden Dorngestrüpp, das an Stelle des Waldes die zerklüfteten Ränder der tiefeingeschnittenen Schlucht überwuchert. Der herrliche Blick auf das tiefblaue Meer zu unsern Füßen, das hier eine kleine Bucht mit vorgelagertem Inselchen bildet, und hinüber auf die sonnigen Gefilde Akarnaniens ließ die traurige Verödung der nächsten Umgebung vergessen.

Von der heutigen Stelle der Arethusa muß man sich fast zweihundert Meter hoch durch das Gestrüpp des ungebahnten Felshangs emporarbeiten, bis man zur Ebene Marathia hinaufgelangt. Die herbe Arbeit hat schon in manchem verdrossenen Bergsteiger Bedenken über die Identifizierung der Quelle mit der Arethusa Homers wachgerufen. Aber auch wenn man nicht zugeben will, daß die Quelle ursprünglich am oberen Ende der Schlucht, unmittelbar am

Digitized by Google

Fuße des Koraxfelsens, hervorgebrochen ist, so war der Aufstieg auf gebahntem Waldweg einst gewiß nicht so mühsam, wie heutzutage auf dem sonnendurchglühten Gestein. Wer vollends Gelegenheit nahm, die griechischen Schweine zu beobachten, wie sie mit ihren auffallend langen, kräftigen Beinen noch heute mit Ziegen und Schafen um die Wette auf den steilen Felsweiden umherklettern, der wird es kaum noch für undenkbar erklären können, daß Eumaios seine Herde so weit zum Wasser herabgeführt habe.

Als wir nach anstrengendem Aufstieg die Hochfläche betraten, wurden wir überrascht durch den imposanten Anblick des Gebirges der Nachbarinsel Kephallenia, das uns hier das erstemal aus der Nähe entgegentrat, da bisher der Felskamm Süd-Ithakas die Aussicht nach Westen versperrt hatte. Wir standen auf einer spitzig auslaufenden ebenen Fläche, welche den Eingang zu dem Sund, der beide Inseln trennt, beherrscht. Noch heute hausen hier einsame Hirten, mit ihren Herden, die, soweit sie sich nicht mit Zisternenwasser begnügen, ihr Trinkwasser aus der Arethusa heraufholen müssen. Nur die hohen Eichenwälder sind verschwunden, dafür bedecken Öl- und Weinpflanzungen abwechselnd mit Fruchtfeldern die Hochebene; die unfruchtbaren Felshänge dienen als Ziegenweide. Hier oben überraschte uns ein erneuter Regenguß, der uns zwang, in einer der ärmlichen Hütten Unterstand zu suchen. Da sprangen uns aber zum Willkommgruß fünf Hunde unter wütendem Gebell entgegen, und wir konnten, wie einst Odysseus, das schützende Häuschen nicht eher betreten, als bis der Hausherr mit wohlgezielten Steinwürfen die Meute verscheucht hatte. Da saßen wir nun mit der in Lumpen gehüllten Hirtenfamilie auf ebener Erde um ein spärliches Feuer, auf dem eine

Digitized by Google

Kräutersuppe kochte; doch zufriedenen Sinnes genossen wir, was man uns gastlich bot: Brot und Ziegenkäse zu Regenwasser.

* * *

Von den Ställen des Eumaios wandte sich der heimkehrende Odysseus direkt der Stadt zu. Tags zuvor war noch Eumaios dahin abgeschickt worden, um die Kunde von Telemachs glücklicher Heimkehr zu der geängsteten Mutter vorauszutragen. Am frühen Morgen ist er fortgegangen und, obwohl er, gehorsam der Weisung Telemachs, in der Stadt nicht verweilt, so kommt er doch erst spät am Abend zu den Ställen zurück (Od. 16, 1 ff. 452 ff.). Der Dichter denkt sich also die Stadt ca. fünf Stunden von der südlichen Hochfläche entfernt, also hoch im Norden der schmalen, in ihrer längsten Erstreckung ca. dreißig Kilometer langen Insel; der Weg dahin ist, ganz entsprechend ihrer gebirgigen Natur, als rauher und schroffer Felspfad gedacht (Od. 17, 196. 204).

Um die Ehre, Burg und Stadt des Odysseus getragen zu haben, streiten sich auf Ithaka zwei Punkte. Auf dem schmalen Isthmos, der die Nord- und Südhälfte der Insel verbindet, finden sich ausgedehnte Mauerreste einer uralten Ansiedlung, die, wie ein Adlerhorst auf steilem Felsgrat gelegen, schon in römischer Zeit von manchen für die homerische Stadt gehalten worden zu sein scheint (so von Cicero, de or. I. 44), die auch noch heute im Volksmund als „Burg des Odysseus" bezeichnet wird. Etwa fünfzehn Kilometer von diesem Punkt entfernt, ganz im Norden der langgestreckten Insel, findet sich dagegen eine Hafenbucht, die den auffallenden Namen „Bucht der Polis", das heißt der Stadt, führt, obgleich seit Menschengedenken hier keine Stadt mehr existierte; es scheint sich dieser Name aus griechischer Zeit

Digitized by Google

durch die Verödung der Insel im Mittelalter hindurchgerettet zu haben, trotzdem daß das Volk die Burg des Odysseus anderswo sucht und jetzt der Vorort, Wathy, heutzutage auch kurzweg „die Stadt" genannt, im Süden der Insel liegt. Diese Erwägung, unterstützt von den vielen Spuren der altgriechischen Ansiedlung und den Funden, die bis ins siebente Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, hat die Wissenschaft bestimmt, neuerdings immer übereinstimmender und zuversichtlicher die Umgebung der „Bucht der Polis" als die Stätte der homerischen Stadt zu bezeichnen. Hierzu kommen die gewichtigen Bedenken, die sich gegen den andern Punkt erheben. Die Stadt auf dem Isthmos hieß nach dem Zeugnis der alten Geographen Alalkomenae (s. Partsch in Petermanns Mitteilungen Suppl. XXI S. 58), während in der Odyssee der Vorort der Insel denselben Namen trägt wie die Insel selbst, daher neben Ithake meist kurzweg Polis „die Stadt" genannt wird. Wer vollends bei Wathy den Phorkyshafen, bei Marathia die Ställe des Eumaios ansetzt, für den ist schon die Lage auf dem Isthmos gegen Alalkomenae entscheidend. Es liegt zu nahe bei den Ställen des Eumaios, als daß der Weg hin und zurück für einen rüstigen Wanderer einen vollen Tag in Anspruch nehmen würde, es liegt vor allem zu nahe beim Phorkyshafen, dessen Einfahrt, den Golf von Molo, es von hoher Warte aus völlig beherrscht.

Dem Hafen und Thal der Polis, an deren Stelle heutzutage das kleine Dörfchen Stauros liegt, widmeten wir den zweiten Tag unseres Aufenthaltes auf Ithaka. Auch wir wollten, wie einst Eumaios, am frühen Morgen aufbrechen, um noch am Abend nach Wathy zurückzukehren. Ein gutes, noch aus englischer Zeit stammendes Sträßchen verbindet heute Wathy mit Stauros und ermöglicht es, die Entfernung

Digitized by Google

von zwanzig Kilometer in rascherer Gangart zu Pferde zurückzulegen; Wagen können nicht mehr verkehren, da die Stützmauern des vernachlässigten Weges bereits eine Strecke weit eingefallen sind. Im Galopp ging's am Ufer des buchtenreichen Golfs von Molo entlang, der von Osten her eindringend die Insel in zwei ungleiche Teile spaltet. Auch den schmalen Isthmos, einen jähen Felsgrat, auf dessen nahezu vierhundert Meter hoher Felsspitze die Ruinen von Alalkomenae liegen, überschreiten wir noch auf der Ostseite. Dann ging's auf langer Steige über den Rücken des Neritos auf die Westseite der Insel, wo die Straße hoch über dem schönen Sund, der Ithaka von Kephallenia trennt, an den Felshängen des Neritos hin nordwärts führt. Großartig ist der wechselnde Blick über den tiefblauen Sund nach den gewaltigen Gebirgen der Nachbarinsel.

Um zehn Uhr ritten wir in Stauros an der Dorfschenke vor. Das Dörfchen liegt wohl beinahe hundert Meter über dem Meeresspiegel auf einem den Hauptgebirgstock Neritos mit dem nördlichen Doppelgebirge verbindenden breiten Sattel, der sich nach drei Himmelsgegenden in thalartigen Mulden zu drei offenen Buchten hinabsenkt. Nach dem langen Ritt über das baumlose Gebirge erfreut hier das Auge der Anblick eines reichbewässerten, schönbebauten Gartenlandes, das zwischen den drei mächtigen Felsbergen behaglichen Wohnsitz und breite Ackerfläche bietet, das, im Norden, Osten und Westen mit bequemen Landungsplätzen versehen, die Seefahrer zur Rast einlädt. Wahrlich, ein herrlicher Punkt für die Hauptstadt der Insel, zumal in einer Zeit, wo der Schiffer im Hafen noch sein Schiff an den Strand zu ziehen pflegte und daher mehr auf flache Ufer als auf Windschutz Bedacht nahm!

Digitized by Google

Von den drei Buchten liegt dem Dorf am nächsten die westliche, Kephallenia zugewandte; eben diese trägt den Namen „Bucht der Polis“. Noch heute liegen hier die Kähne der Dorfbewohner am Ufer in weichen Sand gebettet. Die sie beherrschenden Hänge sind bedeckt mit den Spuren der altgriechischen Stadt, und wie zum Überfluß findet sich ungefähr auf gleicher Höhe draußen im Sund auch die kleine Felseninsel, welche Homer (Od. 4, 842 ff.) hier annimmt:

Aber die Freier im Schiffe befuhren die flüssigen Pfade;
Und sie erwogen im Geist des Telemach jähe Ermordung.
Mitten im Meere liegt ein kleines felsiges Eiland,
Dort in dem Sunde, der Ithaka trennt und das bergige Samos,
Asteris wird es genannt . . . Hier lauern ihm auf die Achäer.

Geleitet von dem treuen Hirten Eumaios kehrt Odysseus von dem Meierhof im Süden der Insel auf Felspfaden unerkannt zu seiner Stadt zurück; vom Gebirge herabsteigend kommt er zunächst an einen Brunnen, der, schön gefaßt und von Pappeln beschattet, den Wanderer vor dem Betreten der nahen Stadt noch zu kurzem Halt auffordert. Auch uns führte man vom Dorfe zuerst zu einer Quelle, Melanydro genannt, die als die stärkste der Quellen auf der Höhe von Stauros vielleicht den unerkannten und unkenntlichen Rest jenes alten Stadtbrunnens darstellt: ein verwahrloster Felstümpel in schmutzigem Winkel, dessen faulendes Abwasser den Graben, den es durchläuft, dunkel färbt.

Nördlich von dieser Quelle, bereits der Nordbucht der Insel zugewandt, findet sich mitten im herrlichsten Gartenland am Felshang ein einsames Kirchlein mit einem Bauernhaus daneben, im Volksmund seit etwa hundert Jahren „Schule des Homer“ genannt. In der That zeigt der Fels noch heute unzweideutige Spuren uralter Besiedlung.

Digitized by Google

Er ist durch eine Stützmauer „cyklopischer" Bauart künstlich aufgehöht und bildet so eine geräumige Terrasse, welche, nach den deutlich unter den Mauern des Kirchleins sichtbaren Fundamenten eines antiken Quaderbaues zu schließen, einst einen griechischen Tempel getragen hat. Der Fels ist ferner auf der Thalseite künstlich abgeschrofft, wodurch eine zweite, tiefer liegende Stufe entsteht, die durch eine alte Felstreppe von oben zugänglich gemacht ist; auch diese kleinere Terrasse trägt Spuren, die auf eine antike Kultstätte hinweisen. Wenige Schritte unterhalb befindet sich im Rebengelände ein wasserreicher antiker Brunnen: das schöne Quellhaus, nach Art der mykenischen Kuppelgräber vorkragend gedeckt, läßt den Ort als uralt besiedelt vermuten. Man hat schon ausgesprochen, daß vielleicht das Andenken des Laërtes sich mit dieser geheiligten Stätte verband. Die Lage des Ortes würde wenigstens mit den Angaben der Dichtung aufs schönste übereinstimmen. Der Dichter denkt sich den Hof des Laërtes nördlich der Stadt, indem er ihn Od. 16, 138 ff., von den Ställen des Eumaios am Südende der Insel aus gerechnet, als jenseits der Stadt gelegen bezeichnet; die Lage in der Nähe und unterhalb der Stadt ist Od. 24, 204 f. angedeutet:

Jene gingen den Weg von der Stadt hinunter und kamen
Bald zu dem wohlbestellten und schönen Hof des Laërtes.

Prangendes Gartenland umgiebt in der Odyssee den Hof des Laërtes (Od. 24, 220 ff.); und auf ganz Ithaka findet man es nirgends so vollkommen, wie gerade hier. Überhaupt gehört dieser Punkt zu den schönsten der Insel und vielleicht der Mittelmeerlandschaft überhaupt. Zu den Füßen des Felsens breitet sich die fruchtbare Thalmulde, voll von Ölgärten, Weinbergen und wogenden Getreidefeldern, bis zum gegenüber aufragenden Gebirgstock aus. Wie durch zwei

Digitized by Google

Fenster blickt man zwischen den hohen Felsbergen über die Nordbucht hinweg auf das schroffe Kap des nahen Leukas, den sogenannten Sapphosprung, über die Ostbucht hinaus auf das offene Meer und die fernen Gebirge des griechischen Festlands. In sicherem Frieden und idyllischer Ruhe liegt er da, dieser einsame, vergessene Erdenwinkel, von dem Strom der Weltbummler noch nicht zertreten und entweiht.

Von der „Schule des Homer" kehrten wir wieder zur Sattelhöhe von Stauros zurück und kletterten nun den Abhang des Thales der Polis empor westwärts zum „Kastro", der Burg der alten Stadt, die in einer Höhe von hundertsiebenundvierzig Meter die Bucht der Polis beherrscht. Obgleich sie kaum viel über fünfzig Meter höher liegen dürfte als das Dorf, braucht man doch eine kleine halbe Stunde, um sich durch Felsen, Dornen und Gestrüpp zu der vorspringenden Höhe durchzuarbeiten, während anzunehmen ist, daß im Altertum ein bequemer, sanft ansteigender Fahrweg von der Sattelhöhe in kürzerer Zeit dahin geführt hat. Die Burgfläche ist noch heute deutlich begrenzt, nach Süden durch eine gerade, etwa 50 Schritt lange Terrassenmauer „cyklopischer" Bauart, nach Norden durch künstliche Abschroffung des Gesteins. Wenn irgendwo, so hat man hier auf dem höchstgelegenen Teile der Burg und Stadt den Herrscherpalast des Odysseus zu suchen, von dem es heißt, daß er „auf rings sichtbarem Ort" (1, 426) gelegen habe, und den der Dichter 17, 266 ff. folgendermaßen beschreibt:

Zimmer stößt hier an Zimmer, den Hof umschließt eine schöne
Zinnenbefestigte Mauer mit doppelflügligem starkem
Thorbau; diesen vermöchte wohl schwerlich ein Mann zu erstürmen.

Wir kletterten von der Burghöhe an den fast senkrecht zum Meer abfallenden Felsen zur Bucht der Polis hinab.

Digitized by Google

Dort zeigte man uns am Fuße des Burgbergs eine eingestürzte, offenbar künstliche Felshöhle, die sich durch Goldfunde als uraltes Felsgrab erwiesen hat. Hier unten am Felsengestade war das Meer von so bezaubernd schöner klarblauer Farbe, daß wir uns nicht enthalten konnten, im Vorbeigehen rasch in die kühlen Fluten zu steigen; freilich wurde uns dann der steile, heiße Aufstieg zu der Höhe von Stauros zurück doppelt sauer.

Nach fast vierstündigem Streifzug durch die schöne Umgebung von Stauros bestiegen wir nach kurzer Rast um zwei Uhr nachmittags unsere Pferde wieder, um den Heimweg nach Wathy anzutreten, den wir, trotz der anfänglichen Weigerung unseres Führers, zur Abwechslung über die beschwerlichen Felspfade des Ostabhangs des Neritosgebirges und über das hochgelegene griechische Kloster tôn Katharôn nahmen. Von der Höhe noch einmal auf unser Tagewerk zurückblickend konnten wir nun die interessante Landschaft im Lichte der neugewonnenen Erkenntnis betrachten: dort das Gebirge im Norden jenseits des Dorfes muß das „waldige Neïon" Homers sein, an dessen Abhang die Stadt Ithake (3, 81) lag, an dessen Fuß wir westwärts in der „Bucht der Polis" den Hafen der alten Stadt, nordwärts in der fern von der Stadt gelegenen Bucht das Rheithron wiedererkennen, von wo Od. 1, 186 Athene als Mentor in die Stadt gekommen sein will. Dort die in den Sund, dem Inselchen Asteris und Kephallenia zu, vorspringende Felsstufe des Neïon trug einst die stolze Burg des Odysseus, von der man durch die Stadt zu der quellenreichen Sattelhöhe herabkam, von wo dann der Weg sich westwärts zum Hafen am Sund, nordwärts zum Landgut des Laërtes und zum Rheithron weiter senkte.

Digitized by Google

Mögen die Aufstellungen der neueren Topographen, weil des streng wissenschaftlichen Beweises entbehrend, beim Lampenschein der Studierstube noch bezweifelt werden können, der Besucher Ithakas folgt ihnen im strahlenden Lichte der Sonne Homers mit unaufhaltsam wachsender Begeisterung und Zuversicht. Auch uns nahmen sie von Anfang an gefangen; und je länger wir Gebirge, Thäler und Buchten der herrlichen Insel durchstreiften, desto klarer und fester ordneten sich uns alle Begebnisse der Dichtung in den Rahmen der wechselreichen Landschaft ein. Und dabei hatten wir das freudige Gefühl, daß es sich nicht bloß um ein lockendes Spiel der Phantasie, sondern um eine wirkliche Bereicherung unserer Anschauung und unseres Wissens handelte. Aber sollte dies alles dennoch nur eine liebliche Täuschung gewesen sein, der Gewinn unseres Besuches auf Ithaka bleibt doch ein unverlierbarer. Die unvergleichlichen Scenen der Odyssee haben durch ihn einen neuen, einen doppelten Reiz erhalten: die wunderbar anschauliche Handlung hat durch das Hinzutreten einer klaren Vorstellung von der Örtlichkeit, welche dem Dichter vorgeschwebt zu haben scheint, für uns noch greifbarere Gestalt angenommen; und so oft wir seither unsern Homer zur Hand nehmen, erweckt er in uns die erhebende Erinnerung an die schönen klassischen Landschaften, die einst unser Auge erfreuten, an die Stunden begeisterten Genusses, die wir auf Ithaka verleben durften.

* * *

Noch war ein herbes Stück Arbeit übrig für den dritten Tag. Ithaka, von der Größe einer Robinsoninsel, hatten wir in zwei Tagen, zuerst die Südhälfte, dann die Nordhälfte, nach Odysseus' Spuren fast völlig absuchen können;

Digitized by Google

nun blieb uns nur noch der Isthmos selbst, der beide Hälften verbindet, und der den Berg trägt, welcher allein noch den Namen des Helden der Sage führt, die sogenannte Burg des Odysseus. Aëtos, „der Adler", heißt dieser Berg, und es giebt in der That keinen passenderen Namen für den kühnen Felsgipfel, den das uralte Raubnest krönt, in welchem die neueren Forscher die Reste der Stadt Alalkomenae wiedererkennen wollen. Der Berg ist zu hoch, als daß man von unten mit bloßem Auge die Mauertrümmer vom grauen Fels unterscheiden könnte; erst eine Stunde anstrengenden, halsbrecherischen Kletterns führt auf den Gipfel. In Schweiß gebadet kommt man auf der schmalen Terrasse an, welche oben dem Felsgrat abgewonnen ist; sie trug einst eine kleine Burg, deren Umfassungsmauer man noch verfolgen kann. Der Burgflecken zog sich, wie die Einarbeitungen im Fels zeigen, ostwärts eine ziemliche Strecke weit den steilen Abhang dem Golf von Molo zu hinab; eine wohlerhaltene lange Mauer verband ihn einst mit der Burg. Dieses kühngebaute Felsennest muß einen Anblick geboten haben, ähnlich dem, wie ihn Rocca di Papa im Albanergebirge und so manches Dörfchen auf den jähen Felshalden des Sabinergebirges noch heute zeigen.

Beim ersten Blick erkennt man, daß diese Lage in jeder Beziehung unvereinbar ist mit der homerischen Schilderung von Stadt und Burg des Odysseus. Auf dem einzelstehenden hohen Felskegel fehlt es naturgemäß an jeglicher Quelle, so daß schon die alten Bewohner sich mit Zisternen behalfen, deren Reste noch da und dort deutlich zu Tage liegen. Für die weitläufige Burg des Odysseus und die in derselben gedachten Scenen ist auf dem schmalen Felsgrat kein genügender Raum zu finden. Die Stadt aber liegt zu weit vom Meeresufer entfernt, zudem an der Ostseite statt an der West-

Digitized by Google

seite der Insel, wie die Dichtung voraussetzt. Den Hafen am Sunde, den die Odyssee als Hafen der Stadt verlangt, müßte man in der Landungsstelle Pisaëto („hinter dem Aëtos") suchen; doch ist diese ganz offen und zeigt jähes, felsiges Ufer, das es undenkbar erscheinen läßt, daß hier je Schiffe ans Land gezogen worden wären; zudem wäre sie gegenüber dem völlig geschützten Golf von Molo auf der Ostseite als Hafen der Stadt gar nicht in Betracht gekommen. Entscheidend ist die Bauart der Mauerreste; sie ist keineswegs „cyklopisch", wie man noch in allen Beschreibungen liest, sondern bereits gut „polygonal", d. h. die Mauern sind nicht kunstlos aus rohbehauenen Felsblöcken aufgetürmt, sondern aus kunstreich behauenen Steinen in polygonal verlaufenden Fugen aufgebaut, welche eine weit vollkommenere Baukunst voraussetzen. Die Mauern gehören demnach gar nicht der sagenhaften Vorzeit an, sondern sind frühestens um den Beginn der geschichtlichen Zeit Griechenlands aufgeführt worden. Wie der Name Alalkomenae (von ἀλέξω „abwehren") andeutet, scheint die Burg als Schutzwehr gegen feindliche Landungen für den mittleren Teil der Insel, speziell die Umgebung des Golfes von Molo, errichtet worden zu sein, während die eigentliche „Stadt" die Buchten im Norden schützte. Jedenfalls aber ist die Burg auf dem Isthmos nachhomerisch.

Der Abstieg vom Aëtos ist fast noch halsbrecherischer als der Aufstieg; doch waren wir pünktlich um zehn Uhr unten am Landungsplatz Pisaëto, um das Segelboot zu besteigen, das uns nach Same auf Kephallenia hinüberbringen sollte; und bald schwammen wir auf den blauen Wassern des Sundes, nicht ohne Bedauern mehr und mehr von der uns liebgewordenen Insel uns entfernend. Allmählich wurde Ithaka,

Digitized by Google

vom glänzenden Lichte der Maisonne übergossen, in seiner ganzen Länge sichtbar. Weit vom Norden her kommend, wo auf einem Vorgebirge des Neïon das Burgplateau der Stadt des Odysseus durch Hafen und Thal der Polis vom Mittelgebirge Ithakas, dem gewaltigen Neritos, getrennt, in den Sund vorspringt, dehnte sich die Insel in langgestreckter, dreifacher Wellenlinie über den vor uns liegenden mauergekrönten Isthmos weit nach Süden bis zu den Triften des Eumaios auf dem äußersten Vorsprung des südlichen Gebirgstocks. Wir wurden nicht müde, das klassische Profil der Insel zu bewundern und die schöne Gebirgslinie unserer Erinnerung einzuprägen. Im Angesichte der uns nun bis ins einzelne vertrauten Landschaft konnten wir mit Muße die Summe unserer Erlebnisse ziehen, und wir kamen zu dem übereinstimmenden Resultate: der Dichter der Odyssee hat die Insel gekannt, die er besingt, und es scheinen ihm bei einzelnen Scenen der Sage bestimmte Örtlichkeiten vorgeschwebt zu haben, die noch heute wiederzuerkennen sind. Und wie das einzelne, so ist auch das Gesamtbild, das der Dichter von der Insel entwirft, heute noch zutreffend bis zu der Regenmenge, die wir am eigenen Leib erproben durften; denn, abgesehen von der jetzigen Waldlosigkeit, kann man Ithaka nicht besser schildern, als es Homer selbst thut in den Versen (13, 242 ff.):

Felsige Berge zwar trägt es und ist nicht mit Wagen befahrbar,
Dennoch ist es nicht arm, wiewohl es an Ebenen mangelt:
Reichlich gedeiht hier das Korn, und reichlich lohnet der Weinbau,
Niemals fehlt es an Regen noch an erfrischendem Taue,
Treffliche Ziegenweiden sind hier und Weiden der Rinder,
Waldungen jeglicher Art und immerfließende Quellen.

Digitized by Google

Nachschrift.

(Anmerkung für Philologen.)

Neuerdings hat Dörpfeld nach resultatlos gebliebenen Versuchsgrabungen auf der Burg der Polis auf Ithaka die aufsehenerregende Hypothese aufgestellt, daß nicht die von alters her Ithaka genannte Insel, sondern das nördlicher gelegene Leukas (Santa Maura) als das Ithaka der homerischen Dichtung anzusehen sei. Nach genauer Prüfung aller einschlägigen Stellen kann ich ihm jedoch nicht zustimmen, und halte deshalb obige Darstellung in vollem Umfange aufrecht. Dörpfeld geht von Od. 9, 21 ff. aus, wo von Ithaka gesagt ist, daß es πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται πρὸς ζόφον „zu alleroberst im Meere liegt gegen Norden", aber zugleich ἀμφὶ δὲ νῆσοι „zu beiden Seiten Inseln." Während nun das erstere besser auf Leukas zu passen scheint, paßt das letztere nur auf das heutige Ithaka, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt. Die erste Wendung scheint aber auch mit unserem Ithaka sehr wohl vereinbar. Partsch hat in Petermanns Mitteilungen (Suppl. XXI S. 56 f.) den Nachweis erbracht, daß noch heute bei den Inselbewohnern allgemein die Anschauung herrscht, daß Ithaka nördlich von Kephallenia liege. Und dies ist nicht einmal so ganz unrichtig zu nennen. Ithaka liegt freilich östlich der Nordspitze Kephallenias, aber dieses umschließt es im Süden. Ithaka liegt also thatsächlich nördlich des größten Teiles der Insel und überragt deren Nordspitze noch ein wenig. Wer daher der volkstümlichen Anschauung folgt, kann sehr wohl sagen: „Ithaka liegt inmitten der beherrschten Inseln am weitesten nördlich." Dieser ungenauen Vorstellung entspricht es auch, daß das Schiff, das Od. 14, 334 ff. vom Thesprotenland (also von Norden) kommt, zuerst auf Ithaka landet. An Leukas kann dabei nicht gedacht werden; denn Leukas ist von homerischer Zeit bis auf den heutigen Tag mehr eine Halbinsel als eine Insel zu nennen. Nach durchaus unanfechtbarer Überlieferung haben erst im siebenten Jahrhundert vor Christus die Korinther den schmalen Sandstreifen, der die Verbindung mit dem Festland herstellte, durchstochen. Aber schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war der

Digitized by Google

Kanal wieder versandet, so daß Thukydides zweimal (III. 81, IV. 8) davon berichtet, daß Schiffe über die Landenge gezogen wurden; und der heutige Zustand bestätigt diese Überlieferung. Deshalb scheint mir die Annahme alter und neuer Gelehrter, welche in dem Od. 24, 377 f. (und vielleicht auch Il. 2, 632?) erwähnten Nerikos eben die (Halb-)Insel Leukas erblicken wollen, das richtige zu treffen: Leukas als „Nerikos, Stadt und Vorgebirge des Festlands" (ἀκτὴ ἠπείροιο), wurde der Sage nach von Laërtes erobert und gehörte daher zum Reiche des Odysseus. Leukas ist wohl auch das Festland, wo nach Eumaios' Angabe (Od. 14, 100 f.) reiche Herden des Odysseus weideten. Die nächste Entfernung der Küsten von Leukas und Ithaka beträgt etwas weniger als 10 Kilometer. Der Verkehr mit diesem Teile des Festlands kann daher sehr wohl mit einer Fähre aufrecht erhalten worden sein, wie Od. 10, 187 erzählt wird. Für die Richtigkeit der heutigen Benennung von Ithaka scheint mir entscheidend, daß Ithaka offenbar die kleinste der Hauptinseln ist, indem es nach Od. 16, 245 ff. nur 12 Freier stellt, Dulichion dagegen 52, Same 24, Zakynthos 20. Nimmt man mit den meisten alten und neuen Erklärern Dulichion für den westlichen Teil von Kephallenia, so stimmen diese Zahlen trefflich zu den thatsächlichen Größenverhältnissen: Ithaka mit 94 Quadratkilometer stellt 12, Kephallenia mit 757 Quadratkilometer 76, Zante mit 394 Quadratkilometer 20 Freier, naturgemäß Ithaka selbst etwas mehr, das entfernte Zakynthos bedeutend weniger Freier als dem genauen Größenverhältnisse entspräche. Es wäre nicht zu erklären, warum Leukas mit seinen 286 Quadratkilometern gegenüber Kephallenia und Zakynthos so auffallend in der Zahl der Freier zurückstehen sollte. — Dörpfeld glaubt auf Leukas die Stelle der Stadt des Odysseus nachweisen zu können und gedenkt diesen Sommer dort zu diesem Zweck Versuchsgrabungen anzustellen. Nach dem Gesagten scheint er mir aber, auch wenn er auf Leukas eine Ansiedlung aus mykenischer Zeit feststellen sollte, damit höchstens der Od. 24, 377 genannten Stadt Nerikos auf der Spur zu sein.

Digitized by Google

Zweite Peloponnesreise.

Von Olympia zum Ithome.

Sonntag den 13. Mai, den 1. nach griechischem Kalender, fand ich mich mit Dr. Otto Stählin aus Augsburg, meinem treuen Reisegefährten seit der sizilischen Reise, über Kephallenia und Zakynthos von Ithaka kommend zum zweitenmal in Olympia ein. Wir hatten uns unterdessen die zum selbständigen Reisen im Peloponnes notwendigen Sprachkenntnisse angeeignet; wir wollten sie nun zugleich mit den Erfahrungen der ersten Peloponnesreise praktisch verwerten und noch einmal auf eigene Faust die Halbinsel in umgekehrter Richtung südwärts nach Messenien und Lakonien ausbiegend durchqueren. Noch von Athen aus hatten wir Dörpfelds treuen Agojaten Dimitri, den Bruder von Angelis, der uns auf der ersten Peloponnesreise so treffliche Dienste geleistet hatte, durch eine griechisch abgefaßte Postkarte an Demetrios Kosmopulos in Maguljana im arkadischen Hochgebirge, mit zwei Pferden auf diesen Tag nach Olympia bestellt. Er war pünktlich zur Stelle; aber es hatte, wie er uns erzählte, keine geringe Arbeit gekostet, bis Pope und Schulze seines Dorfes mit vereinten Kräften den Inhalt des Schreibens entziffert hatten; und als er am Vorabend uns

Digitized by Google

noch nicht vorfand, waren noch einmal schwere Zweifel in ihm aufgestiegen, ob sie denn wirklich richtig gelesen hätten. Um so freudiger war gegenseitig unser Wiedersehen; gerne bewilligten wir die geforderten zehn Drachmen für Pferd und Tag (nicht ganz fünf Mark nach damaligem Kurs), froh, einen so wackeren Führer gewonnen zu haben.

Dimitri war ein biederer Grieche, ein großer, breitschultriger Sohn der Berge. Sein gesundes, sonnverbranntes Gesicht war von reichem braunem Haupthaar und kräftigem Vollbart eingerahmt. Ein breiträndriger Strohhut diente ihm als Kopfbedeckung, während er im übrigen die kleidsame Tracht der Albanesen, die Nationaltracht der Neugriechen, trug: eine dicke Bauernweste über dem weitärmligen weißen Hemd, enganliegende Hosen und Schnabelschuhe. Ein mehrschichtiger Ledergürtel, der nicht bloß das Messer, sondern auch das Geld, Führeratteste, Notizbuch u. a. m. beherbergte, umschloß wulstig wie ein Kummet seine Hüften; unter diesem hing ein feingefälteltes, weißleinenes Röckchen, die Fustanella der Griechen, zierlich wie das Kleid einer Balletteuse bis auf die Kniee herabwallend. Seine beiden Pferde waren von dem uns wohlbekannten kleinen Gebirgsschlag, der für die steilen Gebirgspfade so außerordentlich geeignet ist. Nur auf ebener Landstraße ließen sie zu wünschen übrig, da sie schwer zu einer schnelleren Gangart als dem gewohnten Schritt zu veranlassen waren. Übrigens gebot auch die Rücksicht auf den Führer, der zu Fuß mitkommen mußte, dieser Eigentümlichkeit der Saumtiere Rechnung zu tragen.

Das Abendland feierte gerade Pfingstfest, als wir auf den Ruinen von Olympia, nun in vollkommener Einsamkeit, den herrlichen Sonntagmorgen genossen. Die sonnige Landschaft voll üppigen Grüns erinnerte uns lebhaft an die schönen

Digitized by Google

Tage unseres ersten Aufenthalts. Wir nahmen noch rasch Abschied vom Hermes des Praxiteles und ritten dann kurz nach 10 Uhr in südlicher Richtung ab. Es ging nun zum erstenmal auf einer Fähre über den Alpheios, der in seinem Unterlaufe noch zu wasserreich war, um ohne Gefahr durchritten werden zu können. Wir durchquerten dann die Alpheiosebene und kamen bald auf die südlichen Thalränder in die grüne Lehmhügellandschaft von Skillus, einst Xenophons ländlichem Asyl. Der Ritt nach Messenien, anfangs die Seeküste entlang, dann über die Südwestecke des arkadischen Gebirgs, wo abermals eine Gebirgsschlucht mit der andern an Öde und Kahlheit wetteiferte, bot wenig Bemerkenswertes. Wir versäumten zwar nicht, jedes einzelne der altgriechischen Felsennester zu erklettern, Samikon, Lepreon, Phigalia; die interessantesten Erinnerungen knüpfen sich aber an den Verkehr mit den Landbewohnern, mit denen wir jetzt in viel nähere und direktere Beziehung traten, als bei der Dörpfeld'schen Gesellschaftsreise, und an die originellen Nachtquartiere, die wir ganz beliebig wählten, wie am Abend Ermüdung oder auch eines der häufigen Frühlingsgewitter uns zur Einkehr zwangen.

Es ist ein eigenartiger Genuß, einmal für kurze Zeit der ermüdenden Eintönigkeit und Unpersönlichkeit des modernen Hotellebens den Rücken zu kehren und hoch zu Pferd, in dieser altehrwürdigen Weise, das gastfreie Land der einfachen peloponnesischen Hirten und Bauern zu durchziehen. Wie treuherzig klingt uns überall der griechische Willkommgruß entgegen: καλῶς ὁρίσατε! Und wir antworten freudig: καλῶς σας ηὕραμε (ivrame) „Gut daß wir euch gefunden haben!" Die Ankunft der fremden Reiter ist ein Ereignis fürs ganze Dorf. Rastet man, so bildet sich schnell ein Zuschauerkreis,

Digitized by Google

und da Bescheidenheit eine den modernen Griechen unbekannte Tugend ist, so findet sich bald einer, der den neugierigen Blicken Worte leiht. Nun will das Fragen kein Ende nehmen: Woher bist du? Warst du schon in Athen? Wie heißt du? Du hast doch eine Frau und Kinder daheim? Was hast du für ein Geschäft? Ist in deinem Vaterland ein διδάσκαλος gut bezahlt? Kostet die Reise viel Geld? — So geht es unaufhörlich fort; der Agojat hilft getreulich mit, die neugierigen Frager nach Möglichkeit zu befriedigen. Bald ist die Vertraulichkeit so weit gestiegen, daß man sich gegenseitig Wein offeriert und unter kräftigem jassu (ὑγείάν σου) mit einander anstößt. Dann folgt der Reihe nach das evviva auf Kaiser und König, das ζήτω ἡ Ἑλλάς! ζήτω ἡ Γερμανία (sito i Jermanía)! es lebe Hellas! es lebe Deutschland! Wenn man dann endlich aufbricht, so glaubt man von lauter Freunden zu scheiden, so herzlich klingt ihr χαίρετε (chärete)! „Lebt wohl!" καλὴ ἡμέρα (kaliméra)! „Guten Tag!" καλὴ ἑσπέρα (kalispéra)! „Guten Abend!" καλὴν πατρίδα! „Gute Heimkehr!" καλὰ παιδία! „Mögest du deine Kinder gesund antreffen!" εἰς τὸ καλό (sto kaló)! „Möge es dir gut gehen! u. a. m.*)

*) Schon aus diesen wenigen Beispielen ist ersichtlich, daß das Neugriechische der klassischen Sprache bedeutend näher steht als das Italienische dem Lateinischen. Es scheint in guter, ununterbrochener Tradition auf die alte Volkssprache zurückzugehen. Natürlich haben sich romanische, slavische und türkische Elemente eingeschlichen, doch verschwinden sie gegenüber dem großen echtgriechischen Wortschatz. Der Kenner der altgriechischen Schriftsprache könnte daher noch heute rasch verstehen und verstanden werden, wenn nicht die (ebenfalls sehr alte) itacistische Aussprache das Lautbild der meisten Wörter verändert hätte. Viele Wörter sind auch verkürzt, schließendes s und n wie im Italienischen abgestoßen:

Digitized by Google

Am ersten Abend gelangten wir eben um 6 Uhr nach dem Dorfe Piskini halbwegs Phigalia, als uns Regen überfiel. Wir trafen den Popen des Ortes unter einer schönen Platane in der Mitte des Dorfes, und unser Agojate fragte ihn nach einem Nachtquartier. Statt uns lange bei andern herumzuschicken, bot der Pope sofort aufs gastfreundlichste sein eigenes Haus an, und wir folgten natürlich mit

---

παιδί = παιδίον garçon, σπίτι = ὸσπίτιον Haus, μάτι = ὀμμάτιον Auge. „Nicht" heißt δέν aus οὐδέν; der gänzlich verlorene Infinitiv wird mit νά = ἵνα umschrieben: δέν ἐπιθυμῶ νὰ φάγω, „ich wünsche nicht zu essen," νὰ φύγωμε! „Reisen wir!" Der alte Optativ ist ebenfalls verschwunden; das Perfektum wird nach abendländischem Muster mit ἔχω umschrieben. Der alte Infinitiv εἶναι dient in der Form εἶνε (inĕ) als Verbum finitum: αὐτὸ (afto) εἶνε καλό, κακό, ὡραῖο „dies ist gut, schlecht, schön." „Ja" heißt noch immer ναί (nä), „jawohl" μάλιστα; „nein" ὄχι. Auch die Zahlwörter sind noch so ziemlich die alten. — „Sprechen Sie griechisch?" heißt ὁμιλεῖτε ῥωμαϊϊκα; (wie sich der griechische Bauer in Erinnerung an das alte oströmische Reich noch immer Ῥωμαῖος nennt). — Antwort: καταλαμβάνω oder ἐννοῶ. Manche Wörter des täglichen Gebrauchs klingen fremder; so ist ἄρτος und οἶνος nur in der kirchlichen Sprache für das heilige Abendmahl erhalten, das Volk sagt für „Brot" ψωμί (ψωμίον neutest. für „kleiner Bissen"), für Wein κρασί (cfr. κρᾶσις Mischung); Wasser heißt νερό (cfr. ναρός fließend, Νηρεύς); ἵππος ist verloren, das Volk nennt das Pferd ἄλογο oder ζῶο. „Ich reite" heißt καβαλλικεύω, vom it. cavallo; auch sonst treten neben Neubildungen, wie ταχυδρομεῖον (Post), σιδηρόδρομος (Eisenbahn), ἀτμόπλοιον (Dampfschiff), die italienischen Bezeichnungen auf: βαπόρι, vapore, βαγόνι, vagone, βάρκα; πόσον κοστίζει; quanto costa? Türkisch, wenigstens der fatalistischen Grundstimmung nach, ist das beliebte δέν πειράζει (= sarar jok) „Thut nichts!" oder „Was schadet's!", womit der Grieche, wie der Türke, Ergebung und Trost im Unglück ausspricht, oft auch einen recht schalkhaften, neckischen Sinn zu verbinden weiß.

Digitized by Google

Freuden der gütigen Einladung. Der Eingang durch einen engen, schmutzigen Hof, dann über eine düstere Treppe aufwärts, war nicht gerade vielversprechend. Wie erstaunten wir aber, als oben ein geräumiges, sauberes Zimmer mit neuer Holzdecke und wirklichen Möbeln sich aufthat! Nach Art eines Schweizerhauses war davor eine Holzgallerie angebracht, von der man einen hübschen Blick über das den Berghang füllende Dorf und das Meer unter ihm genoß.

Die Gattin des Popen wollte ihren Gästen zeigen, was ihre Küche vermöge. Deshalb wurde die Abendmahlzeit erst auf 8 Uhr angesetzt, und wir hatten Zeit, uns in unserm Quartier umzusehen. Vor allem interessierten uns die Wandbilder, die sich merkwürdigerweise alle auf den russischen Czaren bezogen. Ich erinnere mich hauptsächlich eines Farbendruckes, der die kaiserliche Familie aufrecht in Reih und Glied wie zum Photographieren aufgestellt inmitten von Toten und Eisenbahntrümmern darstellte, eine Erinnerung an das Eisenbahnunglück, dem der letzte Czar wie durch ein Wunder unversehrt entging. Noch eifriger benützte der Papas und sein ältester Sohn, ein junger Mann im feinsten Albanesensonntagstaat, die Wartezeit, um ihre Neugier zu befriedigen. Sie ruhten nicht, bis jeder von vorn und von hinten durch unsere Ferngläser, durch die blauen und geschliffenen Brillen und Zwicker gesehen hatte. Besondere Freude erregte das Panorama von Athen, das in Bädekers „Griechenland" eingeklebt ist. Der Papas hatte Athen noch nie gesehen und bemerkte betrübt, daß er es wohl in seinem Leben nicht mehr sehen werde. Wir bedauerten, nicht noch mehr Bilder bei uns zu haben. Doch freute sich der gute Mann schon über das wenige, das wir mit uns hatten, wie ein Kind; er erkundigte sich genau, wo wir es her hätten. Wir hätten

Digitized by Google

ihm gerne etwas davon geschenkt, wenn wir es hätten entbehren können.

Als uns in der Stube die Zeit lang wurde, lud uns der schmucke Sohn des Hauses ein, ihm ins Kaphenion des Ortes zu folgen. Er war stolz, seine Gäste vor dem ganzen Dorfe zeigen zu können; und dieses fand sich denn auch pflichtschuldigst ein, bildete einen dichten Kreis um unsern Tisch und gaffte in stummer Verwunderung. Doch fanden sich auch einige praktische Köpfe, welche alte Münzen zum Kaufe anboten, darunter merkwürdigerweise auch eine mit dem Bilde des Turnvaters Jahn und eine Fabrikmarke aus Iserlohn. Als wir nach der Zeche fragten, hatte der junge Mann bereits hinter unserm Rücken alles bereinigt; er hatte, wie wir erfuhren, eigenes Haus und eigene Familie und gehörte zu den reicheren Bauern des Orts.

Der Papas kam selbst, um uns zum Essen abzuholen; und so schritten wir, wie seltene Wundertiere angestaunt, durch das dichte Spalier der Dorfbewohner zum Pfarrhof. Hier setzten wir uns alle an den sauber gedeckten Tisch, jeder vor einen Teller mit Besteck, der Papas obenan, ein zweiter noch unverheirateter Sohn unten, uns gegenüber unser Agojat und ein Knecht. Die Frauen waren draußen mit dem Kochen beschäftigt und blieben überhaupt nach orientalischer Sitte fast völlig unsichtbar. Spät kam das Essen, aber es war auch, wenigstens für peloponnesische Verhältnisse, geradezu großartig. Nach türkischer Art zubereiteter Reis, ein sog. πιλάφι, machte den Anfang; er war mit Schafbutter geschmälzt, dazu gab's Ziegenkäse. Gebratenes Schaffleisch war der zweite Gang, zu dem als Gemüse roher Knoblauch serviert wurde. Die Höflichkeit verbot uns, eines der leckeren Gerichte zu verschmähen, und so begannen

Digitized by Google

auch wir, dem Beispiel der andern folgend, die grünen, saftigen Lauchstengel am weißlichen Ende anzubeißen; und siehe da, es mundete ganz trefflich. Ein γλύκισμα, eine Art „Kindlesbrei", beschloß das Mahl, zu dem natürlich der Wein nicht gespart wurde. Der Papas, ein würdiger älterer Herr von behäbigen Formen und offenem, kindlichem Gemüt, war sichtlich erfreut über unsern guten Appetit, mit dem wir das Kunstwerk seiner Gattin ehrten. Der Sohn, der Agojat und der Knecht aber thaten schmunzelnd über das unverhoffte Festmahl ebenfalls ihr möglichstes, und so wurden wir schließlich über die ungeheuren Portionen Herr, die für jeden gerechnet waren.

Als Nachtlager wurde uns im Nebenzimmer ein geräumiges Doppelbett angewiesen. Trotz dieser unerwarteten Bequemlichkeit war unsere Nachtruhe dürftig. Denn wir wurden von zwei hartnäckigen Plagegeistern gequält, einmal von dem ungewohnten Knoblauchgenuß, dann aber auch von ungebetenen Gästen, von denen die Lagerstatt wimmelte. Am andern Morgen nahmen wir mit allen uns zu Gebote stehenden Ausdrücken aufrichtigen Dankes von unserm freundlichen Gastgeber Abschied, zumal er für Herberge und Nahrung für drei Mann und zwei Pferde nur 7 Drachmen (ca. $3\frac{1}{2}$ Mark) annahm. Es waren wohlhabende Leute, wie der Agojat nachher versicherte, und wollten an uns kein Geschäft machen.

Nun ging's vom Meere weg ins arkadische Hochgebirge hinein. Das wohlbekannte Bergauf und Bergab begann durch die endlose Felswüste. Am Abend gelangten wir bei den Ruinen der alten Stadt Phigalia im Felsthal der Neda zu dem ärmlichen Dörfchen Garditza. Mit Sonnenuntergang erreichten wir das erste Haus, wo wir auch sofort Unter-

Digitized by Google

schlupf fanden. Die anwesenden Weiber waren eben mit Brotbacken beschäftigt, freilich auf die primitivste Weise: sie betteten die breiten Teigkuchen einfach in glühende Holzasche neben einem offenen Feuer, das sie auf dem gestampften Boden der Stube unterhielten. Im übrigen war der Raum völlig leer, rauchgeschwärzt und schmutzig wie eine Höhle, ebenso das Nebengelaß, das uns und unserm Agojaten als Quartier angewiesen wurde. Nach zwei Stunden bekamen wir Spiegeleier in Schafbutter schwimmend, frischgebackenes Brot und Ziegenkäse zu der üblichen Kräutersuppe. Unsere Konserven, die wir auch diesmal vorsorglich mitführten, thaten uns gute Dienste. Auf dem Boden lagernd aßen wir mit dem Agojaten gemeinsam aus einer Schüssel. Dann wurde an derselben Stelle aus Decken ein Lager bereitet; aber die Menge des Ungeziefers war so enorm, daß kaum an Schlaf zu denken war, obgleich wir uns mit Insektenpulver wacker wehrten.

Am dritten Tage mußten wir noch die letzte Querwand des Gebirges überklettern, dann begann der Abstieg in die grüne messenische Ebene, aus deren Mitte majestätisch der Berg Ithome aufragte, umrahmt von der blauen Fläche des messenischen Golfs. Um 6 Uhr erreichten wir das Dorf Neochorio am Fuß des Bergs, und wieder fanden wir beim Popen Unterkunft. Diesmal waren wir aber zu einem armen Papas geraten. Schon äußerlich war dies an dem groben blauen Tuch ersichtlich, mit dem der Mann sich kleidete. Als Pfründe zu seiner unbezahlten Pfarrei hin hatte er die einzige Wirtschaft des Dorfes, das Kaphenion. Er bewohnte ein ziemlich ansehnliches, zweistöckiges Haus; über dem als Wirtschaft eingerichteten Unterstock befand sich eine große, mit Dielen belegte Stube. Sie war den Wänden entlang

Digitized by Google

mit Kisten möbliert, die Fensteröffnungen waren nur mit Brettern verschließbar, und vor der Balkonthüre fehlte der Balkon, so daß man Gefahr lief, ins Leere zu treten. Hier bekamen wir nach reichlich zwei Stunden eine Linsensuppe, gekochte Eier, Brot und Käse; ein Koffer diente uns als Tisch. Dann legten wir uns in der zugigen Stube truppweise, dort der Pope mit seiner ganzen Familie, hier wir mit dem Agojaten auf Teppichen nieder und erwarteten duldenden Sinnes den Morgen. Die Zeche in den beiden letzten Nachtquartieren war jedesmal so hoch wie in Piskini, etwa sieben Drachmen für alles zusammen; damit war aber das Geleistete auch reichlich bezahlt.

Messene.

Einem schönen Abend in Neochorio folgte ein prächtiger Sommermorgen. Alle erduldete Mühsal war vergessen, als wir in der erfrischenden Frühluft die Abhänge des Ithome hinanritten. Die Sonne stieg strahlend über den nächsten Vorbergen des Taygetos auf; die zackige Schneekante des gewaltigen Gebirges ragte blendend weiß in den hellen Morgenhimmel.

Der Berg Ithome nach Norden und Osten schroff abfallend, barg einst auf seinen sanfteren westlichen Hängen Messene, die Stadt des Epaminondas, die der siegreiche Feldherr der Thebaner 369 v. Chr. den Spartanern zum Trotz hier gegründet hatte. Ein kunstgerecht angelegter Mauerring von 9 Kilometer Länge verband Berg und Stadt zu einem großen Festungsviereck. Da Messene niemals förmlich zerstört worden ist, erkennt man noch heute den Zug der Stadtmauer; ja das Nordthor steht noch trefflich erhalten da, als schönstes Denkmal griechischer Befestigungskunst auf

Digitized by Google

griechischem Boden. Unser Weg führte uns von Norden her gerade durch dieses Thor, welches das arkadische genannt wird, in das weite Gebiet der alten Epaminondasstadt. Durch eine fünf Meter breite Thoröffnung zwischen zwei schweren Quadertürmen gelangt man in einen geräumigen, kreisrunden Thorhof, aus dem ein zweites, doppelflügliges Thor in die Stadt weiterführt; sein mächtiger, sechs Meter hoher Mittelpfeiler liegt mittendurchgebrochen auf der Thorschwelle. Zu beiden Seiten dieses „Dipylon" sind die antiken Quadermauern besonders gut erhalten. Ein doppelter, paralleler Mauerzug umzog die ganze Stadt; der etwa drei Meter breite Zwischenraum zwischen den beiden Mauern war in kurzen Abständen von Strebemauern durchquert und im übrigen dicht mit Schutt ausgefüllt, so daß sich ein festgefügter Wall bildete. Dieser war in ungleichen Entfernungen durch vorspringende Türme verstärkt. Die schönsten Reste solcher Mauertürme stehen auf den ostwärts direkt vom arkadischen Thor ansteigenden Felshalden des Ithome-Berges; von der Mauerzinne zugänglich ragen sie noch zwei Stockwerke darüber empor und bieten mit ihren sauberen Quaderschichten noch heute einen recht schmucken Anblick.

Der Morgenritt durch das weite Stadtgebiet von Messene erinnerte mich lebhaft an Girgenti: derselbe weite Umkreis der antiken Mauerlinie; auf der einen Seite der schroffe Felsgrat der Burg, auf der Thalseite die geschickte Ausnützung der natürlichen Hügel; in der Ferne das blaue Meer. Hier wie dort an Stelle der alten Stadt üppiges Gartenland, Öl- und Weingärten, dazwischen reifende Fruchtfelder. Und was das Auge in Griechenland seither vergeblich gesucht hatte, hier findet es endlich die Zierden der italienischen Landschaft wieder: hohe Kaktushecken umzäunen

Digitized by Google

Orangen- und Zitronenpflanzungen, und die großblättrige Aloe treibt absterbend ihre baumhohen Blüten. Nur ein kleiner Felswinkel des Ithome bei der alten Stadtquelle ist noch bewohnt; diese selbst hat dem Dörfchen den poetischen Namen Mauromati, „Schwarzauge", verschafft. Dort entließen wir den Führer mit den Pferden nach Kalamata, wohin wir mit der Bahn nachkommen wollten.

Die im Anbau verschwindenden Spuren von Theater und Markt waren bald besichtigt, und von froher Erwartung erfüllt, schritten wir rüstig zur Ersteigung des Bergriesen Ithome. Wir erreichten nach langem, anstrengendem Klettern den ziemlich schmalen, vierfach gewellten Felsgrat. Die höchste Kuppe nimmt auf der Stelle des uralten Zeusaltars ein byzantinisches Kirchlein mit zerfallendem Kloster ein. Man steht hier 800 Meter über dem nahen Meer auf der geweihten Stätte, wo einst am Anfange der griechischen Geschichte Aristodemos und seine streitbaren Messenier sich gegen die Spartaner, die Räuber ihres väterlichen Erbes und ihrer Freiheit, mit dem Mute der Verzweiflung wehrten und sich im zwanzigsten Jahre des Krieges freien Abzug aus der Heimat erkämpften. Und noch einmal, im Helotenaufstand von 464, setzten sich, in Erinnerung an die Großthat ihrer berühmten Ahnen, die geknechteten Epigonen hier fest und errangen, erst nach zehn schweren Kriegsjahren von den Spartanern überwältigt, wiederum wenigstens den freien Abzug.

Nur unbedeutende Mauerreste erinnern an diese blutigen Kämpfe, auch von der Mauer des Epaminondas findet man hier nur geringe Spuren. Dafür bietet die ragende Burg eine prächtige Rundsicht auf die beherrschte Landschaft, Gebirge und Meer. Gegen Norden fesselt das arkadische Hochgebirge den Blick; es sendet über den Westhorizont die ge-

Digitized by Google

waltige Kette des Taygetos ins offene Meer hinaus, das an drei Stellen, über Kalamata, über Pylos und über Kyparissia, in durchsichtig blauer Wand aufsteigt. Dazwischen breitet sich rings um den Berg die fruchtbare messenische Ebene aus, von zahlreichen Dörfern belebt, die besonders zahlreich den Lauf des Flusses Pamisos bezeichnen. Ein wolkenloser Sommertag verklärte das schöne Bild, und wir mußten gestehen: wahrlich, es ist es wert, dieses gesegnete Land, daß die Edelsten seiner Bewohner Jahrzehnte lang um den freien Besitz der heimatlichen Scholle gerungen haben!

Wir stiegen nun ostwärts an einem hübsch zwischen Eichen und Cypressen gelegenen Kloster vorbei den steilen Felshang des Ithome zum breiten Thal des Pamisos hinab. In dreiviertel Stunden brachte uns der Bahnzug von der kleinen Station Tsepheremini nach Kalamata, wo unser Agojat bereits mit den Pferden eingetroffen und in dem besten „Hotel" für uns Betten bestellt hatte. In froher Hoffnung, endlich wieder eine europäische Nachtruhe zu finden, kehrten wir ein; aber es sollte erst recht eine asiatische werden. Bisher hatten wir nur unter den unvermeidlichen Flöhen zu leiden gehabt, jetzt zeigten die Betten, die man uns anwies, zu unserem Schrecken deutliche Blutspuren von darauf getöteten Wanzen. Mit Mühe bestimmten wir die Wirtin, die Betten, deren Wäsche, wie sie sagte, nur in bestimmten Zeiträumen gewechselt wurde, vor unsern Augen frisch zu überziehen. Hierdurch etwas beruhigt, genossen wir auf der Promenade der Stadt am Ufer des Bergstromes Nedon, zu Füßen der mit mittelalterlichen Ruinen bedeckten uralten Herrscherburg von Pherae, behaglich den warmen Sommerabend. Dann legten wir uns zum drittenmal in den Kleidern zur Ruhe nieder, nachdem wir vorher sorgsam Ärmel

Digitized by Google

und Beinkleider zugebunden und den Hals dick mit Insektenpulver bestreut hatten, ebenso das ganze Leintuch, auf dem wir schlafen sollten. Am nächsten Morgen zeigte die Menge der im Schlaf erdrückten oder im Insektenpulver gefangenen Tiere, wie notwendig unsere Vorsicht gewesen war.

Lakonien.

Um 5 Uhr früh brachen wir ins Gebirge auf. Wir hatten zunächst einen bequemen Aufstieg durch flache, wohlbebaute Schluchten mit etwas Wald. Dann ging's beim Dorfe Lata durch ein tiefes Felsthal und von da über unwegsame, kahle Felshänge zur Paßhöhe des Taygetos (1300 Meter). Wir genossen zum letztenmal den herrlichen Rückblick auf das schluchtenreiche Gebirge und das grüne Hügelland an seinem Fuß. Das schöne Land Messenien lag vom Berge Ithome bis zur Südspitze der messenischen Halbinsel, von der blauen Wand des jonischen Meeres überragt, unter dem klaren wolkenlosen Sommerhimmel. Nach einem kurzen Blick auf die weiter südwärts aufragende höchste Spitze des Taygetos, den Hagios Elias (2409 Meter), begann der Abstieg durch die große Langada, eine Schlucht von so halsbrecherischer Schroffheit, daß wir absteigen und unsere Pferde lange Zeit nachziehen mußten. Bald im Bachbett weiter kletternd, bald rechts und links auf- und niedersteigend, um die überhangenden Felsen zu umgehen, wurden wir in der schattenlosen Steinwüste so durstig und müde, daß uns die trockene, kahle Felsenkluft gar nicht imponieren wollte. Wir erinnerten uns mit Sehnsucht unserer heimischen Waldgebirge, wo üppige Vegetation und nie versiegende Wasserfälle in solchen Klammen Schatten und erfrischende Kühle spenden.

Digitized by Google

Um so lieblicher erscheint beim Austritt aus der unwirtlichen Schlucht der Anblick der lakonischen Ebene. Man erblickt zu beiden Seiten auf sanften Hängen freundliche Dörfer inmitten immergrüner Olivenhaine. Die südliche Vegetation erscheint nach der langen Felswanderung besonders schön. Wir treten nun aus dem Gebirge und übersehen das fruchtbare Eurotasthal; es ist nicht so breit und eben wie Messenien, aber es bietet doch eine stattliche Ackerfläche von den arkadischen Bergen bis zum Meer, und hinüber bis zu dem im Osten breit und hoch aufragenden Parnongebirge. Die Mitte der Ebene durchzieht der schmale Sandstrich des Eurotasbettes, an dessen diesseitigem Ufer ein heller Häuserhaufe das moderne Sparta bezeichnet. Alles prangt in sattem Grün, die Fruchtfelder reifen der nahen Ernte entgegen.

Bald erschien vor uns der steile Kalkberg von Mistra, ähnlich der Larisa von Argos von einer mittelalterlich-türkischen Burg bekrönt. Die verfallende Stadt bedeckt die steilen Berghänge; nur die Kirchendächer heben sich noch aus den grauen Ruinen ab, alles Übrige erscheint aus der Ferne nur wie zerbröckelnder Fels. Noch zwei tief eingefressene Bergschluchten sind zu durchqueren, ehe man zu dem freundlichen Dorfe Mistra gelangt, das zu Füßen des Ruinenberges in prangendes Gartenland gebettet liegt. Ein sauberes Wirtshaus empfing uns hier. Ein guter Pilafi und die Aussicht auf ein ordentliches Nachtlager auf reinem Dielenboden, insbesondere aber die laue, klare Mondnacht, die wir beim Dufte blühender Orangen auf hohem Balkone im Angesichte Spartas genossen, ließen uns die vierzehnstündige anstrengende Tour bald vergessen.

Mistra wurde 1248 während der kurzen Blüte des

Digitized by Google

fränkischen Fürstentums Morea durch Wilhelm II. von Villehardouin von Lacedaemon aus gegründet. Diese mittelalterliche Ritterburg auf klassischem Boden hat Goethe im Auge, wenn er den Schauplatz seiner Helenadichtung im zweiten Teil seines Faust folgendermaßen beschreibt:

Dort hinten still im Gebirgsthal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgetürmt . . .
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Von dieser mittelalterlichen Ritterpracht ist freilich wie bei unsern Burgruinen nur sehr wenig mehr zu bemerken; alle wertvollen Steine und Verkleidungen sind verschwunden; man sieht nur noch die nackten mörtelreichen Mauern aus groben Bruchsteinen. Burghof erhebt sich über Burghof, jeder mit besonderem Thore verwahrt. Den geräumigsten Platz umgiebt malerisch von Epheu umrankt die Ruine der Herrscherburg, welche lange Zeit die wechselnden Herren des Landes, Franken, Byzantiner und Türken beherbergt hat. Die Stadt, welche sich um ihre Mauern bildete, erfreute sich einer ansehnlichen Blüte, bis der griechische Befreiungskampf ihr ein jähes Ende bereitete. Die Griechen verließen das verwüstete Denkmal jahrhundertelanger Fremdherrschaft und bauten sich 1834 auf der verlassenen Stätte des alten Lacedaemon ein neues Sparta, das sich langsam hebt, je mehr Mistra in Schutt und Trümmer sinkt.

Sparta selbst, das wir noch am Vormittag erreichten, ist ein recht langweiliges, dorfähnliches Landstädtchen mit geraden, sich rechtwinkelig schneidenden breiten Dorfstraßen;

Digitized by Google

aber es hat den Vorzug, gute Gasthäuser zu besitzen. Der moderne Ort ist auf den flachen Hügeln im Süden des antiken Stadtgebietes angesiedelt, erstreckt sich aber bis zu dem Sumpfgebiete Limnai und kann daher wegen der Fiebergefahr, ob er gleich Hauptstadt Lakoniens ist, noch immer nicht recht gedeihen. Auch in archäologischer Beziehung ist Sparta auffallend arm. Auf dem ganzen weiten Stadtgebiet, das einst 9 Kilometer Umfang hatte, steht keine einzige nennenswerte Ruine aus griechischen Zeiten aufrecht. Wir streiften zwar getreulich Bädeker folgend die nördlichen Stadthügel ab, doch war es eigentlich nur ein Gang durch sommerliche Getreidefelder. Nur hie und da ragen römische und mittelalterliche Back- und Bruchsteinmauern schüchtern unter der Pflanzendecke hervor; eine stark verschüttete und verwachsene Mulde bezeichnet den Zuschauerraum eines großen Theaters aus römischer Zeit. Viel stimmungsvoller fanden wir die nahen Ufer des still in seichtem Bett dahingleitenden Eurotas. Wir ruhten lange über seinem schilfbewachsenen Rande und stiegen dann zu erfrischendem Bad in seine klaren, friedlichen Wasser.

Am Abend unternahmen wir noch einen Ritt auf der Straße nach dem alten Amyklae am rechten Ufer des Eurotas abwärts. Es war uns ein Vergnügen, mit vertrautem Pferd endlich einmal auf ebenem Wege unabhängig vom Führer einherzutraben, und dies an prächtigem Sommerabend im Angesichte des mächtigen Taygetos über die unabsehbare wellige Ebene mit ihrem üppigen Baumwuchs und gesegneten Anbau. Wir ritten bis zur Stätte des uralten Amyklaion, wo einst ganz Lacedaemon am Grabe des Apollolieblings Hyakinthos alljährlich sein Nationalfest beging. Dann kehrten wir um und wandten uns dem Eurotas zu,

Digitized by Google

den wir ohne Schwierigkeit durchritten. Auf den jenseitigen, schroffen Uferhügeln, Ausläufern des Parnon, bezeichnet eine unscheinbare christliche Kapelle den ehrwürdigsten Ort des alten Lacedaemon, das Menelaïon.

Ausgrabungen haben bewiesen, daß hier in marmornem Antentempel Menelaos und seine Gattin Helena bis ins späte Altertum göttlich verehrt wurden. Die Fundamente dieses Tempels tragen heute noch die kleine Terrasse, auf der die Kapelle steht. Unter ihnen müssen wir wie in Tiryns und Mykene die Trümmer des uralten Herrscherpalastes vermuten, von dem Homer (Od. 4, 45 f.) sagt:

Gleich dem strahlenden Licht, das Mond und Sonne verbreiten,
Blinkte die ragende Burg Menelaos' des Ehregekrönten.

Zu dieser durch die Erinnerung an die große Vorzeit geweihten Stätte ritten wir hinan und genossen in stimmungsvoller Beschauung die überwältigende Schönheit der Formen und Farben der großartigen Landschaft. Lange fesselt das Auge die mächtige Wand des Taygetos, dessen höchster, schneebedeckter Kamm scheinbar so nahe auf das breite, grüne Thal herabblickt. Der lange, vielgezackte Schneerücken endet im Süden mit der fast regelmäßigen Schneepyramide des Hagios Elias. Davor breitet sich ein sanfterer Zug grüner Vorberge, durch tiefeingeschnittene Schluchten großartige Durchblicke ins Gebirge freilassend. Demgegenüber scheinen das ostwärts ansteigende Stufenland des Parnongebirges und fern im Norden die arkadischen Felsberge beinahe zu verschwinden. Es ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem friedlichen Fluß, der den Fuß des Burghügels bespült, und auf der reichbewässerten Ebene, deren zahlreiche Dörfer aus Hainen von Fruchtbäumen so freundlich herüberleuchten. Es kam uns vor, als stünden wir am Rande eines der

Digitized by Google

grünen Thäler Tirols, in das die schneebedeckten Gipfel der Alpen hoch herabschauen; und wir hatten einen so tiefen Eindruck von der einzigartigen Schönheit des Landes der Spartaner, daß wir ihm gerne den Preis unter den griechischen Landschaften zugesprochen hätten, wenn ihm nicht zwei wesentliche Dinge fehlen würden, klassische Ruinen und der Blick auf das griechische Meer.

* * *

Einen scharfen Gegensatz zu diesem genußreichen Abend bildete am folgenden Tag der Ritt über die kahlen Grenzgebirge nach dem 60 Kilometer nördlich gelegenen Tripolitza in Ost-Arkadien. Dort entließen wir unsern Agojaten in seine nahe Heimat und bestiegen am Morgen des 20. Mai den Frühzug nach Argos. Mein Reisegefährte fuhr direkt nach Athen weiter, während ich zu nochmaligem kurzem Besuche von Tiryns und Mykene die Fahrt unterbrach.

Fast zwei Monate war es seit jenem Massenbesuch unter Dörpfelds Führung; jetzt wollte ich allein in ungestörter Sammlung mich dem Genuß der erhabenen Reste der Vorzeit hingeben. Dieser Wunsch ging schön in Erfüllung. Die Ebene von Argos hatte beim ersten Besuch ein unfreundlich winterliches und stürmisches Aussehen gehabt; jetzt durfte ich sie im ungetrübten Glanze der Sommersonne wiedersehen, alle Felder belebt von Schnittern und Lasttieren. Als ich dann am Abend im Wagen von Mykene nach Argos zurückfuhr, erfaßte mich die ganze Gewalt der erhabenen Erinnerungen, welche sich in dieser Landschaft verkörpern. Rings die uralten Cyklopenburgen, die ehrwürdigen Zeugen der gewaltigen Herrschermacht der Atriden: Mykene, Midea, Tiryns und Argos, in die vier Ecken und Winkel der Ebene verteilt.

Digitized by Google

Und mitten zwischen ihnen, dort am nahen Bergabhang, das Landesheiligtum der Hera, wo am Altar seiner göttlichen Beschützerin Agamemnon die Könige der Achäer vor dem Zuge gegen Troja sich Gehorsam schwören ließ. Wie ein unübersteigbarer Steinwall umschließt das kahle Gebirge die fruchtbare Ebene, in der burggekrönten Felszunge von Nauplia sogar die Einfahrt in den sicheren Golf beherrschend.

Dies also war einst vor urdenklichen Zeiten unter den vielen Ebenen, welche die Gebirge Griechenlands zwischen sich frei lassen, der führende Gau; und da dem Führer nach altem Kriegsrechte der Löwenanteil zufiel von der reichen Beute, welche die Helden jener vorgeschichtlichen Ritterzeit auf kühnen Heerfahrten erstritten, so vereinigte sich hier das Beste der Schätze des Orients, der Stolz der Kultur der Vorzeit. Der Goldreichtum der mykenischen Könige war sprichwörtlich, und ihre Prachtliebe lockte aus den ältesten Kulturländern die Künstler und Werkleute herbei, welche in ihren Wunderwerken unzerstörbare Denkmäler jener großen Zeit geschaffen haben. Zu diesen hat schon das Altertum staunend emporgeschaut, und Homer hat sich an ihnen zu den unsterblichen Gesängen begeistert, mit welchen er den verblassenden Schatten der Urzeit neues unvergängliches Leben einhauchte und den mächtigen Herrschergestalten der Sage in der Poesie den Nachruhm rettete, den ihnen die Geschichte noch versagte. In den alten Königsburgen hat auch die Baukunst der Griechen Vorbilder und Anfänge künftiger Größe gefunden, aus denen sie mit staunenswerter Raschheit und Vollendung jene klassischen Formen des Säulenstils entfaltete, welche bis auf den heutigen Tag vorbildlich geblieben sind. Daher werden die ehrwürdigen Ruinen von Tiryns und Mykene mit Recht den ägyptischen Pyramiden

Digitized by Google

zur Seite gestellt. Wie jene stehen sie als Zeugen despotischer Herrschermacht an der Spitze einer großartigen Entwicklung, aber einer Entwicklung, welche nicht in den barbarischen und sozusagen despotischen Formen des Orients befangen blieb, erstarrte und abstarb, sondern im lebendigen Wettbewerb freier Griechen immer reichere, immer edlere Blüten trieb und zu dem reineren Ideal der Schönheit führte, das die europäische Kultur vor der orientalischen auszeichnet.

Digitized by Google

Delphi.

Das Erdbeben in Böotien hatte die wenigen Häuser des wegen seiner schlechten Herberge ohnehin berüchtigten Theben vollends unwohnlich gemacht. Wir verspürten nach zweimaliger Durchquerung des Peloponnes wenig Lust, noch einmal unter erschwerenden Umständen mit der Unkultur des griechischen Binnenlandes Bekanntschaft zu machen; und so beschlossen wir, die Reise nach Delphi hin und zurück zur See zurückzulegen. Zudem war seit der Durchstechung des Isthmos von Korinth eine direkte Verbindung zwischen Piräeus und Itea, der Hafenstadt für Delphi am Nordufer des korinthischen Golfes, hergestellt, und es interessierte uns, den neuen Kanal zu durchfahren.

Um Mitternacht des 24. auf 25. Mai fuhr ich mit Dr. Stählin aus Augsburg, einem jungen Berliner Philologen und einem belgischen Professor auf dem kleinen griechischen Dampfboot Spiridon für je 10 Drachmen, wie es hieß erster Klasse, nach Itea ab. In der Kajüte des Fahrzeuges war freilich überhaupt nur für vier Mann Platz, und wo die zweite Klasse sein sollte, war uns unerfindlich. Es war ein Glück, daß die See spiegelglatt war, so daß unser Kahn wunderbar sicher und ruhig über die nächtliche Flut dahinglitt.

Als der Morgen graute, näherten wir uns bereits dem

Digitized by Google

Isthmos, der zwischen der 1370 Meter hohen Geraneia und dem 575 Meter frei aufragenden, dem Hohentwiel gleichenden, ruinenbekrönten Burgfelsen von Korinth eine tiefe Einsattlung bildet. Dort am tiefsten Punkt klafft der schmale Erdspalt über dem kaum 23 Meter breiten Kanal. Die Einfahrt ist nach beiden Seiten vollständig offen, gegen das östliche Meer nur durch einen ganz primitiven Molo geschützt; die Ufer sind außen nicht genügend aufgemauert, so daß sie bereits abzubröckeln beginnen, das ohnedies nur 8 Meter tiefe Fahrwasser verringernd.

Alles war auf Deck, um die interessante Durchfahrt mitanzusehen; ein kleines Boot der Kanalverwaltung begleitete uns. Bald fuhren wir neben den schöngemauerten Uferquais für Zugtiere zwischen den fast senkrecht aufstarrenden Erdwänden hindurch. Nur auf $1\frac{1}{2}$ Kilometer ist der Kanal durch Fels gesprengt, die übrigen $4\frac{1}{2}$ Kilometer zeigen weicheres Material, das z. T. durch Mauerwerk gehalten werden muß. Übrigens dürfte dies bei dem sehr steilen Böschungswinkel und der bis zu 78 Meter reichenden Höhe der Seitenwände kaum in genügendem Maße geschehen sein; es scheint daher nicht ausgeschlossen, daß die Schiffahrt in dem neuen Kanal von Zeit zu Zeit durch Nachrutschungen gestört werden dürfte.

Die Durchfahrt währte 20 Minuten, und wir hatten Muße, die zu Tage liegende Schichtung des Isthmos zu studieren. Das Land ist deutlich von vertikalen Rissen und Spalten durchsetzt, welche beiden Meeresufern parallel zu verlaufen scheinen. Die horizontalen Schichten bilden nach beiden Golfen hin von Riß zu Riß absteigende Stufen. Es sieht so aus, als ob die Mitte festgeblieben, während zu beiden Seiten das Erdreich nach den großen Senkungsbecken, dem saronischen und dem korinthischen Meerbusen, abgesunken

Digitized by Google

wäre. Diese Bewegung, welche, wie das kürzliche Erdbeben am Euripus vermuten ließ, immer noch nicht abgeschlossen ist, wird wohl auch die Ursache der häufigen Erdbeben am Isthmos sein und dürfte eine weitere schwere Gefahr für die Erhaltung des allzu sparsam angelegten Kanales bilden.

Als wir die etwas besser geschützte Ausfahrt ins westliche Meer verließen, öffnete sich in schönster Morgenbeleuchtung die prächtige Gebirgslandschaft des korinthischen Golfes. Wie in Sparta der Taygetos, so lenkt hier der Schneekamm der Hochgebirge von Phokis und Lokris die Blicke auf sich, vor allem das breite Schneehaupt des Parnassos, dem ostwärts die etwas niedereren Musenberge Helikon und Kithaeron sich anschließen. Aber auch auf der Peloponnesseite steigt die imposante Kette der nordarkadischen Hochgebirge von Kyllene bis Erymanthos über die Schneegrenze empor. So erscheint der korinthische Golf mit seinen tiefblauen friedlichen Wassern inmitten der hochragenden Schneeberge wie ein breiter Alpensee, oder, bei seiner scheinbar völligen Eingeschlossenheit, wie einer der tiefeindringenden Fjords des norwegischen Hochgebirges; nur daß der griechische Sommertag die nordischen Nebel und Wolken nicht duldet, sondern über Gebirge und Meer die durchsichtige Klarheit seiner farbenprächtigen Lichtfülle verbreitet.

Nach der erfrischenden Morgenfahrt durch die kühle Seeluft erschien uns der $2\frac{1}{2}$stündige Ritt in der Mittagshitze von Itea nach Delphi gar heiß und sonnig. Der schöne Blick auf den Parnaß entschwand uns, als wir in seine Schluchten eindrangen; und so wollte Delphis ödes Felsthal, von dessen gewaltigen Felswänden die Sonnenstrahlen wie Pfeile auf uns zurückprallten, beim ersten Anblick uns gar nicht sonderlich gefallen. Es erinnerte uns an den Vers des

Digitized by Google

homerischen Hymnus auf Apollo, wo die von dem Gotte in Delphi angesiedelten Kreter beim Anblick ihrer neuen Heimat enttäuscht bemerken:

Fruchtbare Felder locken hier nicht, noch liebliche Wiesen.

Um so mehr zogen uns die hohen Schutthalden an, welche von Ferne den Ort der Ausgrabungen verrieten, die eben das französische archäologische Institut zu Athen hier vornehmen ließ. Mit Empfehlungen an die leitenden Herrn ausgestattet, wurden wir in freundlicher Weise empfangen und aufs bereitwilligste umhergeführt, wobei uns das geläufige Französisch unseres belgischen Reisegefährten trefflich zu statten kam. Die Ausgrabungen hatten kurz zuvor unterhalb der großen Terrasse, welche noch Fundamentreste des Apollotempels trägt, an dem steilen Berghang herrliche Funde zu Tage gefördert: einen kunstvollen, mit Reliefs geschmückten Fries des Schatzhauses, in welchem einst die Siphnier (oder die Knidier?) an der heiligen Straße ihre kostbaren Weihgeschenke ausgestellt und verwahrt haben. Die gefundenen Platten stellten gerüstete Männer (die Giganten) im Kampfe mit Göttern und Göttinnen dar, dann Wagen und Pferde, sowie einen Heroenkampf und eine Götterversammlung ähnlich der auf dem Parthenonfries, alles von stark archaischem Gepräge. Die Reliefs zeigten noch deutliche Spuren bunter Bemalung, auch ist das eingesetzte Metall der Waffen noch erhalten. Leider verblaßten die schönen Farben rasch, da die Hütte, welche vorläufig als Museum dienen mußte, nicht genügend gegen Regen und Sonnenschein schützte.

Interessant war es zu hören, mit welch ungeheurem Aufwande die Ausgrabungen begonnen worden waren. Die Stätte des alten Delphi war bis vor kurzem von dem griechischen Dorfe Kastri überbaut gewesen. Das französische

Digitized by Google

Institut entschloß sich mit Einwilligung der griechischen Regierung, das ganze Dorf aufzukaufen und abseits auf unwichtiges Felsgebiet zu verlegen. Im Frühjahr 1891 hatten die französischen Kammern die diesbezügliche Konvention mit Griechenland angenommen und als erste Rate 500000 fr. für die Ausgrabungen bewilligt. Aber es gingen noch zwei Sommer darüber hin, bis die 350 Häuser des Dorfes expropriiert und den Bewohnern westlich außerhalb des alten Stadtgebietes neue Wohnstätten errichtet waren. Seit Frühjahr 1893 waren nun die französischen Ausgraber in voller Thätigkeit. Das Unternehmen, das so reichlich mit Geld ausgestattet war, dem es auch nicht an technischer Ausstattung, an Rollbahnen und dergleichen, gebrach, litt auffallenderweise an einem sichtlichen Mangel an wissenschaftlichen Arbeitskräften. Nur zwei junge Archäologen und ein Ingenieur hatten die Aufsicht über das weite Ausgrabungsfeld, ein Architekt wurde erst erwartet. Und doch, wie leicht wird wertvolles wissenschaftliches Material übersehen oder zerstört und geht so der Wissenschaft für immer verloren!

Unterdessen war bereits der ganze Verlauf der heiligen Straße von der Quelle Kastalia bis zum Orakeltempel festgestellt und dabei ein reicher Inschriften- und Skulpturenschatz zu Tage gefördert worden. Von der heiligen Quelle führt die Straße langsam ansteigend zu dem ummauerten Bezirke des Orakels, in welchem sie einem mächtigen umgekehrten S (Ƨ) gleichend sich zur Terrasse des Apollotempels emporschlingt. Zu beiden Seiten begleiten den gepflasterten Weg die Reste von Weihgeschenken und Schatzhäusern. Gleich das erste Schatzhaus zur Linken, wahrscheinlich das von Pausanias erwähnte sikyonische, wohl ein dorisches Templum in antis, spendete hochaltertümliche Metopen: die Figuren der

Digitized by Google

Reliefs, einst mit Schwarz und Rot von dem in natürlicher Farbe gelassenen Hintergrund deutlich hervorgehoben, waren durch Beischrift der Namen in schwarzen Lettern erklärt, ganz nach Art und Stil der schwarzfigurigen Vasen.

Noch wichtigere Funde lieferte das unmittelbar sich anschließende Schatzhaus, in welchem die Gelehrten teils das von Siphnos, teils das von Knidos erkennen wollen. Der Bau, ein jonischer Prostylos aus dem Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr., war rings mit einem 64 Centimeter hohen Relieffriese geschmückt, welcher fast in seiner ganzen Länge wiedergefunden wurde. Da auch hier die Namen der dargestellten Wesen, und zwar in roter Farbe, beigeschrieben waren, so konnte trotz des raschen Verblassens der Farben die Bedeutung der Scenen noch genau festgestellt werden. Die Westseite mit der Aufnahme des Herakles in den Olymp und die Südseite mit dem Wagenrennen des Pelops und Oinomaos geschmückt zeigen noch ältere Kunstweise als die beiden anderen Seiten. Die Ostfront zierte ein Kampf homerischer Helden um einen Gefallenen, ähnlich den äginetischen Giebelgruppen in München; die Beischrift erklärt den toten Krieger für Sarpedon, der von Hektor und Äneas verteidigt wird, während auf griechischer Seite Menelaos kämpft und Patroklos, Sarpedons Besieger; sein Schild hat die Inschrift Ἀχιλλέως, eines der Rosse an seinem Wagen die Beischrift Xanthos, wie ja Patroklos nach Il. 16, 130 ff. in den Waffen Achills und auf dessen Gespann in den Streit gezogen war. Die Kampfscene ist eingerahmt von Gruppen sitzender, mit lebhaftem Interesse zuschauender Götter: auf troischer Seite erkennt man Apollo, Artemis, Aphrodite und Ares, auf griechischer Nemesis, Hera, Athena und Zeus, vor welchem Thetis, die Mutter Achills, bittflehend auf den Knieen liegt.

Digitized by Google

Die höchste Vollendung erreicht die archaische Kunst in dem Gigantenkampf der Nordseite desselben Schatzhauses. Hier sieht man Aeolus die Winde entfesseln, Kybele treibt ihr Löwengespann mitten unter die Feinde, auch Apollo, Artemis, Dionysos, Hera und Athena kämpfen gegen die wie griechische Hopliten gebildeten Giganten. So steht nun am Anfang der griechischen Kunstgeschichte ein Werk desselben Inhalts wie an ihrem Ausgang der Fries des großen Zeusaltars von Pergamon, eine Gigantomachie. Aber welcher Unterschied in der Darstellung! Hier noch die gebundenen, tastenden Formen des alten Vasenstils, dort die volle, kühne Freiheit der Bewegung und Gestaltung.

An der ersten Kehre des heiligen Weges lag das Athenerschatzhaus, aus der marathonischen Beute erbaut. Die aufgefundenen Metopen, meist Herakles- und Theseusthaten darstellend, werden durch die genaue Datierung des Baues zu Eckpfeilern der griechischen Kunstgeschichte. Auch sie zeigen noch eine auffallende Übereinstimmung mit der Vasenmalerei in Komposition und Formengebung.

Doch nun empor zum Apollotempel! Der heilige Weg nähert sich fortwährend ansteigend einer mit zahllosen Inschriften bedeckten Mauer aus polygonal gefügten Kalkblöcken, welche einst die Tempelterrasse stützte. Bei den Fundamentresten der Säulenhalle der Athener, eines Weihgeschenkes für den Sieg bei Salamis, biegt er vollends nordwärts und erreicht, um den großen Altar vor der Ostfront des Tempels emporsteigend, die Höhe der Terrasse an ihrer Nordostecke, von wo er an der Nordseite des Tempels entlang ausläuft. Der Apollotempel selbst ist leider nur in seinen Fundamenten erhalten, welche eine Reihe unterirdischer Hohlräume unbekannter Bestimmung bargen; doch findet sich

Digitized by Google

unter dem Allerheiligsten keine Mauerung, so daß man hier die verschüttete Öffnung des Erdschlundes ansetzt, dem der kalte Hauch entströmte, welcher die auf heiligem Dreifuß darüber sitzende Pythia begeisterte.

Dies ist also der welthistorische Punkt, von wo in den Anfängen griechischer Geschichte die Geschicke der griechischen und kleinasiatischen Welt in gewissem Sinne geleitet wurden, wo Griechen und Barbaren aller Mittelmeergestade wetteiferten, dem Gott Schätze zu Füßen zu legen, welche die Gunst des Orakels erkaufen oder den Dank für gnädige Winke bezeigen sollten. Schon Homer (Il. 9, 404 f.) spricht von den Schätzen,

die des pfeilaussendenden Gottes
Phoibos steinerne Schwelle verschließt im felsigen Pytho.

Bedenkt man, was an Weihgeschenken aller Art in der Folgezeit durch ein Jahrtausend nur selten gestörter Blüte des Orakels an diesem Punkte sich vereinigte, so begreift man den märchenhaften Reichtum und Glanz, den die Alten an Delphi rühmen. Trotz wiederholter Plünderungen, selbst nachdem Kaiser Nero fünfhundert der schönsten Statuen hatte wegschaffen lassen, glaubt der ältere Plinius die Zahl der Bildwerke zu Delphi noch auf dreitausend schätzen zu dürfen; und im zweiten Jahrhundert nach Christus weiß Pausanias noch eine erstaunliche Reihe alter Kunstwerke aufzuzählen, wenn auch die wertvollsten Stücke und vor allem die Gelder längst aus den Schatzhäusern verschwunden waren. Erst die Plünderung der Kunstschätze durch Konstantin zur Ausschmückung der neuen Kaiserstadt Konstantinopel, von der noch heute die eherne Schlangensäule auf dem Hippodrom zu Stambul Zeugnis ablegt, machte der Herrlichkeit ein Ende. Was noch übrig war, fiel bald darauf barbarischer und

Digitized by Google

christlicher Zerstörungswut vollends zum Opfer. So kommt es, daß dem Boden Delphis von all dem Bronzereichtum nur die Statue eines Wagenlenkers von ca. 400 v. Chr., von all den Marmorbildsäulen der klassischen und alexandrinischen Zeit nur eine einzige Jünglingsstatue entstiegen ist. Alle übrigen Skulpturen gehören der archaischen Kunst an. Sie hat offenbar dem verwöhnten Geschmacke der Spätzeit nicht mehr genügt und ist deshalb bis in die letzten Zeiten unberührt geblieben und dann unter den einstürzenden Mauern der Gebäude begraben worden. —

Am Morgen des 26. Mai unternahmen wir einen Ritt über die κακὴ σκάλα in die Abhänge des Parnaß hinauf zur „korykischen Grotte". Einst war die Felshöhle der Schauplatz wilder bacchischer Orgien, jetzt ist sie so verlassen und verfallen, daß selbst unsere behenden Maultiere nicht zu ihr hinaufzuklettern vermochten. Zu Fuß erklommen wir vollends die weglose Gerölhalde, über welche man zu der breiten Wölbung des Grotteneingangs emporgelangt. Die geräumige, aber flache Höhle verengt sich nach hinten zu einem ansteigenden Gang, der in ein zweites Gewölbe führen soll. Wir verzichteten darauf, in dem feuchten Loch weiterzukriechen, da wir nur einfache Lichter bei uns hatten. Leider sind die Tropfsteingebilde der Höhle abgeschlagen und höhen mit ihren Trümmern den Boden beträchtlich auf. So macht die Stätte einen recht traurigen, entweihten Eindruck; es bleibt nur der Blick aus dem Dunkel der Höhle über die schöngestuften Abhänge des Parnaß hinunter auf die sonnige Landschaft des korinthischen Meerbusens und hinüber zu dem mächtigen Wall des arkadischen Hochgebirgs.

Wir stiegen nach dem Städtchen Arachowa ab, der nächsten Ansiedlung an der Straße von Delphi nach Theben.

Digitized by Google

Wir freuten uns nach der langen Felswanderung des freundlichen Orts voll kräftigen Landvolks und des grünen, von Platanen und Ölbäumen beschatteten Thales. Von der Höhe der Kirche warfen wir einen sehnsüchtigen Blick auf die grünen Gefilde Böotiens; fast hätte das schöne Thal, das sich dorthin öffnet, uns doch noch verlockt, den Rückweg nach Athen zu Lande zu wagen. Doch rissen wir uns los und ritten in Delphis Steinwüste zurück, wo wir gerade um Mittag an der heiligen Quelle Kastalia eintrafen. Viel müßiges Volk lärmte in dem heißen Winkel unter den senkrechten Felswänden der Phaedriaden; waschende Weiber verunreinigten die ärmlichen Rinnsale der versiegenden Quelle.

Als wir am Nachmittag noch einmal das Ausgrabungsgebiet durchstreiften, kamen uns die französischen Herrn freudestrahlend entgegen. Sie hatten eben eine weitere, wohlerhaltene Friesplatte vom Schatzhause der Siphnier (Knidier?) gefunden. Das herrliche Stück war noch ganz unversehrt und strahlte im vollen Schmucke seiner Farben. Es schloß sich unmittelbar an eine der früher gefundenen Platten an, auf welcher Athene sich gegen Enkelados zur Wehr setzt: eine wilde Männerschlacht an den Stil der äginetischen Giebelgruppen erinnernd. Wir sahen lange bei den Ausgrabungen zu; dann stiegen wir an den steilen Berghängen, der Schlucht folgend, welche die Kastalia ausgewaschen hat, abwärts, um die alte Quelle Sybaris zu suchen. Die einbrechende Dämmerung veranlaßte uns schließlich zur Umkehr; doch genossen wir aus dem von Ölgärten beschatteten tiefen Kessel erst den vollen Eindruck der eigenartigen Schönheit des Felsthales von Delphi. Jetzt bildete ein grünes, reichbewässertes Gartenland und das zierliche Laub der Ölbäume den Vordergrund. Zwischen ihnen schimmerten die steilen Trümmerhalden des

Digitized by Google

Ausgrabungsfeldes herab, wie die Cavea eines mächtigen Theaters in den Felshang gebettet. Hoch schauten in friedlicher Abendbeleuchtung die senkrechten Felswände auf den stillen Winkel herab. Zu unsern Füßen gähnte die jähe Schlucht, welche die rieselnden Wasser der Kastalia der Thalsohle zuführt.

Zwei Nächte hatten wir bei dem Antikenwächter (φύλαξ τῶν ἀρχαιοτήτων) zugebracht und konnten mit Bett und Verpflegung zufrieden sein. Nur die Abrechnung mit dem geriebenen Kerl machte einige Schwierigkeit. Doch schieden wir im Frieden, als wir am 27. früh 7 Uhr den Rückweg nach Itea antraten. Wir gingen diesmal die kurze Strecke bergab zu Fuß und nahmen nur ein Maultier für unser Gepäck. Es war ein herrlicher Morgenspaziergang durch die fruchtbare Strandebene; die Sonne stand uns im Rücken, und ein frischer Wind wehte von der See her. Prächtig klares Wetter begünstigte unsere Fahrt, die wir um Mittag, diesmal auf einem größeren Dampfer, antraten. Der kräftige Westwind warf die tiefblauen Wasser zu starken, mit schneeweißem Schaum gekrönten Wellen empor; ein herrlicher Anblick, ebenso wie die klaren Gebirge rings — für den, der nicht seekrank wurde. Dies passierte leider den meisten meiner Begleiter und bewies, daß der Meerbusen von Korinth trotz seiner Eingeschlossenheit keineswegs so ganz harmlos ist. Unsere Fahrt durch den Kanal dauerte diesmal kaum achtzehn Minuten. Ein schöner Abend lag über den friedlicheren Wassern des saronischen Golfs und seinen hellen Ufergebirgen. Die Sonne sank hinter Salamis, und um zehn Uhr nachts kamen wir wohlbehalten im Piräeus an.

Digitized by Google

Troja.

Am 30. Mai 1894 abends sieben Uhr lichtete der prächtige Lloyddampfer „Elektra“ im Piräeus die Anker; ein schöner Abend lag über der großartigen Landschaft. Die Ausfahrt aus der belebten Hafenbucht hat jedesmal ihren neuen, besonderen Reiz. Heute stand die Sonne schon tief: die Felshöhen des alten Athen warfen bereits Schatten und hoben sich aus dem Lichtmeer deutlicher hervor; aus ihrer Mitte ragt die Akropolis, deren glänzender Marmor in der Abendsonne am schönsten erstrahlt. Den Hintergrund bildet die flache Pyramide des hohen Marmorgebirges Pentelikon mit seinen weißschimmernden Marmorbrüchen. Zur Rechten wölbt sich majestätisch der hohe, breite Felsrücken des Hymettos, von der untergehenden Sonne mit veilchenblauem Licht übergossen. Doch bald bedeckte die breite Masse des bis ans Meer vortretenden Gebirges die schöne attische Ebene, und die Nacht brach herein, noch ehe wir das Kap Sunion erreichten.

Als der Morgen dämmerte, lag bereits Euböa mit seinen hohen, schneeigen Gebirgszügen weit hinter uns. Bald erscheint zur Rechten die Berglinie von Chios, und vor uns hebt sich das flache Lesbos aus dem Meer. Schon um Mittag erreichen wir das Kap Baba, die Südwestecke der Troas. Lemnos, Tenedos, Imbros, überragt von der ge-

Digitized by Google

waltigen Gebirgsmasse von Samothrake, bleiben links. Unsere Fahrt geht hart an der Küste des Festlandes entlang, die uns als ein niederer, öder Felshang begleitet. Doch sie gewinnt mit einemmal Interesse, als der erste Grabhügel, der Beschik-tepeh, über der berühmten Besika-Bai die Nähe der homerischen Landschaft verkündet. Zehn solcher Grabhügel aus prähistorischer Zeit sind in der Troas erhalten, die, meist an weithin sichtbarem Orte aufgeschüttet, noch heute von der Macht uralter Herrschergeschlechter zeugen, die einst hier ihr ruhmvolles Dasein beschlossen.

Um drei Uhr bog unser Schiff um das Kap Sigeion in die breite Mündung des Hellesponts ein. Nun öffnet sich rechts zwischen niederen Thalrändern die breite Ebene des alten Skamander, der jetzt Mendere genannt wird; zwei hohe Grabhügel schmücken die Vorgebirge rechts und links. Dazwischen auf weit vorgeschobener flacher Landspitze die türkische Festung Kum-Kalessi, welche die Einfahrt in den Hellespont beherrscht. Eine gute Wegstunde landeinwärts gelegen schimmern die gelben Schutthalden von Hissarlik, der Stätte des alten Troja, mitten aus einer grünen Sumpflandschaft. Im Hintergrund schließen die Vorberge des Ida die Strandebene ab, und dahinter erhebt sich am fernen Horizont der lange Hauptzug mit dem beschneiten Gipfel.

Nur kurz währte dieser erste Blick auf den Schauplatz der homerischen Gesänge: das Schiff fuhr in den Hellespont ein, der zwischen öden Uferhängen wie ein breiter Meerstrom uns entgegenströmt. Nur das schimmernde Städtchen Eren-Koi auf asiatischem Ufer unterbricht mit freundlichen Öl- und Weingärten die verlassene Landschaft.

Alle Schiffe, die den Hellespont passieren, müssen in Tschanak-Kalessi, etwa fünfundzwanzig Kilometer nördlich von

Digitized by Google

Troja, anhalten und sich legitimieren. Dort lag das alte Dardanos, heute noch von den Europäern Dardanelli genannt. Die Dardanellenstadt ist das Zentrum der türkischen Hellespontbefestigung, die vom Kap Sigeion bis zur Stätte des alten Abydos beide Küsten besetzt hält.

Die Ankunft des großen europäischen Dampfers bringt lebendige Bewegung in die kleine Hafenbucht. Wohl zwanzig Kähne stoßen vom Land und rudern um die Wette auf unser Schiff zu. Ehe noch die Treppe herabgelassen wird, hat die Meute der Barkenführer schon das Deck erklettert. Schreiend stürzen die lebhaften Orientalen auf die wenigen Europäer, welche zum Landen bereit stehen. In allen Sprachen rufen sie uns an: Kyrie, Signore, Effendi und Moschié schreit's von allen Seiten, alle vereinigen sich in dem Rufe barca. Wir fragen nach dem von Professor Dörpfeld empfohlenen Bootsmann. Bei diesem Namen tritt sofort ein griechischer Bootsmann vor und übergiebt uns das Erkennungszeichen, eine Visitenkarte Dörpfelds mit empfehlender Aufschrift; zum Überfluß hatte er auch noch eine von Frau Sophie Schliemann in seinem Besitz. Wir vertrauten uns dem Manne an und waren wirklich gut bedient.

Wer in der Türkei landen will, muß einen ausführlichen Reisepaß bei sich haben, den er vor Antritt der Fahrt mit dem Visa eines deutschen und türkischen Konsuls versehen lassen muß. Meine Begleiter, wiederum Dr. Stählin und unser delphischer Reisegefährte aus Belgien, und ich, wir hatten alle vorsorglicherweise unsere Papiere im Piräeus in Ordnung bringen lassen; der Bootsmann gab Ziel und Zweck unserer Reise an, und so mußte uns der Beamte sogar ohne Trinkgeld einlassen. Ermutigt durch diesen unerwarteten Erfolg wagten wir auch im Zollschuppen das Bakhschisch zu

Digitized by Google

unterlassen, unser leichtes Gepäck war ja rasch durchstöbert. Einem meiner Begleiter bekam dies aber schlecht. Der Beamte sah in den Taschen seines weiten Mantels eine Textausgabe des Homer und nahm sie sofort an sich. Alle Versicherungen, daß dies ein ungefährlicher Schriftsteller sei, halfen nichts: Homer wurde unerbittlich konfisziert, weil er die türkische Zensur nicht passiert hatte.

Unterdessen war es sechs Uhr abends geworden; es war zu spät, um den Ritt nach Troja zu unternehmen; so nahmen wir im „Hotel Hellespont" Wohnung und bekamen leidliche Zimmer. Wir machten noch einen Abendspaziergang am Ufer des Hellesponts dem alten Abydos zu. Doch gaben wir wegen der drohenden Haltung der türkischen Fortwachen den gewagten Marsch bald auf. Und wir thaten recht daran: ein Berliner Professor, der vierzehn Tage später denselben Gang wagte, wurde in der That als Spion verhaftet und mußte die Nacht auf der Wache zubringen, bis die Achtung der Türken vor dem deutschen Namen ihn befreite.

Wir hatten die Pferde schon auf vier Uhr früh bestellt; allein infolge der Säumigkeit des türkischen Pferdeverleihers kamen wir erst um sechs Uhr aus der Stadt. Als Führer diente uns ein Türke, der ein wenig Griechisch verstand. Der Weg war anfangs sehr belebt, und Leute in den verschiedensten Trachten kamen uns entgegen; hier begegneten wir auch den ersten Karawanen, langen Reihen hochbeiniger Kamele, angeführt von einem Türken auf niederem Esel; sie waren meist mit Holz aus dem Innern Kleinasiens beladen, das bei der Baumlosigkeit der Küstenstriche einen wertvollen Handelsartikel bildet. Der Weg führte uns zunächst am Ufer des Hellesponts zurück nach Eren-Koi, dann landeinwärts ins Thal des Dumbrek-Su, des alten Simois, und bald erblickten

Digitized by Google

wir die Schutthalden von Hissarlik. Gegen Mittag erreichten wir das Stadtgebiet des alten Troja, und nachdem wir den kurzen Hang hinter dem Ausgrabungshügel erstiegen hatten, ritten wir in Schliemannopolis, dem Barackenlager der Ausgraber, ein.

Wir hatten den Zeitpunkt unseres Besuches gut getroffen: eben hatten neue Ausgrabungen begonnen. Auf Kosten des deutschen Kaisers grub das archäologische Institut von Athen unter Leitung des Professor Dr. Dörpfeld. Wir wurden aufs freundlichste empfangen und bewirtet; jeder erhielt sein Stübchen in einer Baracke angewiesen. Während wir von unserem langen Ritte ausruhten, wurde in einem tiefen gemauerten Brunnenschachte der Burg ein schöner Zeuskopf aus hellenistischer Zeit gefunden. Als wir durch die freudige Bewegung geweckt heraustraten, begrüßte uns von Dörpfelds Baracke her wie ein glückliches Vorzeichen das fast unversehrte kolossale Marmorhaupt des Gottes. Dann nahmen sich Professor Dörpfeld selbst und seine Mitarbeiter einer nach dem andern die Mühe, uns in die Geheimnisse des Ausgrabungsfeldes einzuführen. Unter solcher Führung wurden wir bald vertraut mit dem Wirrwarr der durcheinanderlaufenden Mauerreste.

Den Ankömmling fesselt vor allem der freie Ausblick auf die interessante Landschaft. Die breite Skamanderebene zur Linken vereinigt sich am Fuß des Burghügels mit der von rechts einmündenden Simoisebene. Man übersieht das weite Schlachtfeld bis hinab zum Hellespont, wo einst der Griechen Schiffslager stand; das weithin sichtbare Achilleusgrab bezeichnet seine rechte Flanke. Aus dem Meere steigt hinter Imbros die riesige Bergmasse von Samothrake auf, von wo Homer den Poseidon dem Kampf zuschauen läßt. Nach Süden beherrscht das Idagebirge das Landschaftsbild; sein schimmernder Gipfel Gargaros, von wo Zeus in die

Digitized by Google

Kämpfe um Ilios eingreift, ist, wie auf der entgegengesetzten Seite Samothrake, über 50 Kilometer von uns entfernt und erscheint als lichter Felsgrat in blauer Ferne am Südosthorizont. Jeden Abend erscheint gegen Westen die schöne Pyramide des Athos, über den Hera, vom Olympos kommend, den Griechen zu Hilfe eilte. Wer will im Angesichte dieser Landschaft noch bezweifeln, daß Homer mit dem Schauplatz der Kämpfe, die er besingt, aufs genaueste vertraut war? Was immer die zerstörende Macht der Elemente und der Menschen verändert haben mag, das Profil der Landschaft ist dasselbe geblieben. Im Anblick der schönen Götterberge fühlen wir uns am reinsten in die Zeiten Homers zurückversetzt.

Aber auch das Ausgrabungsfeld zieht den Ankömmling gewaltig an. Es gleicht einer tiefen Sandgrube, in der einzelne Erdpfeiler stehen geblieben sind und die Höhe der ursprünglichen Oberfläche anzeigen. Der tiefste Graben ist fast 18 Meter tief in den Hügel getrieben; dort sieht man nur einige unscheinbare Grundmauern aus Bruchsteinen, Reste einer primitiven Niederlassung aus der Steinzeit. Ansehnlicher sind die Ruinen in der 6 Meter höher gelegenen Schicht der sogenannten „zweiten Stadt", welche in ihrem ganzen Umfang bloßgelegt ist und die Grundfläche der Grube bildet. Hier fällt vor allem eine mit mächtigen Steinplatten schön gepflasterte Rampe in die Augen, gut erhaltene Festungsmauern zur Seite, die unten aus geböschten kleinen Steinen, oben senkrecht aus getrockneten Lehmziegeln aufgeschichtet sind. Die Hauptgebäude dieser Schicht gleichen in ihren Grundrissen bereits dem Männersaal der Herrscherburg auf Tiryns, wenn auch der aus den Fundstücken ersichtliche Kulturzustand und die doch noch recht primitiven Befestigungen der Burg nicht zu Homers Beschreibung passen wollen. Besser stimmen schon

Digitized by Google

die durch die ganze Schicht wahrnehmbaren Spuren einer furchtbaren Feuersbrunst, durch welche die Burg wiederholt eingeäschert worden sein muß. Man findet nicht bloß viele Aschen- und Kohlenreste, sogar die Steine sind manchmal außen zu Kalk verbrannt und die Lehmziegel im Feuer rot geworden und gehärtet. Deutlich sieht man noch, wie die Hitze da am stärksten war, wo Holz eingesetzt war: an den Thüröffnungen und Balkenlagern sind die Wände oft wie verglast. Am stärksten zogen uns natürlich die neuesten Ausgrabungen an. Mit Staunen sahen wir in weitem Bogen um die Burg aus den Schliemann'schen Schutthalden Steinmauern von mächtiger Höhe und Dicke herausschälen, welche ganz den Vorstellungen entsprechen, welche wir uns nach Homer von Priams starker Burg machen müssen.

Der Abend vereinigte uns alle um Dörpfeld in der Speisebaracke. Es waren gemütliche Stunden, die wir hier mitten in der Einöde der Türkei, Deutsche unter Deutschen, genießen durften. Als wir uns zur Ruhe begaben, zog unerwartet vom Meere her ein gewaltiges Gewitter auf. Die ausgetrockneten Holzdächer ließen den Regen in Strömen durch. Wir spannten belustigt unsere Schirme auf und gedachten der schönen Verse:

Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante!

Am andern Morgen war das Wetter wieder schön wie immer. Wieder widmete sich Professor Dörpfeld mehr als drei Stunden unserer Einführung; dann überließ er uns eigenen Studien. Am Nachmittag machten wir den Gang thalabwärts. Noch heute zeigt ein Altwasser die alte Skamandermündung, wie die homerische Dichtung sie voraussetzt. Es zieht sich vor der Burg hin, den sumpfigen Simois in

Digitized by Google

sich aufnehmend, folgt dann dem rechten Thalhang und mündet beim alten Kap Rhoiteion. Dort lag vor alters der Grabhügel des Ajas dicht am Meer. Unter Hadrian hatte ihn jedoch die Flut soweit zerstört, daß ein ungeheures Skelett zu Tage lag. Hadrian ließ den ehrwürdigen Gebeinen weiter oberhalb einen neuen großartigen Grabhügel aufschütten, der noch heute den Abhang des Vorgebirges ziert. Von dort übersahen wir das breite Mündungsgebiet des Skamander. Jetzt hat er sich am jenseitigen Thalrand ein neues Bett gegraben; auf seinen weit vorgeschobenen Sandmassen liegt malerisch Kum-Kalessi, links davon, am Abhang dem Meere zu, grüßt das Grab des Achilleus herüber. Dorthin wandten wir nun unsere Schritte; es ging auf Steindämmen und Brücken über Sümpfe und alte und neue Wasserläufe des veränderlichen Skamander. Wir erreichten nach einer kleinen Stunde das Achilleusgrab, zu dessen Seite ein kleinerer stärker zerstörter Hügel liegt, das Patroklosgrab. Der einsame Strand des rauschenden Meeres mit den beiden uralten Grabhügeln erschien uns als der stimmungsvollste Ort der troischen Landschaft. Homer muß ihn gekannt haben; die Dichtung von Achilleus und der Meergöttin Thetis ist mit dieser Örtlichkeit verknüpft; sie spricht noch heute in ergreifender Weise zu jedem Besucher, der die richtige Stimmung mitbringt. Überhaupt verstärkte dieser Gang in uns die Überzeugung, daß die homerische Dichtung auf genauer Kenntnis der Örtlichkeit beruht. Homer hat die Grabhügel zu beiden Seiten der Ebene gesehen, er erblickte in ihnen die Gräber fremder Fürsten, die im Kampf um Troja geblieben waren. Er sah quer über die Ebene noch die von Erdbeben und Hochwasser arg zerstörte Schanze, welche die Angreifer zum Schutz ihres Lagers aufgeworfen hatten. Er sah die stolzen Trümmer der zerstörten Stadt, die jetzt

Digitized by Google

wieder dem Schutte der Jahrtausende entsteigen, wie er alle die schönen Götterberge gekannt hat, welche aus lichter Ferne so majestätisch auf die troische Landschaft herabschauen.

Auf dem Heimweg konnten wir die Veränderlichkeit des Skamanderbettes durch eigene Erfahrung bestätigen. Wir glaubten nach unserer Karte, bereits den ganzen Fluß in einheitlichem Bett überschritten zu haben, und wollten nun, einem eingezeichneten Fußweg folgend, schräg über die Ebene direkt auf Hissarlik zugehen. Aber bald gebot ein neuer, breiter und reißender Flußarm Halt, und wir bemerkten, daß wir auf eine Insel des Flußdeltas geraten waren. Da kamen eben Flößer den Fluß herab, welche das Holz des Ida zum Meer geleiteten; mit ihrer Hilfe hofften wir, rasch ans jenseitige Ufer gelangen zu können. Sie nahmen uns auch bereitwillig auf ihren Floß, weigerten sich aber standhaft, drüben zu landen. Wir wurden schließlich ungeduldig, und auch sie redeten immer lebhafter auf uns ein; wir hörten immer wieder die Worte burada su, dazu machten sie Bewegungen wie hüpfende und schwimmende Frösche. Wie wir später erfuhren, hieß dies: „Dort ist Wasser", was auch der Sinn der Mimik sein sollte. Ein Türke, der am Ufer ritt und die babylonische Verwirrung mit anhörte, half uns endlich zum Verständnis, indem ihm das griechische Wort (νερό) einfiel. Unterdessen waren wir ein tüchtiges Stück stromabwärts getrieben; da sahen wir nun jenseits einen weiteren auf unserer Karte nicht verzeichneten Skamanderarm einmünden, und es wurde uns klar, daß das Land, auf dem wir ausgesetzt zu werden wünschten, eine neuentstandene, rings vom Fluß abgeschlossene Insel war. Erst jetzt willfahrten die Türken unserm Wunsch und setzten uns am Ufer ab, für ein kleines Trinkgeld noch viele Ewala (Danke!) uns nachrufend.

Digitized by Google

Wir gelangten nun auf schmalem Fußpfad über die Steppe des alten Schlachtfeldes zu dem θρωσμὸς πεδίοιο (Il. 10, 160), der sanften Bodenschwellung, welche den alten und den neuen Lauf des Skamander scheidet; dort läßt Homer die siegreichen Troer auf Hektors Rat biwakieren, um am andern Morgen sofort den Sturm auf das Schiffslager am Meeresstrand unternehmen zu können. Von dem türkischen Friedhof, der jetzt nahe dem Weiler Kum-Koi den flachen Hügel schmückt, führte uns ein schmaler Steg über das sumpfige Altwasser an den Fuß der Burg. Um 7 Uhr abends trafen wir frohgestimmt über die gelungene interessante Tour bei den Baracken der Ausgraber ein.

Der dritte Tag war zunächst dem Ausflug thalaufwärts gewidmet. Wir ritten mit Sonnenaufgang ab, über die Stätte des homerischen Thymbre im nächsten Seitenthale des Skamander, dann durch den Fluß nach dem Dorfe Bunarbaschi und hinauf auf die steilen Felshöhen der Ausläufer des Ida, die hier der Fluß durchbricht, um sich in die Strandebene zu ergießen. Dort liegen in einer Höhe von ca. 150 Meter über dem Meere auf schroffem Berggrat, vom Fluß halbkreisförmig umspült, uralte Trümmer einer kleinen Felsenburg. Lange hat man hier ohne Grund Troja angesetzt, bis die großartigen Funde auf Hissarlik diesem endgültig diesen Ruhmestitel zusprachen. Man hat unterdessen gelernt, die Angaben Homers wörtlicher zu nehmen. Jetzt sucht man die Stadt des Priamos nicht mehr im Felsgebirge, wenn Homer sie ausdrücklich in die Ebene verlegt (Il. 20, 216 f.). Wenn Achilleus den Hektor um die Stadt verfolgt und seine Leiche um dieselbe herumschleift, so waren dabei sicherlich keine Felshänge von 45 Grad Steigung zu überwinden. Zudem ist die Entfernung dieser Bergfeste vom Strande bei Sigeion

Digitized by Google

etwa 15 Kilometer; die Ilias setzt aber durchweg eine ganz nahe Entfernung zwischen Stadt und Schiffslager voraus. Die Rundsicht auf Ebene, Meer und Inseln ist von der beherrschenden Höhe eine ganz entzückende; tief unten windet sich der Fluß in tief eingeschnittenem Felsthal. Nur der Hauptzug und Gipfel des Ida ist von hier nicht sichtbar: ein weiterer Grund, weshalb hier das Ilion Homers nicht gelegen haben kann.

Nach unserer Rückkehr nach Hissarlik widmete sich uns Professor Dörpfeld zum drittenmal. Und als am Abend die Sonne uns zum letztenmal die interessante Landschaft beleuchtete, da konnten wir sie getrost scheiden sehen; wir waren in Stadt und Land der Troer heimisch geworden, und die tiefen Eindrücke, welche wir hier empfingen, wird keine Zeit zu verwischen im stande sein. Wir ritten noch in der Nacht nach Tschanak-Kalessi ab, um den Frühdampfer nach Konstantinopel zu erreichen.

* * *

Das ganze Altertum hindurch galt das historische Ilion als die Stätte des homerischen; man glaubte an eine ununterbrochene Tradition. Xerxes und Alexander besuchten den weltberühmten Ort; die Römer ehrten in ihm die Heimat ihres Stammvaters Äneas, die römischen Kaiser verwandelten die Burg in einen in Marmor prangenden Bezirk der ilischen Athena. Erst mit dem Siege des Christentums zerfiel dieser Wallfahrtsort des Heidentums. Seither benützten die benachbarten Dörfer die Ruinen als Steinbruch, und als am Anfang unseres Jahrhunderts die Gelehrten der Stätte wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandten, hatte Gras und Gestrüpp den Hügel überwuchert und nur in dem Namen Hissarlik (= Burgruine) klang noch die Erinnerung an die alte Ruinenstätte

Digitized by Google

nach. Es ist bekanntlich das Verdienst Heinrich Schliemanns, der alten Überlieferung wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben. Er entschied sich bei seinem ersten Besuch 1868 mit Bestimmtheit für Hissarlik und begann 1871 mutig seine Ansicht durch Ausgrabungen zu erproben. Er fand mehr als er gesucht hatte; er fand, daß dieser Hügel seit urdenklicher Zeit besiedelt war und im Lauf der Jahrtausende zwölf deutlich unterschiedene Ansiedlungen getragen hat.

Um diese auffallende Thatsache zu verstehen, muß man sich zunächst die Bauweise der primitiven Völker des Orients vergegenwärtigen, wie sie noch heutzutage von Griechen und Türken auf den Dörfern geübt wird. Keller sind gänzlich unbekannt; die Fundamente der Häuser, welche meist aus einem großen Raum bestehen, dringen kaum unter die Oberfläche des Bodens; es wird einfach ein Graben von wenigen Zoll Tiefe ausgehoben, und aus ihm erhebt sich das Fundament aus Bruchsteinen nur wenig über den Erdboden. Die eigentlichen Hausmauern werden aus sogenannten Luftziegeln erbaut. Diese bestehen nur aus getrockneter Erde, die noch feucht in Formen gestampft wurde. Lagen von dünnen Balken machen diese Lehmwände widerstandsfähiger. Solche Erdhäuser haben indessen eine erstaunliche Haltbarkeit, so lange das vorspringende Dach sie vor Durchnässung schützt. Sobald aber das Holzwerk zerstört ist und die Mauern ohne Schutz dem Winterregen ausgesetzt sind, zerfallen sie rasch und sind bald gänzlich eingeebnet. Denken wir uns nun, eine solche Lehmstadt wird eingenommen und verbrannt; was nicht mitgenommen wird, wird zerschlagen, und eine dichte Scherbenschichte bedeckt den Boden zwischen den Fundamenten. Die kahlen Mauern fallen darüber her, der Winterregen schwemmt ihren Lehm auseinander und breitet ihn über die Trümmer

Digitized by Google

aus. Bald bedeckt eine gleichmäßige Lehmschicht Scherben und Fundamente, und es entwickelt sich auf ihr wieder üppiger Pflanzenwuchs, der langsam aber stetig an der weiteren Aufhöhung des Bodens arbeitet. So finden neue Ansiedler den Hügel: sie ahnen von der gefallenen Stadt nichts; denn die Fundamente der neuen Ansiedlung dringen nicht zu den alten hinab. Schließlich wird auch diese Stadt zerstört und verschwindet ebenso spurlos unter ihrem eigenen Schutt. Und so geht es weiter. Dieser Vorgang liefert dann zum Schluß folgendes Bild: ein Durchschnitt des Hügels zeigt jede einzelne Niederlassung als zusammenhängende Schicht von Fundamenten und Scherben deutlich unterschieden; es trennt sie von der vorhergehenden und von der folgenden je eine reine Erdschicht, die um so mächtiger ist, je länger die Stätte unbewohnt blieb.

Ähnliche Verhältnisse liegen nun auf Hissarlik vor. Der Urboden findet sich kaum 18 Meter über der Ebene; die älteste Ansiedlung auf demselben hat einen Durchmesser von ungefähr 50 Meter. Beim Beginn der Ausgrabungen war der Hügel beinahe 36 Meter hoch; die breiteste Burganlage hat einen Durchmesser von nahezu 200 Meter. Der Hügel hat sich also im Laufe der Jahrtausende fast um das Doppelte aufgehöht und um das Vierfache verbreitert. Die älteste Ansiedlung ist nur durch eine handbreite Humusschicht vom Fels des Hügels getrennt, sie ist anscheinend einmal zerstört und erweitert wieder aufgebaut worden, wie eine im Süden noch vorhandene vorgeschobene Festungsmauer vermuten läßt. Über der Schuttschicht dieser ersten Stadt liegt eine reine Erdschicht von ca. 50 Centimeter Dicke. Hierzu genügte der Lehm der zerstörten Mauern bei weitem nicht; es muß hier Jahrhunderte lang dichter Urwald gestanden haben, dessen Abfälle diese Humusmasse allmählich gebildet haben. Dann

Digitized by Google

kamen neue Ansiedler; sie erhöhten durch künstliche Aufschüttung den Hügel zu einer 24 Meter hohen, ca. 100 Meter breiten Burgterrasse und umgaben dieselbe mit einer Steinböschung, auf der sich eine 4 Meter dicke und mindestens ebenso hohe Lehmmauer erhob. Zweimal wurde diese Lehmburg zerstört, zweimal mit bedeutender Erweiterung der Anlage wiederaufgebaut. Man findet drei verschiedene Lagen Fundamente deutlich unterschieden übereinander herlaufend, und diesen drei Schichten entsprechen drei Mauerzüge, von denen immer der jüngere vor und über den älteren zu stehen kam; dreifach ziehen sie sich im Halbkreis um die Burg, soweit überhaupt Mauern erhalten sind. Aus dieser sogenannten „zweiten Stadt", wie Schliemann diese drei Perioden nennt, stammen auch die großartigen Goldfunde, die fälschlich unter dem Namen „Schatz des Priamos" gehen. Die dritte Zerstörung der „zweiten Stadt" war eine endgültige, sie scheint für lange Zeit der Pracht ein Ende gemacht zu haben. Zwar blieb der Hügel nie mehr längere Zeit unbewohnt, man kann noch drei verschiedene Bauperioden unterscheiden, aber diese sogenannte „dritte, vierte und fünfte Stadt" blieben dorfähnliche Ansiedlungen. Sie haben indessen den Hügel beträchtlich aufgehöht und erweitert; denn auf ihrem Schutt erhob sich eine neue Burg bereits bis zur Höhe von über 30 Meter und mit einem Durchmesser von fast 200 Meter.

Diese sogenannte „sechste Stadt" steht gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses. Ihr Entdecker ist Wilhelm Dörpfeld. Schliemann hatte von Norden her einen tiefen Graben bis auf den Fels in den Hügel getrieben. Da auf der Nordseite merkwürdigerweise von den Stadtmauern aller Perioden mit Ausnahme der ältesten keine Spur mehr erhalten ist, stieß er erst von innen auf die jenseitige Mauer der zweiten

Digitized by Google

Stadt. Er höhlte nun den Berg dieser folgend bis hinab zum Niveau der zweiten Stadt kraterförmig aus. Leider hat er dabei die oberen Schichten, die ihm unwichtig schienen, meist ohne sie aufzuzeichnen, zerstört. Nur was außerhalb der zweiten Stadt lag, blieb ganz unberührt, und in diesem stehen gebliebenen Erdwall hat nun Dörpfeld seine Gräben gezogen und Mauern und Türme einer weit umfangreicheren, starken Steinburg entdeckt. Was aber das Wichtigste an diesem Fund ist: man fand in der Trümmerschicht dieser Burg dieselbe Topfware, wie in Mykene, der Burg des Agamemnon, die ihrerseits wieder durch dort gefundene ägyptische Ware auf ca. 1500—1000 v. Chr. datiert ist. Man hat hiermit endlich einen festen Anhaltspunkt. Wenn man überhaupt an die Wirklichkeit des homerischen Troja glaubt, so muß man es in derjenigen Burg erblicken, die sich durch ihre Geräte als gleichzeitig mit der Blüte Mykenes und dem Reich des Agamemnon im Peloponnes erweist. Die Stadt Schliemanns rückt aber hiermit in graue Vorzeit zurück; noch viel mehr die älteste Stadt, die vielleicht bis ins vierte Jahrtausend v. Chr. zurückgeht.

Dörpfeld begann seine Ausgrabungen an der Nordostecke, wo sofort ein imposanter, schöngemauerter, steinerner Eckturm zu Tage trat, dessen Bauart an die Stützmauern des Zugangs zum Atreusgrab in Mykene erinnert. Von hier zieht sich eine gewaltige Ringmauer in weitem Bogen südlich um die Burg. Sie zeigt, ähnlich den Mauern der „zweiten Stadt", geböschten steinernen Unterbau; doch sind neben den kolossalen Dimensionen an Stelle der unregelmäßigen Bruchsteine große Platten aus mächtigeren Kalksteinschichten in ziemlich regelmäßigen horizontalen Lagen aufgetürmt. Dieser geböschte Unterbau hat eine Dicke von 5 Meter. Auf ihm er-

Digitized by Google

hob sich ein senkrecht aufsteigender Oberbau, nach Dörpfelds Ansicht ursprünglich in gleicher Stärke aus Lehm ausgeführt. An seiner Stelle fand man eine senkrecht aufsteigende Mauer von durchschnittlich 2 Meter Stärke aus Kalksteinen, welche in Größe und Form ganz den alten Lehmziegeln entsprechen. Dörpfeld nimmt daher an, daß diese Mauer erst nachträglich an Stelle des alten Lehmbaues aufgeführt worden sei. Die ganze Nord- und Westseite über den steil abfallenden Thalhängen zeigt keine Spur der Mauer, so daß man annimmt, daß sie dort, wo sie offen zu Tage lag, etwa zur Erbauung von Sigeion abgetragen wurde, während die Teile gegen das angrenzende Hochfeld zu durch ihre frühzeitige, tiefe Verschüttung diesem Schicksal entgingen. Innerhalb der Mauer stieg die Burg terrassenförmig an. Leider ist die höchste Terrasse, welche den Herrscherpalast getragen haben muß, wohl schon durch Einebnung des Burgplateaus in historischer Zeit, durch Schliemanns Ausgrabungen aber vollends gänzlich zerstört worden.

Auf die sogenannte sechste Stadt, die Stadt der mykenischen Zeit, folgt nun die historisch-griechische Besiedlung. Auch sie hat deutliche Spuren hinterlassen. Man kann an den Fundamenten noch deutlich zwei Städte unterscheiden, und die Geschichte meldet ja auch von einer gründlichen Zerstörung Trojas durch Fimbria im Jahr 85 v. Chr. Das letzte glänzende Stadium der Burg fällt in die römische Kaiserzeit: eine große, viereckige Marmorterrasse trug den prächtigen Neubau des berühmten Tempels der ilischen Athena. Erst in allerneuester Zeit hat sich abseits auf dem mehr als anderthalbtausend Jahre verlassenen Gebiete der Stadt wieder eine Ansiedlung gebildet, Neu-Hissarlik genannt. Dort wurde einem Trupp Tscherkessen-Veteranen der türkischen Armee Land

Digitized by Google

angewiesen, nach türkischem Staatsrecht wurde es den bisherigen Besitzern ohne Entschädigung einfach abgesprochen. Das wollten sich die alten Bebauer natürlich nicht gefallen lassen, und die Tscherkessen mußten sich eine Zeit lang mit Pulver und Blei um ihr neues Besitztum wehren. Nachdem einige der früheren Besitzer totgeschossen waren, hatten sie indessen bald Ruhe. Ein trostloses Bild türkischer Mißwirtschaft bietet auch der verwahrloste Zustand der wasserreichen Flußthäler. Das einst so fruchtbare Ackerland ist auf weite Strecken versumpft, und die Miasmen, die es erzeugt, verschonen im Sommer selbst die Eingeborenen nicht. Wohl kennt auch Homer hier Sümpfe, und die Pest im griechischen Lager ist vielleicht ein Zeichen ihrer uralten Gefährlichkeit. Aber die Alten thaten doch ihr möglichstes zur Entsumpfung und Gesundung der Ebene. Ein Skamanderkanal nach der Besika-Bai und nördlich davon ein uralter künstlicher Durchstich nach dem Meere beweisen dies. Durch Erneuerung und Erweiterung dieser Anlagen und durch Regulierung der Flüsse könnte das Land wieder ertragfähig gemacht und das Sumpffieber wirksam bekämpft werden. Daran ist aber unter türkischer Herrschaft natürlich nicht zu denken.

Gehen wir von dieser traurigen Gegenwart noch einmal zurück in die Zeit der höchsten Blüte, welche diese Stätte gesehen hat, in die Zeit des Priamos! Die Ausgrabungen haben uns gelehrt, daß die von Homer besungene Stadt kein Gebilde der Sage, sondern eine wirkliche mächtige Burg war, deren Reste noch heute Staunen erregen. Obwohl sie eine Stunde vom Strande entfernt lag, war sie für jene Zeiten doch eine Seestadt, wie auch die Sage vom kühnen Seezug des Paris andeutet. Die wilde Urzeit, in der das Gewerbe des Seeräubers als ein ehrliches hoch in Ansehen

Digitized by Google

ſtand, machte es unmöglich, Städte dicht am Meere anzulegen. Dieſem Umſtand verdanken die älteſten Städte, wie Tiryns, Athen und ſo auch Troja, ihre Lage inmitten der Strandebene. Troja beherrſchte aber dennoch die Einfahrt ins Schwarze Meer, und es kann in dieſem Sinne gewiſſermaßen das Konſtantinopel der Vorzeit genannt werden. Zugleich liegt Troja in der Mitte zweier fruchtbarer, waſſerreicher Ebenen, und ſeine Lage ſichert ihm die unbedingte Herrſchaft über dieſelben. Die Fruchtbarkeit der Flußthäler war die wichtigſte Quelle des Reichtums, durch den Troja vor alters berühmt war. Endlich erſcheint das Troja Homers als Abſchluß einer langen, glänzenden Entwicklung; denn man glaubt, einen Zuſammenhang der Kultur von der zweiten bis zur ſechsten Stadt konſtatieren zu können. Die Burg des Priamos ſtellt dann die zweite, höchſte und letzte Blüte des iliſchen Stammes dar. Langer, ungeſtörter Beſitz der Macht, die fruchtbare Umgebung und die nahe wichtige Meerſtraße hatten Trojas Reichtum ins Unermeßliche geſteigert, ſein Ruhm erſcholl in alle Lande und erweckte den Neid und die Eroberungsſucht kriegeriſcher Nachbarn. Vom Peloponnes her, wo ein verwandter Stamm verwandte Kultur zu ähnlicher Höhe geſteigert hatte, nahte das Verderben. Troja fiel nach rühmlichem Kampf. Aber der tragiſche Ausgang von ſo viel Macht und Herrlichkeit blieb unvergeſſen, auch bei den Eroberern, er lebte fort in den Geſängen der Dichter, bis er in Homer ſeine höchſte dichteriſche Verherrlichung fand.

Digitized by Google

Konstantinopel.

Die Fahrt über das Marmarameer bietet wenig Abwechslung; das Interesse beginnt erst zu steigen, wenn man sich Konstantinopel nähert. Die fernen, niederen Ufer der weiten Meeresfläche scheinen sich vor uns zu schließen, und man erkennt durch das Fernrohr, daß das Schiff einer schimmernden Häusermasse zusteuert. Während die Fahrt sich dem öden Felshang des nördlichen Ufers des Marmarameeres nähert, tritt allmählich eine stolze Burg mit vielen Türmen deutlicher hervor. Es ist dies die südwestliche Ecke der alten byzantinischen Stadtbefestigung, das „Schloß der sieben Türme". Bald erscheint auch Stambul mit seinen weitläufigen Häuservierteln hinter den hohen Mauern, überragt von den Minarehs und Kuppeln seiner mächtigen Moscheen. Das Schiff fährt die alte Stadtmauer entlang, welche das Meeresufer noch heute befestigt, bis es um die palastgekrönte Seraispitze in das goldene Horn einbiegt. Jetzt treten plötzlich die Ufer auseinander, es öffnet sich der Blick auf den Bosporus, der Europa von Asien scheidet. Drei durch das Meer getrennte große Städte füllen den Gesichtskreis. Die türkische Hauptstadt Stambul, das alte Konstantinopolis, das bisher unsere Fahrt zur Linken begleitet hat, ist durch eine breite Hafenbucht, das goldene Horn, von einer zweiten Stadt getrennt,

Digitized by Google

der jenseitigen Europäerstadt Galata und Pera. Beiden gegenüber auf asiatischer Seite hält eine dritte Stadt, Skutari, die Mündung des Bosporus besetzt.

Wer das erstemal inmitten dieser dreifachen Riesenstadt landet, kann sich dem mächtigen Zauber des Anblicks der Hauptstadt des Orients, kann sich vor allem dem starken Eindruck der Erinnerung an all die weltbewegenden Ereignisse nicht verschließen, von denen dieser schöne Punkt des Erdballs Zeuge war. Kein Wunder, daß dieser erste Eindruck oft so übermächtig ist, daß er leicht in übertriebenen Schilderungen des Anblicks, den Konstantinopel biete, Ausdruck findet. Auch die Märchenwelt des Orients, in die sich der phantasiereiche Beschauer beim Anblick der vielen Minarehs versetzt glaubt, die Schreckensgeschichten, von welchen die Sultanspaläste erzählen, haben einen großen Anteil an diesem Enthusiasmus. Die Landschaft für sich betrachtet ist keineswegs großartig zu nennen. Es fehlen vor allem die hohen Gebirge, die für Genua, Neapel, Palermo und Athen den imposanten Hintergrund abgeben. Auch die Vegetation ist ziemlich arm und eintönig, wenn man von den parkreichen Ufern des mittleren Teiles des Bosporus absieht, der sich vorerst den Blicken entzieht.

Freilich, schön ist's überall, wo eine Großstadt die Uferhänge eines schönen Gewässers füllt. Die Wechselwirkung von Land und Meer ist aber bei Konstantinopel durch die eigenartige Gliederung der Küste besonders schön und wirkungsvoll. Drei Halbinseln, jede mit einer eigenartigen, volkreichen Stadt bedeckt, ragen hier zusammen; auf asiatischer Seite das flache Skutari, dorfähnlich gebaut, ohne hervorragende Gebäulichkeiten, von ganz asiatischem Charakter; auf europäischer Seite, durch das goldene Horn von Stambul ge-

Digitized by Google

trennt, die steilgebaute Europäerstadt, Galata und Pera; endlich Stambul selbst, mit dem Serai an der Spitze, eine sanftansteigende, weitläufige Türkenstadt, über deren niedrige Holzhäuser die stattlichen Ministerien und Moscheen hoch emporragen. Wie in Neapel der Vesuv, wie in Athen die Akropolis, so fesselt hier dieser moscheengekrönte Bergrücken den Blick des Beschauers mit geheimnisvoller Macht.

Nicht weniger schön ist das Meer, das die drei Städte trennt. Der breite Meerstrom Bosporus ergießt hier in starker Strömung die Wasser des Schwarzen Meeres in das weite Becken des Marmarameeres, das sich südlich von Stambul ins Weite erstreckt. Und gerade bei dieser Vereinigung zweigt nach Norden in kühnem Bogen die berühmte Hafenbucht von Byzanz, das goldene Horn, ab, in der sich die Schiffe aller Nationen zu einem dichten Mastenwald zusammenschließen.

Der schönste Punkt in Konstantinopel, von dem man die ganze Herrlichkeit in Muße betrachten kann und wo man zugleich mittendrin steht im Getriebe der orientalischen Großstadt, ist unstreitig die Galatabrücke, die neue Schiffbrücke über das goldene Horn. Dorthin wird jeder Besucher von Konstantinopel seine ersten Schritte lenken, dorthin wird er häufig und gerne zurückkehren. Ununterbrochen bewegt sich ein buntes Gemisch von Menschen und Tieren, von Wagen und Reitern hin und her, es ertönt ein Gewirr der verschiedenen Sprachen und Rufe. Hier begegnen sich alle Trachten des Abend- und Morgenlandes. Eine Unmenge Verkäufer zieht herüber und hinüber, ihre mannigfaltigen Waren mit gellendem Geschrei feilbietend. Essen und Trinken spielen dabei die Hauptrolle: der eine trägt an langer Stange über der Schulter vorn und hinten 10—12 Henkelkörbe voll herrlicher Ananaserdbeeren, ein anderer in flachen Schachteln zierliche Schüsselchen mit Jaurti,

Digitized by Google

dem beliebten süßen Milchreis der Türken. Wieder andere tragen Wasser oder Limonade in Fäßchen auf dem Rücken daher und klingeln mit Läutwerk oder Gläsern, um durstige Kehlen anzulocken; andere bringen das köstliche Naß in derbem Ziegenschlauch. Dazwischen schreiten Lastträger von herkulischer Gestalt, Zentnerlasten auf dem Stiernacken balancierend; dort schleppen vier eine gewaltige Kiste an langer elastischer Stange behend vorüber, indem sie in kurzen raschen Schritten genau Takt halten. Dazwischen huschen Stiefelputzer und Zeitungsverkäufer, die mit sicherem Blick einen Kunden erspäht haben. Natürlich fehlen auch die Bettler auf der Brücke nicht; man bemerkt auffallend viele Blinde; schamlos entblößen die Krüppel ihre ekelhaften Gebrechen.

In Galata finden wir das gewohnte Treiben des Mittelmeerhafens, es erinnert stark an die italienischen Seestädte. Eine unterirdische Drahtseilbahn bringt uns, ähnlich wie in Neapel, hinauf nach Pera. Hier sehen wir uns vollends nach Europa versetzt. Das hastige Treiben der europäischen Geschäftswelt zwischen den glänzenden Läden und hohen Geschäftshäusern heimelt uns förmlich an. Nur scheint hier eine babylonische Sprachverwirrung zu herrschen, die sich schon in den Aufschriften geltend macht. Annoncen und Firmen sind mindestens in vier Sprachen angeschrieben, türkisch, französisch, griechisch und armenisch. Daneben sieht man auch Deutsch, Englisch, Russisch, Hebräisch, Italienisch und wer weiß was für Sprachen des Ostens; doch findet man bald, daß das Französische vorherrscht. Aber es fehlt auch nicht an gut deutschen Bierpaläſten. Daß wir uns noch in der Türkei befinden, daran erinnert uns vor allem die Menge der wilden Straßenhunde. Jede Gasse hat ihr besonderes Rudel dieser häßlichen, schmutzigen Bestien; ja jeder Hund hat sein be-

Digitized by Google

sonderes Haus, von dem aus er mit Abfällen bedacht wird. Die Meute verteidigt sich hartnäckig gegen jeden Eindringling. Dafür kann sie auch selbst wieder ihren Standort nicht verlassen; denn die Nachbarstraßen sind von nicht weniger futterneidigen Sippen besetzt, die jedem fremden Hund den Zutritt durch Bellen und Beißen verwehren. Gegen die Menschen, auf deren Gnade sie sich angewiesen wissen, erweisen sich diese Hunde sehr gefügig, so daß selten verlautet, daß Leute gebissen werden.

Das goldene Horn scheint zwei Weltteile zu trennen; so verschieden ist der Anblick, den man genießt, wenn man auf der neuen Brücke von Galata nach Stambul hinüberkommt. Hier wohnen fast nur Türken, hier findet man die meisten und schönsten Moscheen. Das große Stadtgebiet ist ziemlich unregelmäßig und weitläufig mit niederen Holzhäuschen besetzt; schlechtgepflasterte, schmutzige Gassen führen durch diese feuergefährliche Barackenstadt. Ein türkisches Wohnhaus erkennt man sofort an seiner stillen Abgeschiedenheit. Kein menschliches Wesen läßt sich erblicken; die meisten Fenster, nämlich die der Frauenwohnung, sind von außen mit dichtem Holzgeflecht vergittert, damit ja kein neugieriger Blick ins Innere dringe; höchstens der Hausherr sitzt in würdiger Ruhe unter dem Thor und raucht behaglich seine Wasserpfeife (Nargileh). Am goldenen Horn finden wir ein lebhaftes, orientalisches Markttreiben. Dort hinter der Moschee der Sultanin-Mutter befindet sich der große Bazar. Der labyrinthische Gebäudekomplex ist von vielen, düsteren, schmutzigen, schlechtgepflasterten Gängen durchzogen, auf die von allen Seiten Verkaufshöhlen münden, in denen alle Herrlichkeiten des Ostens und Westens feilgeboten werden. Die Verkäufer unterscheiden sich deutlich nach Nationalitäten, nicht allein in der Tracht, sondern auch im Handelsgebaren. Würdig und schweigsam kauert

Digitized by Google

der Türke vor seinen Waren und wartet geduldig, bis ihm Allah einen Kunden schickt. Anders der Armenier, Grieche und Jude: sie rufen die Vorübergehenden an, preisen ihre Waren unaufhörlich und scheuen sich nicht vor derben Zudringlichkeiten. Trotzdem kauft man mit Vorliebe beim Türken, dessen Redlichkeit allgemein gelobt wird.

Wenn so das goldene Horn schon Orient und Occident zu trennen scheint, so sieht man sich jenseits des Bosporus, in Skutari, vollends nach Asien versetzt. Kein orientalisches Bazarleben mehr, sondern asiatisches Markttreiben herrscht auf seinen Straßen und Plätzen. Hier kommen und gehen die Karawanen, welche den Handel mit dem Innern Kleinasiens vermitteln; in bunten Trachten ziehen die verschiedensten Völker des Orients mit ihren Kamelen aus und ein. Hier spielt sich erst recht das ganze Geschäftsleben auf offener Straße ab. Man kann den verschiedenen Handwerkern bei ihrer Arbeit zusehen, vor den Garküchen interessante Einblicke in die türkische Kochkunst gewinnen. Der stimmungsvollste Ort auf asiatischem Ufer ist der große Friedhof von Skutari, dessen Stelle weithin der dichte, dunkle Cypressenhain bezeichnet, der sich über den Gräbern gebildet hat. Trotz der vielen Kirchhöfe, welche in und um Konstantinopel sich vorfinden, legt der rechtgläubige Moslem den größten Wert darauf, hier in Asien begraben zu werden. Es ist, als ob ihm dämmerte, daß für die Muhammedaner in Europa doch keine bleibende Stätte sei. Vor nichts bangt ihm aber mehr, als daß einst die Ungläubigen den Frieden seiner letzten Ruhestätte stören könnten. Auf muhammedanischem Gebiete allein ist er sicher, daß der Platz seines Begräbnisses nach Landessitte nicht bebaut noch zu neuem Begräbnis verwendet werde.

Digitized by Google

Muhammedaniſcher Gottesdienſt in Konſtantinopel.

Der Islam tritt dem Beſucher von Konſtantinopel zunächſt in Geſtalt der zahlreichen großen Moſcheen imponierend entgegen. Dieſe mächtigen, meiſt mit einer einzigen ungeheuren Halbkugel überwölbten Kuppelbauten ſind durchweg Nachahmungen der Sophienkirche, des weltberühmten Prachtbaues der byzantiniſchen Kaiſer. Jede Moſchee iſt von weitem kenntlich durch die dicht daneben aufragenden, maſtbaumartigen Minarehs; auch die Sophienkirche, 1453 zur Moſchee umgewandelt, verrät ihre neue Beſtimmung durch dieſes Wahrzeichen muhammedaniſchen Kults. Dieſe Kirchtürme des Islam, wie ſie einzeln oder zu ein, zwei, drei Paaren bei den Moſcheen ſtehen, ſchlank wie Tannen und ſpitzig wie Pfeile, gewähren im Innern nur Raum für eine enge Wendeltreppe; ſie tragen alle mindeſtens *eine*, rund um den Turm laufende, vorſpringende Gallerie, manchmal deren drei, in Stockwerken übereinander angebracht. Dies läßt ſie den Maſten unſerer Kriegsſchiffe mit ihren Maſtkörben ähnlich erſcheinen.

Wer um die Mittagſtunde auf dem großen freien Platze ſteht, welcher die Stelle des alten byzantiniſchen Hippodroms bezeichnet, und auf welchen neben den vier Minarehs der

Digitized by Google

Sophienkirche die ſechs der Achmedije, der ſtolzeſten der Moſcheen Stambuls, herabſehen, wird plötzlich ſeltſam feierliche Töne aus den Lüften her über den ſtillen, weiten Platz erſchallen hören; er ſieht empor und erblickt auf jeder Gallerie der ſchlanken Türme einen turbantragenden, bärtigen Mann; es iſt der Muezzin, der in feierlicher Formel die Gläubigen zum Gebete ruft. Sein Geſang erſetzt die Glocken, die der Islam verwirft; aber der von allen Seiten faſt gleichzeitig ertönende melodiſche Ruf übertönt faſt ebenſo feierlich und harmoniſch das Alltagsgetriebe der Straße. Fünfmal im Tag erſchallt dieſer Ruf von jedem Minareh herab, und der gläubige Moslem ſäumt nicht, ihm Folge zu leiſten. Wo er ſich auch befinden mag, nichts kann ihn davon abhalten; ſelbſt auf der Reiſe, im Schiff weiß er ein Plätzchen zu finden, wo er ſeinen kleinen Teppich ausbreiten kann, auf dem er dann, das Angeſicht gegen Mekka gerichtet, niederkniet und unter tiefen Verbeugungen ſein Gebet verrichtet.

Im übrigen macht ſich die muhammedaniſche Religion die Woche über wenig bemerklich, es müßte denn gerade Feſtwoche ſein, wo dann allabendlich die Moſcheen mit ihren Minarehs prächtig illuminiert einen feenhaften Anblick gewähren. Größere, lärmende Gottesdienſte kennen überhaupt nur die muhammedaniſchen Mönchsorden, die Derwiſche. So produziert ſich an jedem Donnerstag, dem Sonnabend des Islam, die Sekte der ſogenannten heulenden Derwiſche in ihrem Kloſter zu Skutari.

Wir beſteigen in Stambul einen der ſchlanken Kaiks, welche zu Hunderten an den Ufern des goldenen Horns bereit liegen. Sie ſind in vieler Hinſicht den Gondeln Venedigs ähnlich, dieſe pfeilſchnellen Waſſerdroſchken Konſtantinopels. Wir durchqueren die Mündung des Bosporus; der tüchtige

Digitized by Google

türkische Ruderer bringt uns ohne Unfall durch die Unmenge kleiner und großer Boote und Dampfer, welche hier das Meer beleben, ans asiatische Ufer nach Skutari hinüber. Wir durchschreiten die dorfähnliche Türkenstadt und gelangen auf holperiger Straße zum Kloster der Derwische hinan.

Die Zeremonie, auf 2 Uhr angesagt, beginnt der Hitze wegen erst um $^1/_2$4 Uhr. Wir befinden uns in einem quadratischen Raume von mäßiger Ausdehnung zu ebener Erde hinter einer Balustrade, welche einen viereckigen Tanzplatz umschließt. Auf drei Seiten laufen auf Säulen ruhende Emporen um den Saal, zum Teil dicht vergittert für türkische Frauen, die dem Schauspiel anwohnen wollen. Die Südostwand bleibt frei, in ihrer Mitte zeigt eine reichverzierte Nische den Betenden die Richtung von Mekka an. Turban tragende Mönche in langem, bis an die Füße reichendem Kaftan schreiten herein, voran der Scheich; sie ordnen sich hinter ihm zu zwei Gliedern und lassen sich auf ausgebreiteten Lammfellen nieder. Nun beginnt unter endlosen Verbeugungen in der Richtung von Mekka ein langes, eintöniges Gebet. Nach geraumer Zeit ist die Übung beendet, und der Scheich kauert, der Nische den Rücken bietend, vor derselben nieder; nun beginnt eine Art Responsorium zwischen dem Scheich und einem einzelnen oder dem ganzen Chor; und so dauert es eine volle Stunde, bis die Hauptkulthandlung ihren Anfang nimmt.

Endlich erheben sich die Andächtigen, gehen auf den Scheich zu und küssen der Reihe nach seine Hand, zwei Paare alter Derwische setzen sich in die Mitte des viereckigen Raumes einander gegenüber und beginnen mit gellender Stimme den Lobgesang auf den Propheten abzuleiern. Die übrigen bilden eine lange Linie mit Front gegen den vor der Gebets-

Digitized by Google

nische stehenden Scheich, indem jeder seine Arme über seiner Nebenmänner Nacken legt, wodurch eine engverschlungene, feste Kette entsteht. Und nun beginnt eine seltsame Freiübung: sie beugen sich erst halbrechts, dann halblinks, dann richten sie sich auf, um dieselbe Bewegung von vorn zu beginnen. Hierzu wird mit dem Anfang des muhammedanischen Glaubensbekenntnisses Lah-il-lah-il-al-lah, den die Mönche ununterbrochen mit lauter Stimme hersagen, der Takt markiert. Der Scheich giebt mit Stampfen das Tempo an, das er so lange zu steigern sich bemüht, bis die Beugungen einer einzigen raschen Kreisbewegung des Kopfes, der Koranspruch einem stöhnenden Geheul gleichen. Immer fanatischer gebärdet sich die Rotte, die Augen treten ihnen hervor, ihr Mund schäumt, und ein erstickender Schweißgeruch erfüllt den Saal. Und dies geht mit einer kurzen Gebetspause eine gute Stunde so fort, bis der Scheich das Zeichen zum Aufhören giebt. Die Sänger stimmen eine neue Weise an; und nun schreitet der Scheich, geführt von zwei Derwischen, über eine Reihe Männer und Kinder, welche sich vor ihm platt auf die Erde geworfen haben, indem sie von seinen Tritten Segen und Heilung erhoffen. Dann beginnt die stillere Schlußandacht, voll desselben ermüdenden Geleiers, desselben endlosen Verbeugens, wie das Anfangsgebet. Endlich erhebt sich der Scheich, nimmt noch von jedem Teilnehmer den Handkuß entgegen und schreitet dann langsam und feierlich voran dem Ausgang zu. Wir folgen den Mönchen und gelangen, nicht ohne ein tüchtiges Trinkgeld hinterlassen zu haben, ins Freie, froh dem betäubenden Lärm, dem erstickenden Dunst und der gähnenden Langeweile entronnen zu sein, welche diesen Ort barbarischer Gottesverehrung zur wahren Hölle machen.

* * *

Digitized by Google

Der Freitag ist der Sonntag der Muhammedaner. An diesem Tag muß der Sultan allwöchentlich als Kalif des Islam öffentliche Gebete verrichten. Der jetzige Sultan, der seinen Bruder mit Gewalt beseitigt hat und deshalb in beständiger Todesangst schwebt, hat sich bekanntlich ganz in den Jildiskiosk, einen Landsitz im Nordosten der Stadt, zurückgezogen und wagt sich nur selten hervor. Um nun nicht jeden Freitag unter Lebensgefahr den weiten Weg durch die ganze Stadt zur Sophienkirche fahren zu müssen, hat er sich eine prächtige Marmormoschee dicht vor dem Thore seines Serai bauen lassen, wo er als Beherrscher der Gläubigen sein Freitagsgebet, Selamlik genannt, möglichst ungefährdet verrichten kann.

Jeder Reichsdeutsche kann durch Vermittlung des deutschen Konsulats in Konstantinopel Zutrittskarten zu einer dem Sultan gehörigen Loggia gegenüber der Moschee erhalten. Vom Konsulat begiebt man sich zu Wagen, unter Führung des in goldbeladener Uniform strahlenden Kawassen des Konsuls, an den bezeichneten Ort. Türkische Offiziere im Dienstanzug empfangen uns in deutscher Sprache; wir betreten die geräumige, gegen Süden offene Halle, wo wir an kleinen, runden Tischen als Gäste des Sultans mit Erfrischungen bewirtet werden. Aber bald ist es Zeit, bei der wachsenden Zahl insbesondere der englischen Gäste, sich einen guten Platz an der Balustrade zu suchen und ihn standhaft fest zu halten, den heißen Sonnenstrahlen zum Trotz, die fast scheitelrecht die Stirne treffen.

Zunächst gilt es, geduldig zu warten. Man hat Muße, den schöngepflegten Platz und die blendendweiße, zierliche Moschee Hamidije zu bewundern. Diese ist in gotischem Stile gehalten, der, nur wenig modifiziert, hier wohl zum

Digitized by Google

erſtenmal orientaliſchen Zwecken dient. Herrlich iſt die Fernſicht hinunter auf die Mündung des Bosporus und das weite Marmarameer, in welches kühn vorſpringend die palaſtgekrönte Seraiſpitze Stambuls hinausragt und das goldene Horn, den maſtenreichen Hafen von Konſtantinopel, vom offenen Meer abtrennt. Links iſt der Blick begrenzt durch die undurchdringliche hohe Mauer des Jildiskiosk, aus deren hohem Thor der Sultan erwartet wird.

Unterdeſſen kommt von allen Seiten Militär. Die Infanterieregimenter, meiſt in Uniformen preußiſchen Schnitts, doch ſtatt des Helmes den roten, blumentopfförmigen Fez als Kopfbedeckung, ziehen mit klingendem Spiel in ſtrammer Haltung auf. Beſonders bemerkt werden die Zuaven in kurzen Jacken, roten Beinkleidern, gelben Ledergamaſchen und grünem Turban. Die Truppen ſtellen ſich in dichtem Spalier mehrere Glieder tief um Platz und Moſchee, dahinter eine zahlreiche Polizeimacht. Endlich ertönt vom Thore der Seraimauer her eine helle Fanfare, das Zeichen, daß der Zug des Hofſtaates naht. Das Militär präſentiert, und es erſcheinen nach einander die Großwürdenträger gravitätiſchen Schritts; der Großeunuch, ein großer, feiſter Neger, erweckt beſonders lebhaftes Intereſſe. Die Damen des Harems fahren in geſchloſſenen Wagen vor und halten auf dem Vorplatz, ohne auszuſteigen. Die Prinzen führen ihre Pferde am Zügel herbei, ſteigen dann auf und erwarten ſo die Ankunft des Sultans. Dieſer läßt nun nicht mehr lange auf ſich warten: in prächtigem Galawagen, von zwei edeln Schimmeln gezogen, fährt Abdul Hamid heran, in einfachem ſchwarzem Rock, den ſchmuckloſen Fez auf dem Haupte, dunkel von Augen, Bart- und Haupthaar. Auf dem Rückſitz ihm gegenüber ſitzt Osman Paſcha, der Held von Plewna, in glänzender Gene-

Digitized by Google

ralsuniform; zu beiden Seiten des Wagens gehen in goldgeſtickter Uniform Troßknechte, die Arme ehrfurchtsvoll über der Bruſt gekreuzt; zwei herrliche Reitpferde werden für den Sultan mitgeführt. Die Truppen begrüßen den Sultan durch den lauten Zuruf: Padiſcha tſchok jaſcha! „Lang lebe der Padiſchah!“ Abdul Hamid dankt militäriſch und ernſt, wobei er auch den Fremden in der Loggia oben ihren Gruß nicht zu erwidern vergißt.

Der Sultan bleibt lange in der Moſchee; die Zeremonien im Innern entziehen ſich den Blicken des „Ungläubigen“. Die Pauſe wird in liebenswürdiger Weiſe durch das Herumreichen weiterer Erfriſchungen verkürzt. Da bekannt wird, daß der Sultan diesmal die Parade der anweſenden Truppen nicht abnehmen will, ziehen die überflüſſigen Regimenter mit klingendem Spiele ab. Endlich kommt der Sultan wieder zum Vorſchein. Jetzt beſteigt er einen leichteren Wagen, deſſen Zügel er ſelbſt übernimmt, und fährt in leichtem Trab allein daher. Die ganze Umgebung des Sultans iſt verpflichtet, mit den Pferden wenigſtens eine Strecke weit, ſo gut ſie können, gleichen Schritt zu halten; und es gewährt einen ſeltſamen Anblick, alle die hohen Herren in Gala neben und hinter dem Wagen einherkeuchen zu ſehen.

Aber noch ehe der Sultan das Thor ſeines Serai erreicht, muß er diesmal noch einen argen Schreck erleben: ein ſchmutziger Kerl hat ſich, den Moment des Präſentierens geſchickt benützend, durch die dichte Truppenlinie gedrängt. Jetzt ſpringt er mit dem gellenden Ruf: Padiſchah, Padiſchah! auf den Wagen des Sultans zu. Osman Paſcha, der neben dem Wagenſchlag läuft, ſpringt ihm beherzt entgegen und fällt ihm in die Arme; mit einem Peitſchenhieb treibt der Sultan ſeine Pferde an, ſo daß der Wagen raſch

Digitized by Google

im Jildiskiosk verschwindet. Man konstatiert, daß der arme Mann nur eine Bittschrift hat überreichen wollen; sie wird ihm abgenommen und der Bittsteller verhaftet. Wie wird er den Schreck, den er dem Sultan eingejagt, büßen müssen?

Jetzt leert sich der Platz rasch; ein General läßt die abziehenden Truppen im Parademarsch an sich vorbeidefilieren, wobei er mit preußischer Schneidigkeit jeden Kompagniechef über die Haltung seiner Leute tüchtig abkanzelt. Wir besteigen nun unsern Wagen wieder und gelangen rasch zur Stadt zurück, wo wir eben noch Zeit haben, einen kleinen Imbiß einzunehmen; denn schon ruft der vorrückende Nachmittag zum Gottesdienste der „tanzenden Derwische".

Wir kommen zwar bereits eine Stunde zu spät; doch das schadet nichts, wir sind nur um das endlose Einleitungsgebet gekommen, das wir von den „heulenden Derwischen" her schon zur Genüge kennen. Noch immer lauschen die Mönche in stummer Sammlung nach Südosten geneigt der Musik, die dudelsackartig klingend von der Gallerie aus ihre Andacht begleitet. Wir haben Zeit, den Raum, in den wir eingetreten sind, genau zu beobachten; es ist ein Rundbau, zierlich und reinlich aus Holz errichtet, wir stehen auf einer kreisrunden Emporkirche, die nur die Stelle über der Nische, welche die Richtung von Mekka anzeigt, freiläßt; unten, durch Balustraden abgegrenzt, ist ein runder Tanzplatz hergerichtet, auf dem etwa fünfzehn Derwische in schneeweißen, weiten Gewändern kauern.

Endlich kommt Leben in die Gesellschaft; sie stehen auf und umschreiten, gravitätisch einer hinter dem andern marschierend, den runden Raum. Vor der Gebetsnische angelangt macht jeder kurz Halt, kehrt sich um, macht seinem Hintermann ein tiefes Kompliment, dann schreitet er weiter. So

Digitized by Google

umwandeln sie dreimal feierlich den Kreis. Dann setzt sich der Scheich vor der Nische nieder, und der erste Derwisch, der Vortänzer, erhebt nun seine Arme, schließt die Augen und beginnt sich wie ein Kreisel zu drehen; seine weiten weißen Gewänder flattern und erheben sich glockenförmig. Der Vortänzer pflanzt sich, unaufhörlich kreisend, im Mittelpunkt des Platzes auf; die übrigen Mönche haben unterdessen die gleiche Pose und Drehung begonnen, sechs gruppieren sich als innerer Kreis um den Mittelpunkt, der Rest bildet den äußeren. Diese Figur wird genau eingehalten; die Bewegungen sind schwebend, abgemessen, träumerisch; kein Laut wird vernehmlich neben der eintönigen Musik, die sie begleitet. Zweimal wird abgesetzt, zweimal beginnt derselbe Tanz von neuem, immer begleitet von der Musik der barbarischen Instrumente und einem eintönigen klagenden Gesang. Endlich macht ein langes, flüsterndes Gebet dem Schauspiel ein Ende. Dann schreitet der Scheich der Thüre zu voran und verläßt den Saal mit einem lautgesprochenen Salem aleikum. Die Mönche folgen, feierlich einer hinter dem andern einherschreitend. — Der Eindruck, den diese Zeremonie hinterläßt, ist ein viel angenehmerer als bei den „heulenden Derwischen". Schon der Raum ist viel freundlicher, reinlicher und luftiger; und wenn man auch den mystischen Sinn der Vorführungen, die eine Versinnbildlichung des Welt- und Planetenlaufs bilden sollen, schwerlich durchzufühlen und mitzuempfinden vermag, so bewahren die tanzenden Derwische doch ihrem Gottesdienst einen würdigen Charakter, ihre rhythmischen Tanzbewegungen, ruhig und voll Andacht ausgeführt, entbehren keineswegs der Schönheit und Anmut.

Das ist für gewöhnlich alles, was der Fremde in Konstantinopel von muhammedanischem Gottesdienst zu sehen be-

Digitized by Google

kommt. Denn der einfache Türke begnügt ſich mit ſeinem alltäglichen fünfmaligen Gebete, dem Einhalten der Feſtgebräuche und der ſtrengen Befolgung der Vorſchriften des Koran. Aus dieſem Grunde ſind auch die Gottesdienſte der Derwiſche nur mit äußerſter Vorſicht bei Beurteilung des Islam heranzuziehen. Es wäre ein großer Irrtum, wollte man den Hokus-Pokus, den die Mönchsorden den Gläubigen vormachen, mit dem muhammedaniſchen Kult im allgemeinen zuſammenwerfen. Die Mönche haben im Islam ſo gut wie gar keine Beziehung zur Geiſtlichkeit, die an den Moſcheen und den zugehörigen höheren Schulen thätig iſt und zum Teil recht reſpektable Bildung aufweiſt. Die Derwiſche ſind vielmehr myſtiſche Sekten roher, ungebildeter Fanatiker; und wenn man Beziehungen für ihre Kultformen finden will, ſo wird man ſie beſſer in den altheidniſchen Orgien ſuchen, die ſeit Menſchengedenken in Kleinaſien ihre Brutſtätte gehabt haben.

Digitized by Google

Bosporus.

Jeder Besucher Konstantinopels wird aus dem verwirrenden Getriebe der türkischen Hauptstadt sich immer wieder hinausflüchten auf das schöne Meer, das die Stadt durchströmt, auf die bewaldeten Hügel und an die lieblichen Buchten, welche es umsäumen. Wenn auch die Menge des Fremdartigen in der Stadt staunende Bewunderung zu erregen vermag, die schönsten Erinnerungen an Konstantinopel wird der Fremdling doch von den herrlichen Ufern des Bosporus mit nach Hause nehmen.

Ein durchschnittlich einen Kilometer breites Thal, von sanften, selten bis zu 200 Meter sich erhebenden, schön bewachsenen Hängen begleitet, wird in seinen mannigfachen Windungen ganz ausgefüllt von einem Strom, der die dunkelblauen Wasser des Schwarzen Meeres in noch nicht dreißig Kilometer langem Lauf ins Marmarameer ergießt. Wie der Rhein ist er von Burgen und prangenden Villen überragt; den Saum des Gewässers bedeckt eine ununterbrochene Reihe schimmernder Ortschaften. Während in der Mitte des Fahrwassers die großen Seeschiffe majestätisch dahinsegeln, herrscht zu beiden Seiten ein emsiger Nahverkehr. Schlanke Gondeln schießen pfeilschnell am seichten Ufer entlang, unablässig kommen und gehen die schmucken Bosporusdampfer,

Digitized by Google

welche die Verbindung unter den Uferbewohnern stromauf und -ab, hinüber und herüber aufrecht erhalten. Reges Leben füllt den Strand, an dem sich Einheimische und Fremde im kühlenden Seewind erfrischen.

Der Bosporus ist seit alters sagenberühmt. Schon sein Name, Kuhfurt, erinnert an die Sage von der schönen Jo, welche, von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt, fliehend den reißenden Meerstrom durchschwommen habe. Die Argonautensage verlegt hierher die Symplegadischen Felsen, die sich fortwährend öffneten und schlossen, jedes Schiff unbarmherzig zerdrückend, bis es der Argo gelang, sie für immer festzubannen. Uralte Städte halten die Einfahrt besetzt, deren Gründungslegenden bis ins siebente Jahrhundert vor Christus zurückreichen, Chalcedon (Kadikjöi bei Skutari) und Byzanz (Stambul), Gründungen kühner griechischer Seefahrer.

Und was weiß weiter die Geschichte von dieser Grenzscheide der Völker und Welten alles zu berichten! Seit der Perserkönig Darius hier auf ragendem Thronsessel sein Heer an sich vorbeiziehen ließ, das er auf einer Schiffbrücke über den Bosporus ins Land der wilden Skythen führte, bis zu dem Einbruch der türkischen Horden in das oströmische Reich: welche Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse hat sich an dieser Meerenge abgespielt! Noch heute stehen die gewaltigen Überreste der Zwingburgen, welche Muhammed II. ein Jahr vor Eroberung Konstantinopels zur Sperrung der Meerenge errichtet hat. Damals ist die griechische Herrlichkeit zu Grunde gegangen, und die türkische Welt hat sich in diesem schönen Thale breit gemacht; die Sultanspaläste, die schlanken Minarehs der Moscheen und die Cypressenhaine der türkischen Friedhöfe legen hiervon Zeugnis ab. Dazwischen befinden

Digitized by Google

sich aber auch die reichen Besitzungen der fremdländischen Botschaften als ein beredtes Zeichen der Neuzeit, die das an die Barbaren verlorene Gebiet zunächst auf diplomatischem Wege wieder europäischer Politik und Kultur geöffnet hat. Alle diese Momente wirken unvermerkt zusammen und verleihen dem Bosporusthale einen besonderen, tieferen Inhalt, der sich mit seiner landschaftlichen Schönheit zu jenem unbeschreiblich stimmungsvollen Gesamtbild verschmilzt, welches jedem Besucher unauslöschlich in der Erinnerung bleibt.

Der Ausgangspunkt aller Bosporusdampfer ist die neue Schiffbrücke über das Goldene Horn, die Stambul mit Galata verbindet; nach kurzem Halt in Skutari beginnt die Bergfahrt. Die volkreichen Vorstädte von Galata, Tophane und Beschik-Tasch füllen das europäische Ufer bis hinauf zu den Parkmauern des Jildis-Kiosk, wo der regierende Sultan residiert. Aber auch am Strande fesseln ausgedehnte Sultanspaläste das Auge des Beschauers. Zunächst der Palast von Dolmabagtsche mit 650 Meter langer Fassade, in überreichem Renaissancestil von Abdul Medschid 1853 aus weißem Marmor errichtet; dann der Palast von Tschiraghan, volle dreiviertel Kilometer lang, noch jünger und prächtiger als der erste; in ihm soll noch immer der von Abdul Hamid entthronte Sultan Murad gefangen sitzen. Jetzt wird auch auf asiatischem Ufer ein Sultanspalast sichtbar. Die schmale Vorderfront des Bejerbej Serai, erst 1865 vollendet, hebt sich blendend weiß über dem tiefen Blau des Meeres aus seiner schattigen Umgebung ab. Eine glänzende Moschee, weithin sichtbar, steht von mächtigen Platanen umgeben zwischen dem Schloßpark und dem nahen Dorf hart am Rande des Meers.

Das Thal wendet sich nun nordwärts, die Halbinsel von

Digitized by Google

Stambul in unserm Rücken verschwindet allmählich hinter den Uferhöhen. Vor uns erscheint eine gewaltige Burgruine, Rumili Hissar, die erwähnte Zwingburg Muhammeds II. Die halbzerfallenen hohen Mauern mit ihren wuchtigen runden Türmen bergen, unter grünen Bäumen versteckt, ein malerisches Dörfchen. Hier ist die engste Stelle des Bosporus, nur 550 Meter entfernt liegt drüben die „anatolische Burg", Anadoli Hissar. Dort mündet das Thal der süßen Wasser Asiens, das, entfernt von der Großstadt, eine fast noch beliebtere Freitagspromenade der Haremsdamen bildet als die süßen Wasser Europas am Ende des Goldenen Horns; wie dort, so bildet auch hier ein von seiner Mündung ab einige Kilometer weit mit Kähnen befahrbarer Bach den Hauptanziehungspunkt des schattigen Thals.

In schön geschwungener Linie springt nun die Bucht von Beikos ins asiatische Ufer ein; unser Schiff folgt der europäischen Seite und biegt um ein eng bebautes Vorgebirge in die herrliche Bucht von Therapia und Böjükdere ein. Die Botschafter Deutschlands, Rußlands, Englands, Frankreichs und Italiens haben hier inmitten prächtiger Parkanlagen ihre Sommerresidenzen. Diese Bucht ist auch einer der beliebtesten Zielpunkte der Ausflügler und Sommerfrischler Konstantinopels. Die Fremden aus aller Herren Ländern strömen hier zusammen, um die kühlende Luft vom nahen Schwarzen Meer und die herrlichen Sommernächte zu genießen, die, durch Musik und Feuerwerk belebt, zu Gondelfahrten im Mondschein einladen. Dichte Wälder bedecken zu beiden Seiten die Uferhöhen und gewähren den im Süden so selten gebotenen Genuß ausgedehnter Waldspaziergänge, insbesondere der Wald von Belgrad hinter Böjükdere, der Konstantinopel mit Wasser versorgt und deshalb peinlich ge-

Digitized by Google

pflegt und gehütet wird; er erschien mir, seit ich die Heimat verlassen hatte, als der erste und einzige Wald, der an Ausdehnung, üppigem Baumwuchs und guter Instandhaltung mit deutschen Forsten wetteifert.

Damit sind wir aber auch am Ende der Schönheiten des Bosporus angelangt. Oberhalb Böjükderes schließen sich die Uferhänge zum letztenmal auf etwa 600 Meter Breite zusammen, zerfallene Burgreste bezeichnen zu beiden Seiten bei Rumili und Anadoli Kawak (Pappel) die Stelle mittelalterlicher Befestigungen, mit denen einst die byzantinischen Kaiser die Schiffahrtsstraße beherrschten. Von der hochgelegenen Burgruine des asiatischen Ufers sieht man hinab auf die sich allmählich erweiternde Ausfahrt ins Schwarze Meer, das als hohe blaue Wand den Nordhorizont bildet. Aber die üppige Vegetation und das lebhafte Treiben hat hier mit einem Schlage ein Ende; still und verlassen ruht drunten der blaue Meeresspiegel, die Ufer starren von nackten Felsen, die, steil abfallend, nicht einmal Raum für einen Saumpfad gewähren. Ungestört hausen Adler und Möven in dem zerklüfteten Gestein und unterbrechen die Stille dieser Einöde mit ihrem gellenden Gekreisch.

Digitized by Google

Smyrna.

Wer nur kurz die wichtigsten Punkte an der Westküste Kleinasiens, die uralten Stätten griechischer Kolonisation am ägäischen Meer, besuchen will, nimmt Smyrna zu seinem Ausgangspunkt. Man hat hier nicht bloß die besten Verbindungen zu Wasser und zu Land nach allen Hauptplätzen Joniens und Äoliens (eine englische Eisenbahn geht von hier in zwei sich verzweigenden Linien ins Innere ab); man genießt auch unter allen Städten Kleinasiens in Smyrna die beste Unterkunft und Verpflegung. Und das ist nicht zu unterschätzen in einem Lande, wo die Kultur sich auf einige Hauptplätze am Meere beschränkt, im übrigen das meiste, wüste und leer, ein Bild trostlosen Zerfalles bietet. Sobald man den europäisch eingerichteten Gasthof am Strande von Smyrna verläßt, hat in der Regel die Gemütlichkeit und Behaglichkeit ein Ende, und nach ein paar Tagen und insbesondere nach ein paar Nächten in der Wildnis Kleinasiens kehrt man immer wieder gern und dankbar unter das sichere und reinliche Dach des internationalen Hotels zurück.

Der Golf von Smyrna ist außerordentlich tief eingeschnitten, stundenlang währt die Fahrt die hohe Gebirgswand der Halbinsel entlang, welche die Bucht im Süden begrenzt, bis im Osten die helle Häuserreihe der Stadt sicht-

Digitized by Google

bar wird. Nach Norden begleitet zuerst die angeschwemmte Mündungsebene des Hermosdeltas, kaum merklich sich über die Meeresfläche erhebend, den Golf; erst kurz vor dem Hafen treten die Ausläufer des Sipylosgebirges zur Linken hervor; ein Halbkreis mächtiger Felsberge, der jonische Olymp, bildet den Hintergrund. Das Wasser des Golfs, außen vom dunkelsten Meerblau, wird bei der sandigen Hermosmündung zusehends grünlich, bis es im Hafen selbst, durch die Abwasser der Stadt ohne Unterlaß verunreinigt, eine schmutziggelbliche Färbung annimmt. Dieser Umstand beeinträchtigt auch die Schönheit des großartigen Quais von Smyrna, welcher die Bucht in langer gerader Linie abschließt. Die Brandung wühlt beständig in dem faulenden Morast und sendet bei heftigem Westwind schmutzige Sturzwellen und einen penetranten Kloakengeruch über die Straße.

Die Stadt Smyrna, die Hauptstadt des türkischen Wilajets Aidin, ist eine der interessantesten Städte des türkischen Reiches. Die Schönheit des Quais von Smyrna, seine Anlage, Länge und Bebauung, die gebirgige Umgebung kann mit Palermo wetteifern. Freilich darf man das schöne blaue Wasser des Mittelmeers nur weit draußen als dunklen Meereshorizont bewundern. Dafür ist das Treiben auf dem Quai einzig in seiner Art. Hier konzentriert sich der Handel Kleinasiens; geschäftig lädt man ein und aus. Lange Karawanen kommen und gehen: ein Eselsreiter in arabischer Tracht voran, angeseilt folgen die hochbeladenen Kamele im Gänsemarsch mit schwankenden Tritten; das letzte Tier trägt eine klingende Schelle und zeigt so während des Marsches dem Führer beständig an, daß ihm der Zug noch vollzählig nachfolgt. Im übrigen hat der Quai einen fast europäischen Charakter. Eine mächtige Infanteriekaserne und der große

Digitized by Google

Palast des Wali (Generalgouverneurs) beginnen die stattliche Häuserreihe modernen Aussehens, welche in unabsehbarer Linie den Quai begleitet. Außerdem fährt eine Pferdebahn die ganze Länge des Quais auf und ab, ein Bild der europäischen Kultur, welche hier die orientalische Welt berührt und durchsetzt. Aus dieser Mischung resultiert ein Drittes, das eben Smyrna sein charakteristisches Gepräge und seine Anziehungskraft verleiht.

Am anziehendsten gestaltet sich das Abendleben auf dem Quai. Ganz Smyrna ergeht sich daselbst an den schönen Abenden der guten Jahreszeit im kühlenden Seewind, die griechischen und armenischen Damen in schmucken Sommertoiletten. Die ganze Hafenfront entlang laden allerlei Etablissements Fremde und Einheimische zu Genüssen jeder Art. Von der gemeinen Matrosenkneipe, wo es bei schlechter Tanzmusik oder Kunstproduktionen niedrigster Gattung recht gemischt zugeht, bis hinauf zum Café chantant und Sommertheater nach Pariser Muster, in denen sich die feine Welt zusammenfindet, ist hier die ganze Skala der großstädtischen Vergnügungen vertreten. In allen Vorgärten der Restaurants wird musiziert; etwa in der Mitte des Quais zeichnet sich ein Café durch besonders feine Ausstattung und Frequenz vor allen andern aus, ein Streichkonzert einer europäisch gekleideten Musikkapelle sorgt für die Unterhaltung der Besucher des Gartens und der nicht weniger zahlreichen Zaungäste.

Natürlich fehlen auf der ganzen Länge des Quais die Händler nicht, die in den malerischen Trachten des Orients ihre Waren feil bieten. Jeder hält sich genau an seine Nationaltracht, so daß man bald den Türken vom Inselgriechen, den Armenier vom Juden unterscheiden lernt. Dies kann in Zeiten nationaler oder religiöser Erregung für

Digitized by Google

den einzelnen verhängnisvoll werden, indem er von jedem Gegner sofort erkannt wird und Gewalt zu erleiden in Gefahr steht, während allerdings ebendadurch auch Unbeteiligte vor unliebsamen Verwechslungen geschützt sind. Unter den zum Verkauf ausgebotenen Waren spielen Backwerk, Früchte und erfrischende Getränke die Hauptrolle; erstaunlich ist aber auch die Menge der griechischen und armenischen Wechsler, welche die Straße entlang hinter kleinen Tischchen hervor, auf denen unter Glaskästen ihr ganzer Reichtum an Gold- und Silbermünzen ausgestellt ist, den Fremden unaufhörlich ihre Dienste anbieten.

Es ist ein echt orientalisches Geschäft, bei einem dieser Gauner sich einen „Napoleon" (20 fr.) in türkische Münze umwechseln zu lassen. Vor allem muß man genau wissen, wie viel man zu bekommen hat, und auch dann noch muß man mindestens eine Viertelstunde feilschen, bis man dieser Summe, welche der Wechsler zunächst weit unterbietet, auf 1 oder $^1/_2$ fr. nahe gekommen ist; hierbei muß man sich schließlich beruhigen, wenn man nicht von vornherein auf das ganze interessante Geschäft verzichten will. Denn jetzt geht die Sache erst recht an. Der Wechsler zählt die geforderte Anzahl Silberlinge auf den Tisch. Nun muß man wissen, daß der türkische Staat nicht wie zivilisierte Länder die abgegriffenen Silberstücke gegen volle Entschädigung einzieht und durch neue ersetzt, sondern daß er eine abgegriffene Münze einfach für wertlos erklärt, ohne sie selbst wenigstens an Zahlungsstatt zurückzunehmen. Hierin liegt nun der Grund, warum im Orient das Wechslergeschäft in solcher Blüte steht. Gegen billiges Geld kann sich jedermann einen ungeheuren Schatz entwerteten Silbergeldes anlegen, und gelingt es ihm, dasselbe vollwertig einem Fremden aufzuhängen, so hat er

Digitized by Google

ein glänzendes Geschäft gemacht. Das erste, was man also zu thun hat, ist, die vielen alten, abgegriffenen Münzen auszuscheiden und neue zu verlangen, was denn auch ohne Widerrede gewährt wird. Aber noch ist es notwendig, scharf aufzumerken, ob man nun auch wirklich türkisches Geld bekommen hat. Man kann darauf wetten, noch irgend ein seltenes Inventarstück vergangener Silberwährungen darunter anzutreffen: alte Gulden, preußische Silbergroschen, Königreich beider Sizilien und Jerusalem, Kirchenstaat u. dergl., zum mindesten minderwertige Silberfranken aus bankrotten Ländern. Auch ein gefälschtes Stück verirrt sich gar zu gern unter die Münze. Es vergeht abermals fast eine Viertelstunde, bis auch diese Auslese getroffen ist, wobei der Wechsler stets den koulanten Mann spielt, dessen Hochachtung mit jedem entdeckten Schlich höher steigt. Man zieht befriedigt von dannen mit einer Tasche voll groben Silbers, um im nächsten Restaurant sich vom Zahlkellner belehren zu lassen, daß man doch noch betrogen worden ist. Abgesehen von den strenggläubigen Türken hält der ganze Orient betrügen für weniger schimpflich als sich betrügen zu lassen. Wenn man daher nicht zum Schaden noch den Spott haben will, so thut man gut, über derartige Erlebnisse sich nicht allzu entrüstet zu zeigen. Wer es nicht über sich gewinnt, diese Eigentümlichkeiten des orientalischen Verkehrs mit Humor zu verwinden, der thut besser, überhaupt zu Hause zu bleiben. —

Wie bei Konstantinopel und den meisten orientalischen Städten entspricht auch bei Smyrna das Innere der Stadt wenig dem prächtigen Anblick, den es vom Meere her darbietet. Smyrna hat noch den stattlichen Quai vor Konstantinopel voraus, wo nichts derartiges zu finden ist; sonst aber steht es an Sehenswürdigkeiten weit hinter ihm zurück.

Digitized by Google

Die Stadt zerfällt in verschiedene Quartiere, die nach den vorherrschenden Nationalitäten benannt sind. Das Fremdenviertel, unmittelbar hinter dem Quai, ist in seiner ganzen Länge von der „Frankenstraße" durchzogen. Sie führt uns zwischen niederen Häusern europäischen Stils an den Konsulaten, Kirchen und Hospitälern europäischer Nationen vorbei in das Gassengewirr der Bazare. Jenseits derselben zieht sich das malerische Türkenviertel, an das sich das Judenviertel anschließt, den Abhang hinan. Nach dem Gebirge zu schließt hier die Stadt der Cypressenhain des großen muhammedanischen Friedhofs ab, von dessen beherrschender Höhe sich ein entzückender Blick über Stadt und Golf öffnet. Im Osten ragt der Berg Pagos auf, die Akropolis des alten Smyrna, von deren Höhe noch heute die Reste der griechischen und genuesischen Befestigungen herabgrüßen. An unbedeutenden Spuren des antiken Stadions und Theaters vorbei geht es den schroffen Abhang hinan, bis wir auf dem ummauerten Plateau des Berges ankommen. Außer den aus verschiedenen Zeiten stammenden Mauerresten und einer großen Zisterne findet sich hier wenig Bemerkenswertes. Der Blick ins Thal des Meles, der die Stadt im Osten begrenzt, und in das in üppiger Vegetation prangende Thal von Burnabat, wo die Reichen Smyrnas ihre Landsitze unterhalten, verlockt uns zum Abstieg nach dieser Richtung. Dem Rande des Türkenviertels entlang kommen wir zur einzigen Brücke, welche über den Meles aus der Stadt ins Innere des Landes führt. Sie heißt Karawanenbrücke, weil hier den ganzen Tag lange Züge von Kamelen ein- und ausziehen und rings an den Ufern des Flusses Rast halten. Ein verrufenes Vorstädtchen schließt sich um diese Brücke her. Durch das Armenier- und das Bazarviertel kehren wir auf den Quai zurück.

Digitized by Google

Während das griechische Smyrna sich um den Berg Pagos am Meeresstrand ausdehnte, wo es nach Alexanders des Großen Tod von Antigonos neugegründet wurde, lag die uralte Kolonie der Äolier nördlich über der jetzigen Stadt auf den Vorbergen des Sipylos, wurde aber schon ums Jahr 600 v. Chr. vom Lyderkönig Alyattes zerstört und lag seither wüste und leer. Noch nach Jahrtausenden erkennt der Besucher, der die vorgriechischen Burgen Mykene und Tiryns im Peloponnes studiert hat, ohne Mühe die Stätte der Burg von Alt-Smyrna. Nach mykenischer Art gefügte Mauern umfassen eine Hochfläche von 50 Meter im Durchmesser, die einen weiten, freien Blick über Land und Meer gestattet. Uralte Gräber, aus kuppelförmig geschichteten Steinplatten errichtet, bezeichnen den Ort als Sitz uralter Herrschergeschlechter der homerischen Welt. Der Name des Tantalus, des Ahnherrn Agamemnons, des Herrschers von Mykene, ist mit diesem Orte verknüpft, und Homer selbst soll am Fürstenhofe zu Smyrna seine unsterblichen Gedichte gesungen haben, welche er drunten im grünen Thale von Burnabat und an den Ufern des Meles gedichtet habe. Wer nach Smyrna kommt, möge die Anstrengung des sechsstündigen Ausflugs auf die ragende Burg nicht scheuen, sondern der Steinwüste von Alt-Smyrnas Felshöhen seinen Besuch abstatten! Die alten Götter- und Heroensagen gewinnen auf den alten Götter- und Heroenbergen neues Leben und volle dichterische Wahrheit wieder und verleihen den Orten, die sie verherrlichen, einen erhabenen Inhalt.

Digitized by Google

Ephesus.

Von Smyrna führt eine von den Engländern erbaute Binnenlandbahn nach Süden an der Stätte des alten Ephesus vorbei hinüber in die Ebene des Mäander, welchem sie zu der volkreichen Stadt Aïdin (bei den Ruinen des uralten Tralles) und noch weiter ins Innere Kleinasiens folgt. Die Bahn führt aus der schmalen Niederung hinter Smyrna durch das malerische Felsthal des Flüßchens Meles in eine fruchtbare Hochebene hinauf, welche, von langgestreckten hohen Felskämmen begleitet, nach Süden allmählich in das Thal eines kleinen Nebenflusses des Kaystros ausläuft. Sobald die jenseitige Ebene erreicht ist, öffnet sich der Blick über die verlassene Sumpflandschaft der Kaystrosmündung hinweg auf den Golf von Scalanova und die fernen Bergzüge von Samos. Im Vordergrund fesselt ein kleines Türkenstädtchen, malerisch um einen mit zerfallendem Kastell gekrönten Hügel gelegen, das Auge des Beschauers. Es heißt Ajasuluk und bewahrt in diesem Namen, aus Agios Theologos (Apostel Johannes) entstanden, die Erinnerung an seine griechisch-christliche Entstehung als Vorstadt von Ephesus, dem Vororte des griechischen Christentums. Unmittelbar bei dem einst weltberühmten Artemisium gelegen, ist es mit seinen ca. 300 Einwohnern der letzte Rest menschlicher Niederlassung in dem öden Stadtgebiet des alten Ephesus.

Digitized by Google

Die enge Verbindung mit dem reichen Smyrna hat in dieses arme Dörfchen die Segnungen höherer Kultur in Gestalt eines für asiatische Verhältnisse geradezu glänzenden Gasthauses gebracht. Auf den ihm vorausgehenden guten Ruf bauend hatte ich beschlossen, am ersten Tage noch bis zur Stadt des Themistokles, Magnesia am Mäander, vorzudringen, um erst abends in der gastlichen Herberge einzukehren.

Die Bahn wendet sich von Ephesus ostwärts dem mächtigen Gebirgshintergrund des Kaystrosthales zu. Eine romantische Felsschlucht, in welcher ein rauschender Bach eine üppig grünende Vegetation unterhält, führt zu den Tunneln empor, welche die trennenden Kalkmassen durchqueren. Ein sanfteres Felsthal führt hinab nach Balatschik, dem Zweigpunkt der Bahnen stromabwärts nach Sokia, stromaufwärts nach Aïdin. Einer Empfehlung des unterdessen leider verstorbenen Ingenieurs Dr. Karl Humann in Smyrna, des berühmten Entdeckers der Kunstschätze von Pergamon, hatte ich es zu verdanken, daß der Zug nach Sokia für mich allein (mein Reisegefährte war in Konstantinopel umgekehrt) auf offener Strecke im Stadtgebiet des alten Magnesia anhielt und auf seiner Rückfahrt von Sokia mich ebendaselbst wieder aufnahm.

Die zwei Stunden, welche mir zur Betrachtung des einsamen Ausgrabungsfeldes blieben, reichten bei dem stark zerstörten Zustand der Ruinen bequem, um alles zu besichtigen. Über die wirren Trümmer des Artemistempels geht's zur nahen Agora; rings um den Markt ist eine rechteckige Hallenanlage in ihren Grundmauern bloßgelegt. Die Mitte des Platzes nahm einst ein glänzender Zeustempel ein. An den niederen Burgberg lehnt sich das griechische Theater an, bemerkenswert durch den unterirdischen Gang, welcher das Bühnengebäude mit der Orchestra verband, und der es er-

Digitized by Google

möglichte, Erscheinungen aus der Unterwelt und dergleichen zur Darstellung zu bringen. Ich bestieg, über das Halbrund des Zuschauerraumes hinankletternd, den Burghügel, um die merkwürdige Landschaft zu überblicken. Zu meinem Bedauern erblickte ich nichts von dem Flusse Mäander; nichts als ebene Steppe ringsum, eben wie das Meer, und inselartig ragten die hohen Felsgebirge auf, welche den Horizont umstanden.

Noch am gleichen Abend konnte ich der „großen Diana der Epheser", dem Artemisium von Ephesus, meinen Besuch abstatten. Leider sind von der alten Pracht und Herrlichkeit nur unkenntliche Trümmerhaufen übrig geblieben. Die Goten haben schon im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Tempel, ein Wunderwerk jonischen Baustils, von Grund aus zerstört, und die dem Christentum zugeneigte Mehrheit der Stadtgemeinde von Ephesus dachte nicht mehr an dessen Wiederherstellung. So mögen schon in griechischer Zeit die gewaltigen Trümmermassen als Steinbruch gedient haben, vollends aber nach Einbruch der Türken, welche nach völliger Zerstörung der Stadt hier außen um das alte Tempelgebiet sich ansiedelten. Von einer kurzen Blüte der türkischen Herrschaft an dieser Stelle zeugt die dicht neben der Stätte des Artemisiums aufragende Ruine der „Selim-Moschee". In ihren verfallenen Mauern finden sich die schönen Marmorquader des Artemisiums zu neuer, imposanter Wirkung aufgetürmt. Ein hochragender viereckiger Prachtbau, dessen Südseite noch deutlich als Moschee kenntlich ist, umschließt einen geräumigen Hof; man ist erstaunt, in diesem verlassenen Winkel ein solches Meisterwerk türkischer Baukunst anzutreffen. Freilich, die hohen Bogen über den Säulen halten kaum noch stand; der blaue Himmel schaut durch die ein-

Digitized by Google

gestürzten Gewölbe und leeren Fensterbogen freundlich herein, und zwitschernde Vögel nisten in den Kapitälen.

Nicht ganz zwei Kilometer südlich von Ajasuluk und dem Artemisium beginnen die Ruinen der Stadt Ephesus selbst, am Fuße der ziemlich ausgedehnten Felshöhen, welche, nahe dem Strande mitten in der Ebene aufragend, der Hafenstadt als Akropolis dienten. Wo jetzt ein kaum betretener Fußpfad sich zwischen den Sümpfen hinschlängelt, führte vor alters eine geräumige, gepflasterte Feststraße, auf beiden Seiten mit Grabmälern eingefaßt und von einer gedeckten Säulenhalle begleitet, welche den Prozessionen gegen Sonne und Regen eine Zuflucht gewähren sollte. Von der alten Pracht zeugen nur noch die Ruinen des Stadtthores, dessen ausgedehnte Grundmauern bloßgelegt sind; eine dreifache Thoröffnung war von einem marmornen Thorbau überdeckt und von zwei starken Türmen flankiert. Hier am Hauptthore der Stadt, nach seiner Lage an der Südostecke magnesisches Thor genannt, mündete auch die Hauptstraße der Stadt, welche den Südhang des Burghügels entlang westwärts zu Markt und Hafen führte. Sie ist noch heute durch die fast ununterbrochene Reihe von Ruinen öffentlicher Prachtbauten deutlich bezeichnet; ein großer Rundbau, der einst als christliche Kirche gedient hat, soll die Begräbnisstätte des Evangelisten Lukas sein. An den Abhang der Akropolis lehnt sich ein römisches Odeion, das griechische Theater und das Stadion mit in den Fels gehauenen Sitzreihen an. Der Marktplatz ist bezeichnet durch die rechteckigen Fundamentzüge ehemaliger Verkaufshallen. Die Bauten aus römischer Zeit erkennt man an den aus Backstein und Kalkmörtel gegossenen Gewölbetrümmern; doch stehen unweit des ehemaligen Hafens der Stadt von einem dieser sogenannten Gymnasien noch vier

Digitized by Google

riesige Granitsäulen aufrecht. Was sonst noch aus der ebenen Steppe sich abhebt, liegt in formloser Zerstörung unter dem Sumpfgras verborgen, das wie ein grünes Leichentuch die Stätte bedeckt und auch die angegrabenen Stellen rasch wieder überwuchert; vereinzelte wilde Feigenbäume beschatten die zerstreuten Steinblöcke. Die Spuren der Stadtmauer, welche besonders über den Kamm des Burghügels hin noch deutlich zu erkennen sind, umspannen eine Fläche von etwas mehr als einem Quadratkilometer.

Wir folgen der Südmauer westwärts auf einen gegen den Strand vorspringenden Hügel, der einst die Hafeneinfahrt beherrschte. Er trägt noch heute die gut erhaltene Ruine eines Quaderturmes aus der Diadochenzeit mit schönen Spitzbogenthüren. Er heißt zur Erinnerung an die fast dreijährige Anwesenheit des Apostels Paulus in dieser Stadt, aber gewiß mit Unrecht, St. Paulsgefängnis. Am Fuß des Hügels zieht der Sumpfstrich eines alten Kanales vorbei, welcher einst das Hafenbassin mit dem Meere draußen verband; jetzt sind beide mit dichtem Schilf zugewachsen, so daß sie sich nur noch durch ihr dunkleres Grün von der umgebenden Steppe abheben. Man genießt auf der beherrschenden Höhe eine herrliche Rundsicht vom Meeresstrande bis tief ins Kaystrosthal hinauf; die grüne Ebene ist umgeben von kahlen Gebirgszügen, welche im fernen Südwesten und Nordosten in schönen Halbinseln ins Meer vorspringen. Den Vordergrund bilden jenseits des Hafensumpfes die ausgedehnten Stadttrümmer mit dem Doppelhügel der Burg.

Auf dem Heimweg durchstreifte ich noch einmal die Ruinenstätte, auf welcher jetzt die Glut des Sommermittags brütete. Kein Laut, kein lebendes Wesen regte sich um mich her in der Einsamkeit dieser Trümmerwüste, von welcher

Digitized by Google

das heimtückische Sumpffieber jede menschliche Niederlassung verscheucht. Auch mich litt's nicht länger in der dumpfigen Schwüle; Hunger und Durst mahnten mich zur Rückkehr nach dem gastlichen Ajasuluk.

Dort bestieg ich am Abend vor meiner Abreise nach Smyrna noch den Hügel, der das Dorf von der Selim-Moschee trennt; ich fand in den Ruinen des türkischen Kastells noch weitere Moscheen, doch unscheinbar und ebenfalls in völligem Zerfall. Ich genoß zum Abschied noch einmal den Anblick der ragenden kahlen Felsgebirge ringsum, ich sah in die Richtung der alten Stadt und ihrer Burghöhen, ich erblickte nichts mehr als die sumpfige Steppe, welche die Ebene von Ephesus mit gleichmäßigem Grün überdeckt; und draußen der helle Meereshorizont mit der Insel Samos, den einst „der Schiffe mastenreicher Wald" erfüllte; jetzt liegt er still und verlassen da, wie die weite, grüne Fläche, welche einst das geschäftige Treiben der griechischen Weltstadt belebte. Und ein anderes Bild des Zerfalls in meiner nächsten Umgebung, die Ruinen der Moscheen um mich und zu meinen Füßen; sie erzählen uns von dem Volke, das sengend und mordend die griechische Kultur Kleinasiens zertreten hat, aber nicht im stande war, Neues von einigem Bestand an deren Stelle zu setzen, welches, nur Ruinen zu Ruinen fügend, in stumpfer Resignation seinen eigenen Zerfall überlebt.

Digitized by Google

Pergamon.

Der kleine türkische Küstendampfer, der Smyrna mit Dikeli, dem Hafenplatz der Stadt Bergama, des Pergamon der Alten, verbindet, fährt dicht am nördlichen Ufer des Golfes über die Seichten der Hermosmündung in gemächlichem Tempo ins blaue Mittelmeer hinaus. Die dichte Bepackung des Decks läßt kaum Platz für die wenigen Passagiere, und doch wissen die Türken in ihrer unbeugsamen Frömmigkeit da und dort einen Quadratmeter ausfindig zu machen, wo sie auf ausgebreitetem Teppich, in der Richtung nach Mekka gebeugt, mit der Stirne die Erde schlagend ihr Mittagsgebet verrichten. Am Eingang des Golfes zur Rechten bezeichnen die Berge von Phokäa die jenseitige Grenze des eintönigen Hermosdeltas. Unser Schiff biegt um die vorgelagerten Felsriffe in die fast kreisrund in das vorspringende Gebirge eingeschnittene Hafenbucht ein, wo ein kleines Stranddorf, türkisch Fotscha, die Stelle der einst so seemächtigen Mutterstadt Marseilles bezeichnet. Die Insel Lesbos bleibt links draußen in blauer Ferne, wir überqueren den tiefen Busen von Eläa, der alten Hafenstadt von Pergamon, und gelangen um ein breites Vorgebirge in einen weiteren Golf, in dessen hinterster Ecke das Griechendorf

Digitized by Google

Dikelî, das Ziel meiner Seereise, nach etwa achtstündiger Fahrt erreicht wird.

Dikelî und Bergama sind durch eine moderne breite Landstraße verbunden, eine in Kleinasien seltene Erscheinung. Ingenieur Humann hat sie 1869 erbaut, und als auf seine wiederholte Anregung 1879 das deutsche Reich die erfolgreichen Ausgrabungen auf der Akropolis von Pergamon begann, diente sie bis 1886 zur Fortschaffung der reichen Funde, insbesondere des berühmten Gigantenfrieses, welchen die Türkei dem Berliner Museum überließ. Sie wird noch heute von dem aufstrebenden Bergama in lebhaftem Fuhrverkehr benützt, zeigt aber bereits deutliche Spuren des Zerfalls, da der Staat nicht für Unterhaltung der Straße sorgt und die Kameltreiber ungehindert Brücke um Brücke für die nächtlichen Lagerfeuer ihrer Karawanen verwenden.

Ein türkisches Landfuhrwerk, eine sogenannte Arabâ, erwartete die Reisenden für Bergama; der Fuhrmann sprach griechisch, und durch einen Gruß von Karl Humann in Smyrna sichtlich geschmeichelt nahm er mich aufs freundlichste für den Preis von 1 Medschîd ($4\frac{1}{2}$ fr.) zu seinen einheimischen Passagieren hinzu. Da saß ich nun mit fünf bärtigen Türken auf der banklosen Pritsche des Bauernwagens unter einem niederen Zeltdach. Für jeden Mann war nicht viel mehr als ein Quadratfuß Raum berechnet, auf dem man sich's nach Türkenart bequem machen sollte; der Kutscher kauerte mit einem siebenten auf einer bockartigen Erhöhung. Zum Glück ging's nicht allzu schnell auf dem holperigen Wege vorwärts und zog der Kutscher des öftern die weiche Steppe zur Seite der steinichten Straße vor. Nur wenn die brückenlosen Gräben oder Wasserrinnen genommen werden mußten, gab es tüchtige Püffe, die uns unter einander rüttelten.

Digitized by Google

Aber auch so war die Qual der langen Fahrt in ungewohnter Stellung auf dem ungefederten Wagen groß genug. Die freundlichen Mitreisenden erlaubten mir, von Zeit zu Zeit die Beine zwischen ihren Gebieten hindurch auszustrecken, und nach dem Halt auf halber Strecke, wo ich nach Landessitte den Kaffee, den die ganze Gesellschaft in der Kneipe am Wege genoß, bestritten hatte, räumte man mir den Platz auf dem Bock ein, damit ich meine Beine bequemer unterbringen konnte. Drei bis vier Stunden währte die Fahrt auf der verwahrlosten Straße. Als die Berge des alten Pergamon näher kamen, begann es bereits zu dämmern. Gern stieg ich ab, als wir mit Einbruch der Nacht das „Neue Gasthaus" am Eingange der Stadt erreichten.

Doch hier wartete meiner eine neue Überraschung. Der erste Eindruck war zunächst nicht ungünstig. Man wies mir ein kleines, reinlich geweißtes Zimmer mit eiserner Bettstelle an; der Wirt überzog sogar auf meinen Wunsch das Bett mit frischer Wäsche, und so ließ ich mich zu der Unvorsichtigkeit verleiten, mich ausgekleidet hineinzulegen. Aber kaum war ich eingeschlafen, als ich träumte, mit den Füßen in einem Ameisenhaufen zu stehen, und beim Erwachen die Entdeckung machte, daß ganze Regimenter Wanzen vom Fußende des Bettes im Anmarsch waren und bereits meine Beine bis zu den Knieen in schwarzen Massen besetzt hielten. So begann ich denn mit Insektenpulver mich wacker zu wehren, und bald bedeckten Hunderte der unheimlichen Gesellen das Schlachtfeld. Freilich mit der Nachtruhe war's auch vorbei, ich erwartete völlig angekleidet auf dem Bette liegend mit Ungeduld die Morgendämmerung.

Pergamon verdankt seinen Weltruhm der kurzen Blütezeit, welche es im zweiten und dritten Jahrhundert vor

Digitized by Google

Christus erlebte als Hauptstadt des Reiches der Attaliden, eines der mächtigen griechischen Herrschergeschlechter, die sich in Alexanders des Großen Weltreich teilten. Eumenes II. (197—159 vor Christus), der Erbauer des gewaltigen Zeusaltars, eines der Denkmäler der Siege über die Galater, der Begründer der weltberühmten pergamenischen Bibliothek, welche den Neid Alexandrias erregte, bezeichnet den Höhepunkt des Reiches, das schon 133 vor Christus durch Testament des letzten Attalus dem römischen Reiche einverleibt wurde. Die Römer hielten die Stadt in hohen Ehren, und ihre Kaiser bereicherten die Burg mit weiteren Prachtbauten. Unter byzantinischer Herrschaft begann der Zerfall, den die türkische besiegelte, bis die preußischen Ausgrabungen retteten, was noch zu retten war, und die großartigen Anlagen wenigstens in ihren Grundrissen wieder zu Tage förderten.

Den Ruinen der Königsburg galt am frühen Morgen mein erster Gang. Rasch waren die winkligen Gassen der ausgedehnten Neustadt hinter mir, und ich begann den kahlen Felshang hinanzusteigen. Etwa auf halber Höhe verlegte mir ein Mauerzug den Aufstieg und zwang mich, den unter ihm hinlaufenden Spuren des Fahrweges aus alter Zeit bis zu dem stattlichen Thorbau zu folgen, der noch heute den Zugang zur Burg vermittelt. Der Weg führt nun, in weitem Bogen über den öden Abhang der Unterburg hinansteigend, zur alten Agora, dem Festplatz vor dem Eingang zur Oberburg. Hier beginnen die Terrassen, welche, immer höher steigend, Markt, Zeusaltar, Athenaheiligtum, Bibliothek, Hadrianstempel und Königspalast getragen haben. Die oberste Fläche des Burgberges mit den Grundmauern der umfangreichen Residenz mag dreihundert Meter über der Stadt liegen. Hinter ihr verbindet die Burg mit dem sie vom

Digitized by Google

Gebirge trennenden Sattel ein schmales Feld wie geschaffen zum Schloßgarten, wie es denn auch im Volksmund κῆπος τῆς βασιλίσσης (Garten der Königin) heißt. Man genießt einen herrlichen Blick auf die großartige Gebirgslandschaft, welche den nördlichen Horizont füllt, und hinab auf die beiden tiefeingeschnittenen Felsthäler, welche sich am Fuß des Burgberges vereinigen; die breite fruchtbare Ebene jenseits der Stadt erstreckt sich weit nach Süden, wo das blaue Wasser des Golfs von Eläa den Abschluß bildet.

Während die Reste auf den Burgterrassen, auch die rechtwinklige Fundamentfläche des Zeusaltars, wenig Eindruck machen, gewährt der Westabhang des Burgbergs mit einem schön erhaltenen, in die Felshänge eingesprengten griechischen Theater noch immer einen imposanten Anblick und erweckt heute noch eine deutliche Vorstellung verschwundener Pracht. Der bis auf die königliche Loge erhaltene Zuschauerraum steigt mit geschickter Benützung des Abhanges steil und hoch an, überragt von der gewaltigen Stützmauer der Hadriansterrasse, welche, eine Stufe bildend, der Athenabezirk nach Süden fortsetzt. Zu Füßen der Sitzreihen befindet sich ebenfalls eine langgestreckte Terrasse, welche den Zugang zu Orchestra und Bühnengebäude bildete und von einem prächtigen Marmortempel jonischen Stils auf hoher Stufenbasis abgeschlossen war. Senkrecht steigt von hier der Fels unmittelbar zur höchsten Stufe, der Palastterrasse, an, während thalwärts der Hang jäh zum Flusse Selinus abfällt, der tief unten den Westrand des Burgbergs bespült.

Am Nachmittag durchstreifte ich die Stadt Bergama und ihre Umgebung, hauptsächlich die Thäler der Flüsse, welche im Stadtgebiete zusammenkommen. Ich bewunderte die dicht mit Blüten bedeckten Oleanderbüsche, welche die Wasserläufe

Digitized by Google

begleiteten, ich bewunderte insbesondere den Anblick, welchen die Theaterseite der Burg vom jenseitigen Rande des Selinusthales aus bietet. Dort fand ich auch das schön bewachsene Oval eines römischen Amphitheaters, das mit genialer Ausnützung des Terrains eines Seitenthales angelegt ist: der Grund der Felsschlucht dient als Arena, sie ist oben und unten mit hohen Thorbogen abgemauert, unter denen die Thalwasser noch in besonderem Kanal durchgeleitet sind; über diese Querriegel und die beiden Thalwände ziehen sich dann die elliptischen Sitzreihen hin.

Die benachbarte Höhe krönt der Cypressenhain eines türkischen Friedhofs, von wo man einen hübschen Überblick über die Neustadt gewinnt. Sie bedeckt für eine Landstadt von etwa 20000 Einwohnern eine verhältnismäßig große Strecke; denn sie ist weitläufig und niedrig gebaut und mannigfaltig durch Grün unterbrochen. Eine hohe Mauermasse, von römischen Thermen herrührend, beherrscht das Stadtbild, das im übrigen durch die zahlreichen Minarehs der durch die Stadt zerstreuten kleinen Moscheen ein recht orientalisches Gepräge erhält. Zusammen mit der fruchtbaren Ebene, welche, von reifem Getreide bedeckt, die Stadt umwogte, machte Bergama von außen gesehen einen günstigeren Eindruck auf mich; nach so vielen Bildern der Verödung und des Zerfalls doch einmal wieder ein Gemeinwesen, das sich behauptet, ja Spuren von Fortschritt und Wachstum verrät.

Digitized by Google

Magnesia am Sipylos.

Von Bergama ging auf Karl Humanns Rat meine Reise direkt ins Innere weiter nach Manissa, dem alten Magnesia am Sipylos, und nach Sardes, der einstigen Hauptstadt Lydiens. Etwas weiter als der Hafenplatz Dikelî von Bergama entfernt liegt in entgegengesetzter Richtung Soma, die Endstation einer englischen Zweiglinie, welche in Manissa die Bahn Smyrna-Sardes-Alaschehr erreicht. In Erinnerung an die vergangene Nacht ließ ich mich von dem Fuhrmann, der mich tags zuvor von Dikelî hergebracht hatte, bestimmen, mit derselben Arabâ noch um Mitternacht ins Innere Kleinasiens weiterzufahren. Diesmal hatte ich die harte Pritsche des Wagens nur noch mit einem andern jungen Mann und seinem alten Mütterchen zu teilen, welche ebenfalls auf den Frühzug nach Soma wollten. Trüber Mondschein erhellte die eintönige Steppe, über deren regellose Flußläufe die hier noch erhaltenen Brücken hinweghalfen. Dennoch mußte vorsichtig gefahren werden, und die nächtliche Fahrt auf dem Marterholz wollte uns endlos erscheinen. Mit der Morgendämmerung bekamen wir Soma zu Gesicht, nach fünfstündiger Fahrt das erste Dorf. Schließlich konnten wir nur noch in sausendem Galopp den Bahnhof rechtzeitig erreichen. So verließen wir förmlich gerädert

Digitized by Google

den bankloſen Sitzraum des Bauerngefährtes, den man bei uns nur vierfüßigen Paſſagieren einzuräumen pflegt.

Eine vierſtündige Eiſenbahnfahrt führte mich durch eine der vielen kleinaſiatiſchen Ebenen, welche durch die ſie begleitenden Gebirge zu Thälern werden. Die wogenden Kornfelder erinnerten an die im Altertum berühmte Fruchtbarkeit Lydiens, während die verödeten und verſumpften Strecken dazwiſchen erkennen ließen, weshalb dieſer Ruhm verklungen iſt. Die wechſelnde Ausſicht auf die bläulichen Felskämme zur Rechten und Linken belebte die Fahrt, bis die gewaltige Maſſe des Sipylos im Süden die Blicke unwiderſtehlich auf ſich zog. Etwa um zehn Uhr morgens fuhren wir nach Überſchreitung des anſehnlichen Hermosfluſſes in den Bahnhof von Maniſſa ein. Müde von zwei durchwachten Nächten, von dem anſtrengenden Tag in Bergama und der beſchwerlichen Fahrt beſchloß ich hier zu raſten. Zu meiner Freude fand ich ein ſauberes griechiſches Xenodochion, wo ich verhältnismäßig wenig unter Ungeziefer zu leiden hatte.

Der Anblick Maniſſas mit ſeinem himmelanſtrebenden Gebirgshintergrund, dem Maniſſa-dagh, dem Sipylos der Alten, ſucht an Großartigkeit ſeinesgleichen. Schon die Stadt, vom Hermos bis auf die Abhänge des Gebirges ſich ausdehnend (mit ca. 50000 Einwohnern), bietet mit ihren zahlreichen Moſcheen und ſonſtigen anſehnlichen Gebäuden ein eigenartig ſchönes Bild einer größeren Türkenſtadt; dann aber, dicht hinter ihr, faſt ſenkrecht bis zu 1500 Meter anſteigend, der breite Rücken des Sipylos, der, von bläulichem Licht übergoſſen, mit ſeinem hellen Kalkgipfel in den tiefblauen Äther hinaufragt, deſſen glänzende Farbe durch den Kontraſt nur noch dunkler erſcheint.

Magneſia und der Sipylos werden von alters her zu-

Digitized by Google

sammen genannt, sie gehören auch zusammen. Der Sipylos trennt Lydien nach Süden hin von Smyrna und seinem Golfe; seine Ausläufer schließen es nach Westen hin von Phokäa und dem offenen Meere ab, nur das Felsthal, das sich der Hermos durch die Berge gerissen hat, gewährt eine enge Ausfallpforte nach Westen und eine natürliche Verbindungsstraße dem Meere zu. Manissa, in der Südwestecke der Ebene nahe diesem Durchbruch gelegen, bildet den Schlüssel zur lydischen Ebene und zu dem Engpaß zugleich, es bildet den Zielpunkt der Karawanen aus dem Innern, durch deren Vereinigung hier seit alters ein reger Handelsverkehr entstand. Unter den Mauern von Magnesia entschied sich denn auch das Schicksal Asiens durch den Sieg, welchen 190 vor Christus die Scipionen über Antiochus von Syrien erfochten. Und nach dem Sturze der römisch-byzantinischen Herrschaft erwählten die türkischen Sultane den wichtigen Ort zu ihrer Residenz, bis sie Konstantinopel erobert hatten.

Der Sipylos lockte mich bald aus den engen schmutzigen Gassen der Stadt hinauf auf seine luftigen Felshöhen. Ich kletterte in den wilden Felsschluchten hinter Manissa hinan und gelangte schließlich in einer Höhe von etwa vierhundert Meter über der Stadt in die Ruinen der Akropolis des römischen Magnesia. Die Mauern, aus geringem Gußwerk aufgeführt, sind unbedeutend, dafür überblickt man von hier Stadt und Fluß tief unten und die gesegneten Gefilde Lydiens bis zu den fernen Gebirgen im Norden und Osten, während hinter uns in nächster Nähe die Felsmasse des Sipylos sich hoch und immer höher auftürmt.

Auch auf dieser Seite trägt der sagenberühmte Berg Spuren urweltlicher Besiedlung, welche, wie in Alt-Smyrna,

Digitized by Google

mit dem Namen des Tantalus und seines Geschlechtes verknüpft werden. Die Alten zeigten in der Umgebung Magnesias noch den Thron des Pelops, von dem der Tantalide sein Reich betrachtet habe, und glaubten an einer Felswand das Bild der versteinerten Tantalustochter Niobe in Gestalt einer weinenden Frau wiederzuerkennen. Den ersteren will Humann auf den Felsgipfeln östlich von Manissa gefunden haben und dabei die Spuren einer uralten Herrscherburg, vielleicht der sagenhaften Tantalidenstadt Sipylos oder Tantalis. Die Niobe, sogar von der Eisenbahn aus sichtbar, wird noch heute jedem Fremden gezeigt.

Ich verlangte in meinem Gasthause für den folgenden Morgen einen Führer für den Niobefelsen und die Tantalusburg; ein halbwüchsiger Bursche, der beides zu wissen erklärte, führte mich ostwärts dem Nordhang des Sipylos entlang wohl eine Wegstunde weit bis zu einem kleinen, von unzähligen Quellen gespeisten See. Etwa 100 Meter über demselben erblickte man in steiler Felswand künstliche Vertiefungen. Ich stieg durch einen Weinberg in die Felsen hinauf und stand bald auf einer kleinen Felsstufe mit altarähnlicher Erhöhung vor einer 7—8 Meter hohen Nische; sie ist ausgefüllt durch ein in den lebendigen Fels gehauenes, kolossales Sitzbild einer weiblichen Gottheit, das trotz der starken Verwitterung noch deutlich erkennbar ist. Darüber zeigen kubische Einarbeitungen in den Felsen, daß es einst von einem architektonischen Aufbau gekrönt war. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir hier ein uraltes Kultbild der in Kleinasien unter dem Namen Kybele verehrten Mutter Natur vor uns haben, wohl aber darüber, ob auch schon die Alten gerade hierin das Bild der versteinerten Niobe gesehen haben, oder ob nicht vielmehr irgend ein

Digitized by Google

natürliches Felsgebilde, das wir, nachdem die Tradition abgerissen und die Verwitterung weiter fortgeschritten ist, nicht mehr wiederzuerkennen vermögen, die Veranlassung zu dieser Sage gegeben hat.

Als ich meinen Führer nun weiter nach der Tantalusburg fragte, deutete er wohl nach den himmelstürmenden Felsgipfeln hinauf, wußte aber weder Weg noch Steg. So beschloß ich, nicht ausgerüstet für die halsbrecherische Kletterpartie, hier umzukehren, um wenigstens den Zug nach Sardes noch rechtzeitig zu erreichen.

Digitized by Google

Sardes.

Die Bahn führt von Manissa in östlicher Richtung das Hermosthal aufwärts. Die Ebene verbreitert sich, sobald wir die Hänge des Sipylos zur Rechten hinter uns haben; die hohen Gebirgszüge, welche im Süden die Wasserscheide zwischen Hermos und Kaystros bilden, werden in einiger Entfernung sichtbar, ihre höchste Erhebung ostwärts ist der Tmolos der Alten, an dessen Fuß einst Sardes lag.

Die Nähe der Königsstadt der Lydier wird angekündigt durch die lange Reihe lydischer Königsgräber, welche zur Linken weithin sichtbar die flachen Hügel am jenseitigen Ufer des Hermos schmücken. Es sind kegelförmige Erdaufschüttungen über steinernen Grabkammern. Obgleich durch Schatzgräber mehrfach angeschnitten, stehen noch über sechzig derselben aufrecht mit mattgrüner Vegetation überzogen. Der größte Grabhügel, noch heute fast dreißig Meter hoch, ist von Herodot als Grab des Alyattes bezeugt, des Vaters des Krösus, gestorben um 560 v. Chr.; er ist zugleich der jüngste, denn Krösus selbst, der letzte König Lydiens, starb in persischer Gefangenschaft. Wir haben hier dieselbe uralte Form des Grabmals für die Mächtigen dieser Erde vor uns, wie sie sich auch in unsern Hünengräbern wiederfindet und wie sie vor allem in den ägyptischen Pyramiden architektonische Ausgestaltung erlangt hat.

Digitized by Google

Mit einer Empfehlung Humanns an den Vorstand der Station Sart versehen, hoffte ich im Stationsgebäude Unterkunft zu finden. Ich wartete geduldig, bis der Zug abgefertigt war, um den Beamten nicht in seinem Dienste zu stören, mußte aber dann zu meinem Leidwesen erfahren, daß er mit ebendemselben Zuge ins Innere weitergefahren war und, da dies überhaupt der einzige Zug war, der auf dieser Strecke verkehrte, erst am folgenden Tage mit demselben Zuge zurückkommen konnte, mit welchem ich wieder abzureisen gedachte. Er scheint die Gewohnheit zu haben, an höher gelegenem Orte zu übernachten, um die Fiebergefahr zu vermeiden, welche überall im Süden mit den Trümmerfeldern alter Städte verbunden ist.

Ich sah mich nun notgedrungen nach einem andern Nachtquartier um; da war freilich die Auswahl nicht groß: ich fand an Stelle der alten Großstadt zwei ärmliche Lehmhütten bei dem Bahnhof stehen, rings umher nichts als Sumpf und verlassene Steppe. Eine dieser Hütten hatte ein Vordach aus Schilf mit einigen Bänken darunter und war dadurch als Kaphenion erkennbar; ihr Besitzer war ein Grieche, der mit einem halbschwarzen Knaben hier einsam wirtschaftete. Als ich ihm bei einer Tasse Kaffee mein Mißgeschick erzählte, lud er mich aufs freundlichste ein, innerhalb seiner vier Wände (mehr hatte das Häuschen wirklich nicht) zu nächtigen, was ich mit Freuden annahm.

Ein herrlicher Sommernachmittag lag über der Ebene, als ich durch die verlassene Landschaft südwärts nach den zackigen Vorbergen des mächtigen Tmolosgebirges wanderte, welche einst die unbezwingbare Burg von Sardes getragen haben. Nicht ohne Mühe gelang es mir, zwischen den Sümpfen und ungeregelten Wasserläufen des Paktolos hin-

Digitized by Google

durchzugelangen bis an den westlichen Abhang des hohen Burgbergs, an dessen Fuß noch zwei hohe, jonische Säulen von der Ostfront eines griechischen Tempels, vermutlich des Kybeletempels, aufrecht stehen. Hier fand ich abermals einige ärmliche Lehmhütten, deren zerlumpte Bewohner, von dem wütenden Gebell ihrer Hunde hervorgelockt, den einsamen Wanderer erstaunt angafften. Da sie ihre Hunde nicht zurückriefen, mußte ich mir selbst nach Landessitte mit wohlgezielten Steinwürfen den Weg frei machen, bis ich auf dem Stumpf einer umgestürzten Säule einen sicheren Standort fand. Diese Tempelreste sind die einzigen Zeugen von der alten Pracht und Herrlichkeit der gefallenen Königsstadt, überaus eindrucksvoll inmitten der tiefen Barbarei, in welche die Umgebung versunken ist.

Der Rückweg führte mich am Nordhang der Burg über Spuren alter Terrassenanlagen und Befestigungen zu unbedeutenden Trümmern römischer Bauten und den runden Mulden an der Nordostecke, welche die Sitzreihen des alten Theaters und Stadions bezeichnen. Der prächtige Sonnenuntergang überraschte mich beim Heimweg auf der Ebene; der breite, hochragende Rücken des Tmolos hinter dem zackigen Profil des Burgbergs färbte sich veilchenblau, wie allabendlich der Hymettos bei Athen; ruhig und still lag die grüne Fläche rings, nur von Störchen bevölkert, in tragischer Verlassenheit da.

Noch lange genoß ich von der Laube meines Gastfreundes aus den herrlichen Blick auf die stimmungsvolle Landschaft im schwindenden Dämmerlichte. Dann kam, ein ungebetener Gast, die Nacht. Mein Wirt, dem ich von den vergangenen Wanzennöten erzählte, versicherte mir treuherzig, Wanzen gebe es bei ihm nicht, aber viele Flöhe. Unter dieser tröstlichen

Digitized by Google

Aussicht legte ich mich mit ergebenem Dulderſinn auf die zum Lager bereitete lange Truhe, auf der ſonſt der für heute ins Freie ausquartierte Sklave zu ſchlafen pflegte. Ich blieb natürlich völlig angekleidet, nachdem ich mich überdies tüchtig mit Inſektenpulver eingeſtreut hatte. Es herrſchte eine drückende Schwüle in dem kleinen, fenſterloſen Raum. Wie um meine Bedrängnis noch zu erhöhen, brachte mir der Wirt noch ein Leintuch von zweifelhafter Farbe, das er mir über Kopf und Hände breitete, damit ich Schutz hätte gegen die Mosquitos, welche in den Sümpfen in Maſſen gedeihen. So verharrte ich unter dem Tuch in Schweiß gebadet eine lange, bange Nacht auf dem Marterholz, Stiche und Hitze geduldig als unabwendbares Übel ertragend. Und wie zum Lohne für meine Ausdauer fiel ich gegen Morgen, betäubt von der dumpfen Schwüle, in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, war es bereits hell, ich ſprang freudig von meinem Lager und trat erleichtert aufatmend in die herrliche Morgenluft hinaus. Noch nie erſchien mir der junge Tag ſo ſchön wie heute, nachdem ich eine ſolche Nacht glücklich überſtanden hatte. Nach einem kleinen Imbiß ging's von neuem dem Stadtgebiet von Sardes zu, diesmal machte der braune Knabe des Wirtes den Führer. Ich bewunderte die Gewandtheit, mit der er barfuß durch Geſtein und Dornen ſchritt, wo Stiefel und Kleider mir ungenügenden Schutz zu bieten ſchienen. Und als einmal eine giftige Schlange, welche drohend nach ſeinen nackten Füßen emporzüngelte, uns den Weg verlegte, erſchlug er ſie mit einem einzigen wohlgezielten Stockhiebe. Dann begrub er ſie tief unter Steinen, um die Fliegen von dem Aaſe fernzuhalten.

Der Junge zeigte mir den Aufſtieg auf den zerklüfteten Burgberg. Wir begannen von Weſten her, den nahen Kybele-

Digitized by Google

tempel rechts lassend. Es geht steil und hoch, wohl dreihundert Meter durch unglaublich jäh zerfressene Felsklüfte hinan. Der Berg, aus einem schlechten Conglomerat (Breccia) bestehend, ist an der Wetterseite schon halb zerstört. Die ganze Südwestecke ist von der Witterung senkrecht abgefressen. An ihrer Stelle stehen unzählige Felskegel von verschiedener Höhe in Säulen- und Zuckerhutform, ein wahrer Felsengarten, wie allemal ein daraufstehender Baum oder eine Steinplatte der Durchnässung und Verwitterung wehrte. Der höchste Grat ist messerscharf und verdankt seine Erhaltung den Fundamenten der Burgmauern, welche nun hoch oben an den schroffen Kiesecken absturzdrohend überhängen. Bald werden auch sie den zerstörenden Elementen zum Opfer fallen und von der einst Länder beherrschenden stolzen Burg, von der schon jetzt nur noch ganz unscheinbare Mauerzüge erhalten sind, wird im Laufe der Jahrtausende nicht einmal der Hügel mehr übrig bleiben, der sie getragen hat.

Hier also war der weltgeschichtliche Ort, von wo uralte Herrschergeschlechter auf die geknechtete Ebene Lydiens niederschauten, wo sich die fabelhaften Goldschätze anhäuften, von denen Sage und Geschichte in den Namen Midas und Krösus noch heute erzählen. Von hier zogen Darius und Xerxes zur Knechtung Europas, Cyrus der Jüngere und Alexander der Große zur Eroberung Asiens aus. Die starke Burg diente Antiochus dem Großen als Stützpunkt gegen Rom. Hier sammelten die Cäsarmörder Cassius und Brutus ihre Legionen, mit denen sie bei Philippi unterlagen. Bis zum Jahr 1402 war Sardes ein bedeutender Bischofssitz. Erdbeben und die vandalische Wut der einbrechenden türkischen Horden haben die sturmfreie Burg in ein wildes Chaos von Stein- und Felstrümmern verwandelt. Die Stadt zu ihren Füßen

Digitized by Google

ist in ödes Heideland versunken. Nur die unvergleichliche Landschaft rings ist die gleiche geblieben und sieht sich von der beherrschenden Höhe so großartig an, wie vor alters. Nach Norden die weite lydische Ebene, noch heute Spuren der alten Fruchtbarkeit zeigend; ferne Gebirgszüge, die östlich in dem bläulichen Gipfel des Dindymos auslaufen, bezeichnen ihre Grenze; dorther kommt der Hermos, der sich vor uns durch die Ebene windet. An seinem Ufer erkennen wir die Zackenreihe der Königsgräber wieder; die helle Wasserfläche hinter ihnen ist der sagenberühmte See des Gyges. Nach Westen versperrt des Sipylos nacktes Felsenhaupt die Aussicht nach dem Meer, während nach Süden der gewaltige Rücken des Tmolos den Horizont füllt; in romantischem Waldthal kommt von ihm der goldführende Paktolos herab, der unten an der Burg sich in die Sümpfe verliert.

Als ich wieder vor der Hütte meines gastfreundlichen Wirtes saß, auf die Rückkunft des Zuges aus dem Innern wartend, überkam mich das warme Gefühl der Befriedigung, welches nach glücklich überstandener Mühsal die vergangenen Fährlichkeiten vergessen läßt und das Erlebte in der Erinnerung verklärt. Dabei kam mir nachträglich zum Bewußtsein, wie viel ich doch gewagt hatte, als ich mich allein, mit leichtem Gepäck und nur mit einem Sonnenschirm bewaffnet, in die Wildnis Kleinasiens begab. Nicht einmal Chinin hatte ich mitgenommen und bekam zum Glück keine Gelegenheit, es zu vermissen. So hatte zwar der Erfolg meiner jugendlichen Sorglosigkeit Recht gegeben, aber dennoch erhöhte das Gefühl der Befriedigung auch der Gedanke, daß mir nach vier langen Tagen und noch längeren Nächten, in denen ich nicht aus den Kleidern kam und Hitze, Schmutz und Ungeziefer über mich ergehen lassen mußte, heute Abend Smyrna

Digitized by Google

wieder winkte mit seinem sauberen, bequemen Hotel. Ich sah im Geiste schon den herrlichen Strand am schönen Golfe mit seinem Seebad und kühlenden Seewind, dort wollte ich im heiteren Abendleben unter Landsleuten mich für die Tage der Wildnis entschädigen. Dankbaren, freudigen Sinnes achtete ich der langen, heißen Eisenbahnfahrt nicht, welche mich über Manissa durch das enge Durchbruchthal des Hermos und in weitem Bogen um die Felsmassen des Sipylos ans Ufer des Meeres und nach Smyrna zurückbrachte.

Digitized by Google

Kleinasien.

Ein Besuch der kleinasiatischen Küste, insbesondere Smyrnas, ist eine wertvolle Ergänzung und Abrundung einer griechischen Reise. Wenn auch die Türken von den alten Griechenstädten kaum einen Stein auf dem andern gelassen haben, so daß die verödeten Ruinenfelder nur noch ergreifende Bilder irdischer Vergänglichkeit darstellen, so haben sie doch die griechische Rasse und Sprache nicht ganz zu vernichten oder in sich aufzunehmen vermocht. Diese hat im Gegenteil in unserer Zeit, wie vor bald 3000 Jahren, von neuem einen Eroberungszug in Kleinasien angetreten; sie dringt überall siegreich vorwärts, wo Schienenwege und Dampferlinien Kultur verbreiten. Das griechische Element in Smyrna überragt bereits an Kopfzahl, Bildung und Besitz alle einheimischen Nationalitäten. Die Wertung des Griechen erscheint in Kleinasien mit einemmal verändert: während er dem vom Westen kommenden Mitteleuropäer zuerst beinahe wie ein Halbasiate erscheinen wollte, sieht dieser in ihm hier in Asien den Träger europäischer Sprache und Gesittung und erkennt ihn dankbar als Miteuropäer an. Er ist froh, wenn in dem barbarischen Sprachengewirr der ihm bereits vertraute griechische Laut ein Echo findet. Schließlich lehrt ihn der Einblick in die trostlose türkische

Digitized by Google

Wirtschaft auch das heutige Griechenland selbst milder beurteilen, indem er sieht, wie weit es sich doch schon in der verhältnismäßig kurzen Zeit seit seiner Befreiung aus den türkischen Zuständen emporgearbeitet hat.

Mein kurzer Besuch der türkischen Welt schloß zugleich die vielen auf den Orient vorbereitenden Eindrücke meiner ganzen Reise zu einem einheitlichen Bilde zusammen. Konstantinopel und Smyrna erinnern auf Schritt und Tritt an Neapel: die vielen Verkäufer insbesondere von Eßwaren, die Öffentlichkeit aller Hantierungen, die Geldwechsler an allen Ecken und Enden. Dazu die Türken, diese echten Söhne des Orients: sie sitzen am liebsten behaglich schmauchend vor ihren Häuschen und betrachten mit philosophischer Ruhe und Würde das geschäftige Hasten und Drängen der Welt. Sie kennen nicht den Ehrgeiz und die Erwerbsucht der Griechen, auch nicht ihren Bildungsdrang. Was kümmert sie alle Weisheit und Herrlichkeit der Welt, was kümmert sie das Morgen, solange sie heute noch ein sorgloses Dasein führen können! Darum sind sie im Durchschnitt arm, aber auch ehrlich, gutmütig und zuverlässig. Daß jedoch die Kehrseite orientalischen Wesens nicht fehle, dafür sorgen in Smyrna neben den Griechen die Armenier: sie sind schlau und gerieben, als Geschäftsleute geradezu gefürchtet. Sie treiben mit Vorliebe Geldgeschäfte und Wucher; namentlich das im Orient wesentlich auf Betrug und Überlistung gegründete Wechslergewerbe scheinen sie sich zur Domäne auserlesen zu haben. Bezeichnenderweise spielen die zahlreichen Juden Smyrnas neben ihnen nur eine bescheidene Rolle und können nicht zu dem Wohlstand gelangen wie im Occident.

Der Anblick des Hinterlandes von Smyrna erinnert in mehr als einer Hinsicht an Sizilien. Das Land ist auf-

Digitized by Google

fallend dünn bevölkert, man erblickt weite, menschenleere Ebenen, umgeben von hohen, meist entwaldeten Felsgebirgen. Die Bauern wohnen in weit auseinanderliegenden Ansiedlungen zusammengedrängt und bewirtschaften das umliegende Land nach althergebrachtem Dreifelderſystem. Dazwischen bleiben große Strecken unbebaut, welche von Viehzucht treibenden Nomaden ausgenützt werden. Der Bauer hat es in Kleinasien nicht viel besser als auf Sizilien. Ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse, Scherzer (Smyrna S. 26), schreibt hierüber: „Durch die bestehenden Gesetze eher benachteiligt als beschützt, durch ein irrationales und daher drückendes Steuersystem gehindert, den Segen seiner Arbeit genießen zu können, von hartherzigen Zehentpächtern und Geldleihern bedrängt, ohne Kenntnis, ohne Rat und ohne Unterstützung, erscheint die türkische Bezeichnung für Bauer, rundschdèr, wohl gerechtfertigt, was so viel als ‚voll Quälerei' bedeutet." Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die Bauern auch unter der Unsicherheit der Zustände schwer zu leiden haben. Die öffentliche Sicherheit ist ebensowenig verbürgt wie in Sizilien. Es versteht sich fast von selbst, daß die nomadisierenden Turkomannen und Zigeuner im Innern sich gelegentlich auf Raub verlegen. Ende der achtziger Jahre wurde sogar in der Umgebung von Smyrna ein junger Levantiner von Räubern aufgegriffen und erst für hohes Lösegeld freigegeben; doch gelang es, die Banditen noch einzuholen. Die Unsicherheit des Binnenlandes wird übrigens, wie in Sizilien, von den Eingeborenen und Beamten sichtlich übertrieben; europäische Reisende wenigstens erschienen bei angemessenem Verhalten und in ruhigen Zeiten bisher nirgends gefährdet.

An Griechenland endlich erinnerte mich nicht nur die

Digitized by Google

griechische Sprache, die mir überall, selbst in Sardes noch, weiterhalf, sondern auch das treuherzige, gastfreundliche Wesen der Landbevölkerung. Wie der griechische Staat verwendet auch die Türkei wenig für Flüsse und Wege, um von der Aufforstung der Gebirge, der Kultivierung der verödeten Niederungen ganz zu schweigen. Durch fortschreitende Entwaldung und Ausbeutung geht das durch den Raubbau der Jahrtausende erschöpfte Land mit immer rascheren Schritten seinem Ruin entgegen.

So bildet die Reise von Rom nach Sardes eine zusammenhängende Kette ähnlicher, sich stetig steigernder Eindrücke. Dies läßt sich noch in mehreren Punkten weiter ins einzelne verfolgen. Lehrreich ist vor allem ein Vergleich der Religionsformen, welche sich nach einander in Italien, Griechenland und Kleinasien beobachten lassen. Die theatralische Pracht des Gottesdienstes, insbesondere die überwältigende Schönheit der römischen Kirchenmusik sind geeignet, auch des nüchternen Nordländers Sinne zu bestricken. Als Kind der römischen Kirche der Renaissance kann der deutsche Protestantismus seine nahe Verwandtschaft mit der Schwesterkirche zu Rom nicht ganz verleugnen. Ganz anders verhält er sich bereits der griechischen Kirche gegenüber, welche schon im neunten Jahrhundert nach Christus sich vom Abendlande getrennt und seither mit zäher „Orthodoxie" auf alle Weiterentwicklung verzichtet hat. Sie hat zwar das prunkhafte Auftreten der Priester, die Prozessionen, das Formel- und Bilderwesen mit der römischen Kirche gemein, aber alles ist viel äußerlicher, gedankenleerer, zumal auch ihre eintönige orientalische Vokalmusik dem Abendländer statt religiöser Erhebung quälende Langeweile verursacht. Die türkische Musik ist der griechischen ähnlich; aber die barbarische Form des

Digitized by Google

Derwischgottesdienstes zu Skutari wirkt geradezu abstoßend. Freilich finden sich Ansätze zu dieser Ausartung der Anbetung Gottes in körperliche Exerzitien und nach Ausdauer, nicht nach Inhalt gewertete Gebete bereits in Rom auf der Scala Santa und im Rosenkranz. Alle diese Formen der Gottesverehrung haben mit dem Gott, den Christus geoffenbart hat und den er im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrt, wenig zu schaffen.

Auffallenderweise scheinen manche Forderungen der Bibel, namentlich des Alten Testaments, soweit sie in den Koran übergegangen sind, von den Türken pünktlicher befolgt zu werden als von den meisten der unter ihnen wohnenden Christen; sie unterscheiden sich von diesen wenigstens im Gottvertrauen, in Verträglichkeit und Charakterfestigkeit, ja in der ganzen Moralität entschieden zu ihrem Vorteil; namentlich halten die Muhammedaner mit lobenswerter Strenge auf das erste Gebot; sie dulden keine Bilder und verehren neben Gott und seinem Propheten keine anderen Wesen. Bei den Völkern des Westens traf das Christentum ein fein ausgebildetes, außerordentlich populäres Götterſyſtem. Solange es gegen dieses ankämpfte, erhielt es sich seine Reinheit; einmal Staatsreligion geworden, wurde es den Neigungen der großen Masse, die nun Christen hießen, aber im Grunde Heiden geblieben waren, mehr und mehr angepaßt. Der orientalische Tiefsinn, seine Strenge und Konsequenz in Gottesglauben und Moral mußte der leichtlebigen spätrömischen Welt in ihre altgewohnten, bequemen äußerlichen Formen umgesetzt werden. Um allgemein Eingang zu finden, mußte auch der Christengott mit einem Olymp von göttlich verehrten Heiligen beiderlei Geschlechts umgeben werden, mußten die Bittgänge beibehalten werden, in welchen die

Digitized by Google

heidnische Welt eine Versicherung gegen Pestilenz und teure Zeit, gegen Wassers- und Feuersnot erblickte; das Christentum mußte seine Knechtsgestalt ablegen und sich mit weltlicher Pracht und Machtfülle umkleiden. So entstand die christliche Kirche der Griechen und Römer, wie das Heidentum dieser Völker ähnlich und doch verschieden.

Alle nationalen Ausgestaltungen der von Christus ausgegangenen religiösen Bewegung, auch der Muhammedanismus, wenn er dazu gezählt werden darf, haben innerhalb der Nation, in der und für die sie sich gebildet, ihre historische Berechtigung. Das lehrt uns eben der Orient. Dort ist Nationalität und Konfession fast immer gleichbedeutend und als unveräußerliches Merkmal der einzelnen Stämme anerkannt. Niemand fällt es ein, einen Türken bekehren oder einem Griechen seine „Orthodoxie", auf die er so stolz ist, ausreden zu wollen. Der Levantiner in Smyrna, das heißt der Nachkomme der eingewanderten Romanen, antwortet auf die Frage: „Was für ein Landsmann sind Sie?" mit „Katholik", und er ist auf diese seine „Nationalität" nicht weniger stolz als der Türke und Grieche. Und das ist nicht zu tadeln. Jede Nation hat die Religion, die sie verdient. Türken und Araber sind Muhammedaner, Griechen und Russen sind „orthodox", die Romanen sind Katholiken. Die Germanen aber, der römischen Mission entwachsen, haben das fremde Gewand, in dem das Christentum zu ihnen gebracht worden war, abgestreift und sind evangelisch geworden. „Deutsche sind Lutheraner", bezeugten kürzlich die Franzosen in St. Peter, und wir haben so gut wie die andern Nationen ein Recht darauf, auf diese unter ernsten Kämpfen errungene nationale Gestaltung unserer Religion stolz zu sein. —

Digitized by Google

Sehr bezeichnend sind auch die Geldverhältnisse, die ich nacheinander in Italien, Griechenland und der Türkei antraf. Das Scheitern des kostspieligen abessinischen Abenteuers hatte Italiens Kredit jäh erschüttert. Infolge des Kurssturzes floß dank der Münzgemeinschaft mit den andern Frankenländern das billigere italienische Gold und Silber in Menge ins Ausland ab, während das ausländische Metallgeld des hohen Agio wegen in Italien keinen Eingang fand. Die Folge war ein empfindlicher Mangel an Münze, der den ganzen Geschäftsverkehr lahmzulegen drohte. Als ich in Mailand ankam, hatte die Stadt eben eigene Einlirescheine ausgegeben, um wenigstens innerhalb der Stadt die Stockung des Geldverkehrs aufzuheben. Diese Scheine hatten natürlich nur für Mailand Gültigkeit, und der Durchreisende mußte noch dankbar sein, dafür schwere Rollen groben Kupfergeldes zu bekommen. In Genua hatte man sich damit geholfen, daß man Briefmarken in steifes, durchsichtiges Papier geschlagen für Ein- und Zweilirestücke kursieren ließ; diese Werte konnten wenigstens von den Passanten anerkannt werden. In Rom wurden gerade am Tag meiner Ankunft (1. November 1893) Millionen Einlirescheine ausgegeben, wodurch zunächst der Hauptstadt geholfen war. Aber noch am 6. Nov. stieß ich in Neapel auf dieselben Schwierigkeiten, da die römischen Scheine noch nicht in genügender Anzahl dahin vorgedrungen waren. Der Notstand muß übrigens schon länger latent gewesen sein; denn in Pompeji wurde einem Gaste ein Zehnlirestück in Gold zurückgeschlagen, indem der Wirt behauptete, solches Geld gebe es gar nicht, und nicht von dem Verdacht abzubringen war, daß dies eine grobe Fälschung sein müsse. Der allgemeine Mangel an Münze brachte allerlei Widerwärtigkeiten mit sich. Schon die starke

Digitized by Google

Beschwerung der Taschen durch das massenhafte große Kupfergeld war lästig. Man konnte aber auch nie genug davon bei sich haben. Denn beim Wechseln der größeren Scheine bekam man regelmäßig große Schwierigkeiten. Die Kellner weigerten sich herauszugeben, und thaten es schließlich nur gegen hohes Trinkgeld. An den Bahnschaltern war es noch schlimmer. Hier machten die Beamten sich die Vorschrift zu nutze, daß der Reisende das Geld abgezählt bereit halten solle. Wehe dem Fremden, der erst kurz vor Abgang des Zugs mit einem Zehnlireschein daherkam; er bekam einfach keine Fahrkarte, wenn er nicht den ganzen Schein drangab. Denn wer etwas zurückbekommen wollte, mußte warten, bis er nachweisen konnte, daß der Beamte das nötige Kleingeld eingenommen hatte. Man sagte damals den Schalterbeamten nach, daß sie die Münze absichtlich zurückhalten, um sie abends mit hohem Aufgeld an die Gasthofkellner auszuwechseln. Wie weit das zutraf, ließ sich nicht kontrollieren; empfindlicher Geldmangel war jedenfalls vorhanden. Man sah kleine Kaufleute, die lieber nicht verkauften, als wechselten, oder dem Käufer, wenn er halbwegs ein ehrliches Gesicht hatte, die Ware schließlich auf Borg überließen.

Allmählich hat sich damals der Notstand gehoben; freilich sah man fortan fast nur noch Papier und Kupfer; Silber und Gold blieb selten, so lange ich in Italien und Sizilien reiste. So war ich nicht überrascht, als ich in Griechenland dieselben Geldverhältnisse antraf. Dort schien sich dieser mißliche Zustand schon längst eingebürgert zu haben. Man sah es den ekelhaft fettigen, zerfetzten Ein- und Zweidrachmenscheinen an, daß sie schon lange im Gebrauch waren. Man bekam nicht einmal mehr vollständige Zehndrachmenscheine zu Gesicht; sie waren alle in der Mitte auseinandergerissen und

Digitized by Google

kursierten nun als getrennte Hälften zum Ersatz für die gänzlich fehlenden Fünfdrachmenstücke in Silber. Dabei war der Kurs des Papiergeldes so niedrig, daß man für 1 Mark Reichswährung ca. 2 Drachmen in Papier haben konnte; und doch entspricht die Gold-Drachme dem französischen Franken. Dagegen sind mir Schwierigkeiten oder gar Übervorteilung beim Herausgeben aus Griechenland nicht erinnerlich; es wird dort nicht einmal ein Trinkgeld erwartet, geschweige denn verlangt.

Am schlimmsten war es hierin wieder in der Türkei. Gleich beim Landen machen die niederen Paß- und Zollbeamten dem Fremden viel Verdruß, wenn er nicht bereitwillig mit dem Bakhschisch herausrückt. Schweres Lehrgeld muß man auch zahlen, bis man sich in den komplizierten Münzverhältnissen zurechtfindet. Papiergeld giebt es zwar nicht, dafür aber neben der Goldwährung eine minderwertige Silberwährung. Für das tägliche Leben kommt nur letztere in Betracht. Der Silbermedschid im Wert von ca. 3 ℳ 60, in der Form eines Fünffrankstücks geprägt, bildet die Einheit; er zerfällt eigentlich in 20 Piaster (türkisch gurusch = Groschen?); die Scheidemünze ist aber so rar, daß man beim Wechseln, selbst an Staatskassen, nur auf 19 Piaster herausbekommt. Der Piaster zerfällt in 40 Para; beim Herausgeben verliert man wieder 10 Para auf jedes Fünfpiasterstück. Damit noch nicht genug, herrschen in den Provinzialstädten wieder besondere Kurse. So beliebt man in Smyrna den Silbermedschid in 33 Piaster zu teilen. Der Smyrnaer Piaster ist, da es entsprechende Münzen niemals gegeben hat, ein rein „ideeller", allem Anschein nach eigens dazu erfunden, die Fremden desto bequemer prellen zu können. Hat man nun einen Piaster zu zahlen, so ist es selbstverständlich ein

Digitized by Google

„ideeller" Smyrnaer; hat man aber einen herauszubekommen, so ist das ebenso selbstverständlich ein wirkliches, türkisches Piasterstück; im ersten Falle soll der Fremde die Differenz gutmütig draufzahlen, hier einfach auf dieselbe verzichten. Manchmal will ihm da die Geduld reißen, zumal wenn noch versucht wird, ihm schlechte, ungültige oder gefälschte Münzen aufzuhängen.

Die Gaunerei und die Aufdringlichkeit der Barken- und Fremdenführer scheint von Neapel bis Smyrna so ziemlich gleich; hierin geben auch Patras und der Piräeus den andern orientalischen Hafenstädten nichts nach. Doch halten sich die Leute gewöhnlich an das Vereinbarte. Die gegenteilige Erfahrung blieb mir für Smyrna vorbehalten: hatte ich da unterwegs nach Alt-Smyrna einen griechisch redenden Jungen getroffen, der mir für $^1/_4$ Medschid (stark 1 fr.) den Aufstieg zu zeigen versprach. Aber schon auf Viertelshöhe weigerte er sich weiterzugehen, wenn ich nicht das Doppelte zahle. Ich blieb fest und erzwang so wenigstens die Führung bis zum „Tantalusgrab". Dort ging die Geschichte von neuem an, und da ich darauf bestand, erst oben am Ziel und nur die ausgemachte Summe zahlen zu wollen, so ging der thörichte Junge wirklich nicht weiter, was mir übrigens ganz einerlei sein konnte, da der Weg zur Burg nicht mehr zu verfehlen war.

So steigern sich in Kleinasien die Unannehmlichkeiten einer Südlandreise bis zu einem Grade, der entschieden die Umkehr erleichtert. Wie ich schon in Rom wegen des Schmutzes und Ungeziefers meine Wohnung wechseln mußte, so stellten meine Erlebnisse zu Pergamon und Sardes selbst die schlimmsten griechischen Nächte in Schatten. Wie schon am 1. März zu Selinunt die Mittagshitze uns zur Vorsicht

Digitized by Google

gemahnt hatte, so war jetzt, Ende Juni, nur noch der Vormittag zu anstrengenden Unternehmungen verwendbar; die erzwungene Ruhe des Nachmittags ließ europäische Bequemlichkeit und Unterhaltung immer schmerzlicher vermissen. Dazu die zunehmende Vereinsamung und die mit jedem Schritt weiter in dem Orient wachsende Schwierigkeit, zu verstehen und verstanden zu werden. Daher wandte ich mich nicht ungern wieder Athen und Europa zu, ja ich gedachte mit steigender Sehnsucht an Freunde, Heimat und heimischen Laut, an unsere gesegneten deutschen Lande mit ihren grünen Wäldern, Wiesen und Feldern, mit ihren biederen, Ordnung und Reinlichkeit liebenden Bewohnern, nicht zuletzt an unser gutes, ehrliches deutsches Geld, das Zeichen unserer gesicherten Zustände und die Bürgschaft stetigen Fortschritts in Wohlfahrt und Gesittung.

Digitized by Google

Heimkehr.

Es war Hochsommer, als ich zu kurzem Abschiede nach Athen zurückkam. Der Zauber der klaren, linden attischen Nächte empfing mich. Aber auch der helle Sonnenschein und die trockene Wärme des Tages erschienen mir keineswegs unerträglich. Zwar zwingt in der Stadt die Fülle des Lichtes auf den blendend weißen Straßen zum schützenden Augenglase zu greifen, und um Mittag pflegt man gerne der behaglichen Siesta in schattigem Zimmer; aber selten erlebt man in der regenlosen Zeit die drückende Gewitterschwüle, welche in nordischen Breiten die Hitze oft so unerträglich macht. Auf dem Lande vollends und in den Bergen badet man mit wahrem Behagen in der köstlichen Sommerwärme; ein sanfter Wind weht unaufhörlich vom Meere her, mit kühlerem Lufthauch die glühende Landschaft erfrischend.

Unvergeßlich sind mir die herrlichen Morgengänge durch die Ruinen der Altstadt; ein schöner Sommertag reihte sich an den andern. Die Luft war so durchsichtig, die Fernsicht so klar, wie ich sie noch nie gesehen: die Berglinie des Peloponnes erhob sich in lichtem Violett aus dem dunkeln Meerblau, in der Flut heller schimmernd die Insel Belbina so klar wie Ägina. Die Gebirge um die gelbstrahlende

Digitized by Google

Ebene, blaugraue Felshalden mit ersterbendem Grün, lagen breit und warm unter dem leuchtenden Sommerhimmel.

Unvergeßlich sind mir auch die herrlichen Abende am Strande von Phaleron. Dorthin fährt alltäglich jung und alt zu erquickendem Seebad. Staatsbahn und Straßenbahn befördern um die Wette die Kühlung suchende Menge. Am Strande spielt allabendlich bis gegen Mitternacht Militärmusik, während der ganze Quai sich mit Lustwandelnden füllt. Die schmächtigen Griechlein, mit peinlicher Sorgfalt in enganliegende schwarze Kleider und hohe weiße Kragen gezwängt, unterscheiden sich deutlich von den stattlicheren Ausländern, welche bequem wie für ein tropisches Klima ausgestattet daherkommen. Eine bunte Menge belebt die Tische, die sich bis hinab in den Ufersand unterhalb der Quaimauer ausdehnen, wo der frische Seewind plätschernde Wellen bis zu den Füßen der Tafelnden heranrollt.

Am Morgen des letzten Tages meines attischen Aufenthalts bestieg ich die Spitze des Marmorgebirges Pentelikon, um Abschied zu nehmen vom herrlichen Lande der Athener. Noch einmal wollte ich von umfassendem Standpunkte aus alle die schönen Örter überblicken, welche mir so lieb und vertraut geworden waren. Weglos ging's zwischen dem Dorngebüsch der kahlen Halden über nacktes Marmorgestein den schattenlosen Felshang hinan. Ich achtete des stromweis rinnenden Schweißes nicht, angefeuert durch die wachsende Aussicht über die Ebenen und Berge zu meinen Füßen und das Meer, aus dem um Sunions Felshöhen in verschwimmender Ferne die Berghäupter der cykladischen Inseln auftauchten. Als ich endlich nach langem, beschwerlichem Aufstieg die Kammhöhe erreichte, da öffnete sich mir plötzlich ein entzückender Blick nach Norden: tief unten mit schöngezeichneter

Digitized by Google

Strandlinie Ebene und Bucht von Marathon, darüber die waldigen Grenzgebirge gegen Böotien. Von rechts her verengt sich das Meer zum Euripus, über dessen blaue Flut die beschneiten Gipfel von Euböa hoch in den glänzenden Äther aufragen; von links her erscheinen über dem Parnes die Götterberge Mittelgriechenlands, Kithaeron, Helikon und Parnaß, Berg über Berg getürmt. In weihevoller Stimmung schied ich von der unvergleichlichen Landschaft; nach einem letzten Blicke hinunter zu dem friedlichen Thale von Marathon stieg ich ab, vor mir die ruinengekrönte Akropolis und das Meer von Salamis.

Um Mittag des 4. Juli dampfte die stattliche „Maria Theresa" des österreichischen Lloyd aus dem Hafen Piräeus. Rasch rückten die Gebirge Attikas in duftige Ferne, gelb lag zwischen ihnen die Ebene im Sonnenbrand über dem tiefblauen Meer, auf dem wir südwärts enteilten. Schon steigen hinter Ägina die dunkeln Zacken der Vulkane von Methana hervor, und wir nähern uns in steter Fahrt dem Ostkap des Peloponnes. Noch ein letzter Blick auf die farbenprächtige Landschaft des saronischen Golfs; dann biegt das Schiff um die Insel Hydra, und die ganze Pracht ist verschwunden.

In nächtlicher Fahrt umschifften wir die drei südlichen Halbinseln des Peloponnes. Am andern Morgen steuerte das Schiff bereits nordwärts. Wir befanden uns geraume Zeit auf der Höhe von Navarin, das jetzt wieder Pylos genannt wird, und konnten den schlachtenberühmten Ort mit Muße betrachten. Die durch den Sieg der Athener im peloponnesischen Krieg bekannte Insel Sphakteria bildet hier eine geräumige Hafenbucht, deren südliche Ausfahrt das moderne Städtchen beherrscht; Alt-Pylos lag am Nordende, wo eine steile Landspitze die Stätte von Nestors Burg bezeichnet. Lange fesseln

Digitized by Google

die gigantischen Formen der Gebirge Arkadiens das Auge, bis die prächtigen jonischen Inseln sichtbar werden. Die sanftere Berglinie von Zakynthos bleibt links, vor uns beherrscht der Ános, der wuchtige Riesenberg von Kephallenia, weithin das Meer und die Inseln, neben ihm erscheint nordwärts in bescheidener Verkürzung der Berggrat von Ithaka. Eine herrliche Klarheit liegt über der Inselwelt; Leukas und die Gebirge Akarnaniens verschwimmen in fernem Blau.

Um 4 Uhr biegt unser Schiff in die großartige Fjordlandschaft des Golfes von Patras ein. Schroffe Bergriesen springen zu beiden Seiten ins Meer vor, die Einfahrt in den korinthischen Meerbusen verengend. Jetzt steigt Patras' weiße Häuserreihe aus dem dunkeln Meer am Fuße hochragender Felsgebirge. Die Sonne sank hinter Missolunghi, und die Dunkelheit brach herein, als wir den Hafen erreichten. Da flammten in der Stadt und ihrer Umgebung bis hinauf auf den hohen Berg dahinter unzählige Johannisfeuer auf, ein feenhafter Anblick in der sternhellen Nacht. Sie sandten uns noch lange die letzten Grüße vom Festland nach, während unser Schiff westwärts steuerte.

Am Morgen des 6. Juli lag Leukas bereits weit hinter uns, und wir erreichten um 8 Uhr die Südspitze von Korfu. Ein unbeschreiblich klarer Sommerhimmel erleuchtete den schönen Meerwinkel und verlockte uns während des kurzen Aufenthalts vor der Stadt, dem Lande der Phäaken einen flüchtigen Besuch abzustatten. Natürlich lenkten wir die Schritte dem Hafen der Altstadt zu, welcher hinter dem Vorgebirge der modernen Festung tief ins Land eindringt. Mitten in der schmalen Einfahrt der weiten, flachen Bucht steht cypressenbewachsen die sagenberühmte Klippe, das verwunschene Phäakenschiff, schwarz auf dem hellglänzenden Wasserspiegel. Mit

Digitized by Google

Freuden begrüßte ich die italienische Pracht der Vegetation, welche mir hier zum erstenmal wieder voll entgegentrat, seit ich Palermo und Girgenti verlassen hatte. Und doch war dieselbe nicht mehr im stande, mich länger auf Korfu zurückzuhalten. Es ging mir wie dem Odysseus, den die Zaubergärten des Alkinoos und selbst die zarte Liebe der schönen Nausikaa von der beschlossenen Heimkehr nicht abzubringen vermochten. So kehrte ich denn zur festgesetzten Stunde auf das Schiff zurück, das Brindisi zusteuernd sich mehr und mehr vom Lande der Griechen entfernte, bis auch die höchsten Spitzen der akrokeraunischen Berge ins Meer tauchten.

So verließ ich nach dreimonatlichem Besuche die schönen Gestade Griechenlands. Welche Fülle erhabener Genüsse und unvergeßlicher Eindrücke hatte ich daselbst gewonnen, weit mehr als in fünf langen Monden in Italien und Sizilien! Zwar nicht so lieblich, so bunt und lockend, wie die italienische Landschaft, begrüßt die griechische den Fremdling. Es fehlt ihr ebenso der üppige Pflanzenwuchs wie der lebensfrohe Menschenschlag. Aber während die modernen Kulturpflanzen und die wechselnden Kulturen zweier Jahrtausende das alte Italien begraben und ein neues von eigenem Wert und Reiz geschaffen haben, ist Griechenland das alte geblieben. Da das griechische Mittelalter und die türkische Zeit wenig zerstört und nichts hinterlassen haben, als ein verödetes, verwildertes Land, so kann die Phantasie die alten Griechen unmittelbar in die verlassenen Ruinenstätten zurückversetzen. Und auch die Entbehrungen und Gefahren, unter denen man der Wildnis die Schätze der antiken Welt abgewinnen muß, erhöhen den Eindruck durch das Eigenartige der Erlebnisse und durch das Gefühl stolzer Befriedigung über das mühsam Errungene; in ungestörter Samm-

Digitized by Google

lung kann man die großartigen Reste genießen, fernab von der lärmenden Straße der zerstreuungsuchenden Menge. So sind die Eindrücke, die man auf dem unentweihten Boden Griechenlands gewinnt, einfacher und tiefer, unmittelbarer und stärker, darum auch wertvoller und dauerhafter. Man fühlt sich durch sie unwiderstehlich zu neuem, gründlicherem Studium des Altertums hingezogen; und dieser begeisterte Drang ist zugleich ein starker Trost in der wehmütigen Abschiedsstunde. Freut man sich doch von Herzen darauf im stillen Frieden der nordischen Studierstube nun mit ganz andern Augen die unvergänglichen Werke der Griechen zu lesen und dabei die klassischen Stätten und Landschaften sich wieder und wieder vorzuzaubern, deren farbenreiches Bild sich unauslöschlich ins Gedächtnis eingegraben hat. So konnte, von neuer Schaffensfreude erfüllt, auch ich getrost sprechen:

Lebt wohl denn, all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort zur zweiten Auflage	5
Rom	9
Weihnachten in Rom	15
Papstmesse	21
Panorama von Rom	28
Neapel	34
Besteigung des Vesuv	47
Palermo	58
Großgriechenland	64
Paestum	66
Selinunt	68
Segesta	71
Girgenti	72
Syrakus	76
Messina	83
Taormina	90
Sizilien	95
Von Catania zum Piräeus	106
Athen	112
Griechenland	117
Institutsreisen	127
Teilnehmer und Leiter	127
Argolis	131
Arkadien	142
Elis	151
Inselreise	155

Digitized by Google

Seite
Ostern in Athen 159
Ithaka 166
Nachschrift 185
Zweite Peloponnesreise 187
Von Olympia zum Ithome 187
Messene 196
Lakonien 200
Delphi 208
Troja 219
Konstantinopel 237
Muhammedanischer Gottesdienst 243
Bosporus 253
Smyrna 258
Ephesus 265
Pergamon 271
Magnesia am Sipylos 277
Sardes 282
Kleinasien 289
Heimkehr 300

Digitized by Google

Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart ist erschienen:

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Inhalt: Der Schulmeister und sein Sohn. — „Zu Straßburg auf der Schanz." — Alte Geschichten aus dem Spessart. — Dorfsagen. — Christ und Jude. Illustr. Gesamt-Ausgabe mit 18 Zeichnungen von H. Merté u. a. Geh. ℳ 2. 50. Geb. ℳ 3. 50.

Diese herrlichen, kernhaften Erzählungen veralten nicht, sie sind und bleiben die wahren Volksbücher. Bei aller Einfachheit erfüllt Caspari das Herz jedes Lesers mit Begeisterung, oft mit Rührung.

Frommel, D. E., Erzählungen. Gesamt-Ausgabe.

I. **Aus der Chronik eines geistlichen Herrn.** (Aus dem untersten Stockwerk. Aus der Familienchronik. Aus vergangenen Tagen.) 4. Aufl. Mit dem Bilde des Verfassers. ℳ 3.—. Schön geb. ℳ 4. 20.

— — II. **Nach des Tages Last und Hitze.** Wanderungen durch Werkstatt, Schlachtfeld und Pfarrhaus. (Der Heinerle von Lindelbronn. ‚O Straßburg, du wunderschöne Stadt!' In zwei Jahrhunderten.) 3. Aufl. Geh. ℳ 3.—. Schön geb. ℳ 4. 20.

— — III. **O du Heimatflur!** Inhalt: 1. Aus goldnen Jugendtagen. 2. Drei Erzählungen für die Jugend. (Den deutschen Buben zu Nutz und Trost. Die Donnermühle im Murgthal. Aus der Sommerfrische.) 3. Der Ratschreiber. 4. D. A. Henhöfer. Ein süddeutsches Pfarroriginal. 2. Aufl. Geh. ℳ 3.—. Schön geb. ℳ 4. 20.

E. Frommel ist nach seinem Tode noch viel allgemeiner als der Schriftsteller und Freund des deutschen Hauses erkannt worden. Den Alten wie den Jungen, den Hohen wie den Niederen bringt er gleich viel Freude, Scherz und Fröhlichkeit mit, wie Erhebung und Tiefe für Geist und Herz.

Maclaren, Jan, Beim wilden Rosenbusch. Lang, lang ist's her. (Schottische Erzählungen I.) Deutsch von L. Oehler. ℳ 4. —. Schön geb. ℳ 5. —.

— — **Altes und Neues aus Drumtochty. Aus der Großstadt.** (Schottische Erzählungen II). Deutsch von L. Oehler. ℳ 4. —. Schön geb. ℳ 5. —.

Maclaren's schottische Erzählungen sind schnell eine Berühmtheit geworden, und doch sind sie einfach und ohne Aufregung — ihr Reiz ist ihre Wahrheit. Von Landleuten, Männern und Frauen des rauhen Hochlandes und aus ihren fast alltäglichen Geschicken werden hier Geschichten erzählt, welche die ganze Seele des Lesers ergreifen, aus denen ein Licht des inneren Lebens leuchtet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Arc 628.16
Von Rom nach Sardes.
Widener Library 005680333
3 2044 081 006 512

Digitized by Google